MARGARETHA von VALOIS

S. 18.20 / K 182.000. —

Margaretha von Valois

MARGARETA · VALESIA · D · G · NAVARR · REGINA

MARGARETHA VON VALOIS
LEBENSERINNERUNGEN

Nebst anderen Dokumenten zu ihrem Leben

Herausgegeben und eingeleitet

von

Beatus Rhein

1 9 2 2

Rösl & Cie. / Verlag / München

LIBRARY
OCT 26 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

DC
122
.9
M2A215
1922

MARGARETHA VON VALOIS UND IHRE ZEIT

Margaretha von Valois, Königin von Navarra und Frankreich, die „Reine Margot", Tochter Heinrichs II., Schwester dreier Könige und erste Gattin Heinrichs IV., dem die Geschichte den Beinamen „der Große" verlieh, erwarb sich Unsterblichkeit durch ein bewundernswertes Maß an körperlicher Schönheit, gegenüber jener um ein Menschenalter älteren Margaretha von Navarra, Verfasserin des weltberühmten „Heptamerone", deren Namen um ihrer Seelengröße und geistigen Bedeutung willen von der Geschichte überliefert wird. Überschwenglich sind die Lobeserhebungen Brantômes, der dieser innig verehrten und angebeteten „Reine Margot" in seinem „Leben der Erlauchten Damen" ein breites Kapitel widmet; aber entkleidet man seine hymnischen Auslassungen auch der schmeichelnden Ausschmückungen des Höflings, so bleibt noch immer soviel Schönheit, um uns an ihre vollkommene außerordentliche Schönheit glauben zu lassen, um so mehr, als auch andere Männer ihrer Zeit beredtes Zeugnis dafür ablegen.

Die Lebenserinnerungen dieser Frau, die von ihr selbst geschrieben sind, haben für uns vor allem den hohen Wert eines persönlichen Dokuments aus jener Zeit, da auch außerhalb des Italiens der Renaissance sich die Bildung und mit ihr der Individualismus bei den Frauen der höheren Stände entwickelte, wodurch allerdings gleichzeitig die Lockerung und der Verfall der Sitten fortschritt, aber doch die Lebensfreude und die Sinnenlust zum Teil feinere, geistig veredelte Formen annahmen. Es ist die Zeit, die in Brantôme ihren Chronisten und in seinen

Büchern ihren Sittenspiegel findet, jene Zeit, in der das Blut nur dem Zweck zu dienen scheint, in Schlachten vergossen zu werden oder sich in Leidenschaften und Abenteuern zu erhitzen, jene Zeit, in der der Mann nur auf dem Felde des Kampfes oder auf dem der Liebe etwas gilt, in der die Frau nur dem Sieger oder dem Geliebten zulächelt. Das gesellschaftliche Leben Frankreichs war in einer Umgestaltung begriffen, die unmittelbar unter dem Einfluß der italienischen Renaissance stand. Franz I. war es, der durch das Medium der Kunst im barbarischen Frankreich der Zivilisation die Wege ebnen wollte, der Frankreich nach dem als Ideal erkannten Kulturzustand Italiens umformen wollte. Aber er fand bei den Künstlern nicht die Begeisterung des Gebens und bei seinen Untertanen nicht die Freude des Nehmens, so daß er auf ein anderes Mittel sinnen mußte, sein Ziel zu erreichen und sein Land auf eine höhere Stufe der Kultur zu heben. Es gelang ihm, indem er dem Volke eine durch Geistesgaben und Erziehung über das gewöhnliche Maß erhabene Frau vor Augen stellte, zu der es aufblicken, die es bewundern konnte. Seine Wahl fiel auf Katharina von Medici, die Tochter jenes ruhmreichen florentinischen Geschlechts, in dessen Wappen Ludwig XI. als Sinnbild der Verwandtschaft und des Bündnisses die bourbonischen Lilien gepflanzt hatte; vierzehnjährig ward sie dem Dauphin vermählt, auf daß sie Frankreich nach dem Sinne ihrer Devise, die ein Regenbogen mit den Worten „Licht und Klarheit" war, beglücke. Einmal auf den Thron gelangt, beherrschte sie Frankreich lange Zeit hindurch auch noch nach dem Tode ihres Gatten, Heinrich II., als Regentin und Ratgeberin ihrer Söhne mit despotischer Strenge. Das „tyrannische Blut der Medici" wirkte sich in ihr aus und inszenierte mit frivoler Geschicklichkeit das große Massaker der Bartholomäusnacht. Aber sie war die erste „Grande-dame" auf dem Throne Frankreichs, das bisher nur kleine Intrigantinnen hervorgebracht hatte, die mehr

um kleiner persönlicher Interessen willen als aus Macht- und Ruhmbegierde ihre Hände in die Politik gemischt hatten. Sie trieb Frankreich tiefer in die blutigen Wirren des Bürgerkrieges, verschärfte den Gegensatz zwischen Katholiken und Reformierten und hielt die Dolche skrupelloser Mordbuben in Sold. Sie, die Repräsentantin der Zivilisation, die erlauchte Trägerin einer aus dem Geiste der Antike wiedergeborenen Kultur, die ehrgeizige Tochter des Rinascimento, die nach dem Urteil der Geschichtsschreiber keines tieferen Gefühls fähig war, beschwor durch die Mittel, mit denen sie nach Festigung ihrer Macht strebte, im Staate die Anarchie herauf und damit eine Anarchie der Sitten. Sie begann das Werk der Zerstörung der Monarchie, das später von den großen Mätressen fortgesetzt und vollendet wurde, und das die Revolution endlich mit ihrem Henkerdienst beenden konnte. Wie sie im politischen Leben die Formen rücksichtsloser Gewalt einbürgerte und ihre scharfe Intelligenz in den Dienst des politischen Verbrechens stellte, so untergrub sie auch die ethischen Fundamente des Adels, der am ersten und unmittelbarsten ihrem Einfluß ausgesetzt war. Sie war ein Kind des goldenen Zeitalters, aber sie trug die Merkmale seiner Dekadenz. Sie sanktionierte das Liebesbündnis ihres Gatten mit Diana von Poitiers und umgab sich mit einem Hofstaat schöner Damen, mit denen sie bei ihren Intrigen äußerst geschickt operierte, sie bereicherte das Arsenal der politischen Machtmittel um eine neue Waffe: die Mätresse, während sie selbst sich den Ehrentitel einer „Grand putain" erwarb. Kein Wunder, daß dies königliche Beispiel bei den Damen des Hofes und der französischen Gesellschaft, ja bis hinunter ins Volk, Nachahmung fand. In seinem „Leben der galanten Damen", das eine fast endlose Aufeinanderfolge skandalöser Ereignisse und erotischer Abenteuer ist, schreibt Brantôme, der Zeitgenosse, der inmitten der Dinge stand: „Was unsere schönen Französinnen anbetrifft, so legten sie früher ein gröbliches

Benehmen an den Tag und hatten keine Ahnung von den Verfeinerungen des Liebesgenusses. Aber in den letzten fünfzig Jahren entlehnten und lernten sie bei den andern Nationen viel Galanterie, Reiz und Liebenswürdigkeit neben der Kunst, sich schön zu kleiden, anmutig zu benehmen und ihren unzüchtigen Trieben nachzugehen. Sie ließen es nicht an Mühe und Eifer fehlen und verstanden sich trefflich darauf, alle diese Fähigkeiten gründlich auszubilden, so daß man wohl sagen kann, sie übertreffen jetzt alle andern in diesen Dingen; was uns auch von den Fremden, die uns besuchen, bestätigt wird. Außerdem klingen unzüchtige Worte, wenn sie von einem französischen Munde ausgesprochen werden, noch weit unzüchtiger, schamloser und aufreizender als sonst. Im übrigen läßt die schöne französische Freiheit, die wir über alles schätzen, die französischen Damen begehrenswerter, zugänglicher, liebenswürdiger und angenehmer erscheinen als alle anderen. Zudem wird der Ehebruch bei uns nicht so scharf bestraft als in den andern Ländern. Unsere Gerichtshöfe und Gesetzgeber haben nämlich eine so hohe Einsicht von dem Mißbrauch gewonnen, den derartige strenge Strafen nach sich ziehen, daß sie sie milderten und veränderten. Waren sie doch in einer Zeit aufgekommen, wo die Willkür der Männer freien Spielraum besaß und wo sie selbst sich ungescheut erlustigten, während dies den Frauen unbedingt verboten blieb. Denn damals durfte keine unschuldige Frau ihren Mann des Ehebruchs beschuldigen, weil sie weder beim kaiserlichen noch beim kanonischen Rechte eine Unterstützung fand. Denn so wollten es die schlauen Männer aus jenen Gründen, welche ein italienisches Liedchen verrät, das sagt: Oh, wie hart bist du, Gesetz der Ehre! Warum verbietest du uns, wozu Natur uns treibt? Diese gab uns gern und im Überfluß, wie allen Tieren, Lust zu lieben. Aber der treulose und betrügerische Mann, der nur zu gut unsere Liebeskräfte und unsere Stärke, süße Lasten zu tragen, kennt, verdeckte seine eigene Schwäche

durch die uns angedrohte Strafe. — Kurzum, in Frankreich ist es gut, die Liebe zu genießen. Ich berufe mich dabei auf unsere glaubwürdigen Gelehrten in der Liebe und sogar auf unsere Kurtisanen, die darüber besser zu philosophieren verstehen als ich. Und, um die Wahrheit zu sagen, man sieht bei uns überall Huren und gehörnte Ehemänner und nirgends wohnt die Keuschheit."

Diese Christen, die den Glauben mit dem Schwerte verteidigten und mit einer Leidenschaft ohnegleichen die Bekehrung der Bekenner des Calvinismus unternahmen, wußten nichts mehr von der Heiligkeit der Ehe; diese Konstitution war ihnen nur ein Mittel zu größerer Freiheit des Liebesgenusses. Der Ehebruch verbarg sich nicht mehr im traulichen Dunkel der Alkoven, sondern trat kühn und frech an die Öffentlichkeit, und kein Wort des Abscheus über eine allzu unverschämte Zuchtlosigkeit wurde laut. Zucht und Sitte fanden keine Freistatt mehr und selbst Klöster verdienten sich mit vollem Recht den Titel einer „Akademie der Freudenmädchen" oder eines „Magazins der Huren der Armee".

So ist die Zeit, in die Margaretha von Valois hinein geboren wurde; aus ihr wird ihr Wesen und ihr Schicksal begreiflich. Sie gab sich, wie sie war, im Auswirken ihrer ureigenen Natur mit jener unbekümmerten Selbstverständlichkeit, die einen Zug der Größe hat. Unsentimental und von robustem Gewissen, ausgestattet mit großen Geistesgaben und manchen trefflichen Charaktereigenschaften, schien sie zu einer glorreichen Laufbahn berufen, durch ihre Abstammung aus altem königlichen Stamme, der mehr als zweihundert Jahre über Frankreich herrschte. Aber ihr Schicksal verdüsterte sich in der zweiten Hälfte ihres Lebens, und sie, die nie eigentlich nach politischem Machteinfluß gestrebt hatte, verließ den Thron nach siebenundzwanzigjähriger kinderloser Ehe mit Heinrich IV., um den Platz an seiner Seite Maria von Medici einzuräumen und nur mehr einem unrühmlichen Dasein voll verschwenderischer Feste und

wechselnder Liebesabenteuer zu leben. Über die Persönlichkeit dieser „Reine Margot", in der als Tochter der Katharina von Medici sich italienisches und französisches Blut mischen, einiges Nähere zu sagen, ihr selbstgezeichnetes Bild aus zeitgenössischen und späteren Dokumenten zu ergänzen, erscheint mir keineswegs überflüssig und vergebene Mühe. So interessant und wichtig auch ihre eigenen Lebenserinnerungen, die sie leider nur bis zum Jahre 1582 führte und erst 1569 beginnen läßt, und Brantômes Porträt der Fürstin sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß in ihnen die geschichtliche Objektivität vergebens gesucht wird. Ist auch Offenheit eine ihrer liebenswürdigsten Charaktereigenschaften, so können wir doch nicht erwarten, daß wir Margaretha in ihren Bekenntnissen sehen, wie sie wirklich war, und ist es auch nicht etwa Schamgefühl, das ihr die Feder hemmt, so ist es doch wohl ein natürlicher Zug weiblicher Politik, der einen Schleier ungelüftet läßt oder die Wahrheit einer Korrektur unterzieht. Brantôme seinerseits ist der in der Gnadensonne ihrer Gunst lebende Höfling, der in seinem Porträt von ihr ihr Weihrauch streut, aber da, wo die Wahrheit schmeichelhaft ist, manchen echten Zug ins Bild bringt, weshalb seine Arbeit über die Königin hier deren Lebenserinnerungen vorausgeht. Auch ist sie beachtenswert als ein Zeit- und Sittenbild, allerdings gesehen und dargestellt von einem Manne, dessen Moral eben die seiner Zeitgenossen war, der „von der Rückerinnerung an die Lustgenüsse so verdorbener Höfe wie der dieser Königin und ihrer Mutter noch ganz trunken" war.

Friedrich Schlegel, der Übersetzer ihrer Lebenserinnerungen, bezeichnet Margaretha als eine „wunderbare Mischung von Andacht und Leichtsinn". Doch sie steht nach Art und Wesen nicht allein in ihrer Zeit. Sie ist eine Vertreterin jenes Typs der Frau, wie ihn in ihrer Weiterentwicklung und Entartung die Renaissance schuf, jenes sinnlich entflammten und stark zur Aktivität drän-

genden Weibes, das seine Kräfte im Spiel der Leidenschaften sich auswirken läßt und das in seinem ethischen Bewußtsein keinen Unterschied zwischen Gut und Böse kennt, das hemmungslos nach starken Impulsen lebt und ohne seelische Empfindlichkeit unter der Direktion seiner Instinkte steht. In Katharina von Medici fand sie nicht die Mutter, die ihr Schranken gesetzt oder zartere Sitten in ihr Herz gepflanzt hätte. Diese große gekrönte Intrigantin kannte und lebte nur für ihre politischen Interessen und ein Opfer dieser Interessen ward auch Margaretha, als man sie Heinrich, dem Sohne Antons von Navarra, als Gemahlin zuführte. Nicht, als ob diese Ehe Margaretha das Joch schwerer Leiden auferlegt hätte; es lag ihr fern, ihm seine Amouren mit ungezählten Frauen zu verübeln. Seinem Beispiel und ihren Talenten folgend, eiferte sie ihm nach in der Unersättlichkeit und Wahllosigkeit der Liebesabenteuer, wobei sie in ihren späteren Jahren bis zu den Stallknechten hinunterstieg. Mit einer Unzahl von Mätressen, die der Name jener schönen Gebrielle d'Estrées krönt, hatte Margaretha bei ihrem Gatten zu rivalisieren, wie sie sich in die Gunst ihres Bruders Heinrich III. mit jenen berühmt-berüchtigten Lieblingen der königlichen Gnade, jenen verhätschelten und verschwenderisch geliebten Dienern und Helfern der sexuellen Ausschweifungen teilen mußte, jenen femininen, nach Frauenart geputzten Männern, die das Volk „Mignons" nannte. Von seiten dieser Mannjungfern hatte die spottlustige Margarethe, die an der Unnatur des Königs und seiner Favoriten keinen Geschmack fand, manchen Streich der kleinlichen und hämischen Rache, wie sie solchen Existenzen eigen ist, zu erdulden. Doch mit bemerkenswerter Ruhe und Fassung fand sie sich ab mit allen diesen Ränken und Intrigen und lebte unbekümmert und unerschüttert ein Leben nach ihrer Fasson, ein Leben, das wir im folgenden näher betrachten wollen.

Margaretha von Valois wurde im Jahre 1552, am 14. Mai, geboren. Sie war das achte Kind Heinrichs II.

mit Katharina von Medici. Von ihren Geschwistern waren ein Bruder und zwei Schwestern jung gestorben; am Leben waren noch der Dauphin, der spätere Franz II., Karl IX., Heinrich III., der Herzog von Anjou, welcher 1584 starb, Elisabeth, die Gemahlin Philipps II. von Spanien, und Claudia, die Gemahlin des Herzogs von Lothringen. Mit dieser Schar von Erben schien dem Hause Valois der dauernde Besitz des französischen Thrones gesichert zu sein. Dennoch war Margaretha die einzige unter diesen Nachkommen, die das fünfzigste Lebensjahr erreichte, und mit ihr starb dies Geschlecht, das die Krone Karls des Großen getragen hatte, aus. Nach kurzer Herrschaft fällte der Tod ihre drei krontragenden Brüder, und so kam es, daß jenem Heinrich von Navarra, der bei seiner Geburt im Dezember 1553 siebzehn Häupter zwischen sich und der Krone stehend fand, dennoch der Thron zufiel, als Mörderhand zu Saint-Cloud Heinrich III. aus vollem Leben riß.

Ihre ersten Lebensjahre verbrachte Margaretha im Schlosse von St. Germain-en-Laye. Gemeinsam mit ihr wurden dort ihre beiden Schwestern Elisabeth und Claudia und die spätere Königin Maria Stuart erzogen, mit aller Sorgfalt, wie sie den Prinzessinnen eines so hohen Hauses gebührt. Man sagt, daß ihre Talente und ihr Fleiß sehr groß gewesen seien und daß es außer Johanna d'Albret, Heinrichs IV. Mutter, zu ihrer Zeit keine Prinzessin gegeben habe, die so ausgebreitete Kenntnisse besessen und in ihren geistigen Fähigkeiten so entwickelt gewesen sei. Die Erziehung lag in den bewährten Händen einer Edelfrau, die bereits bei sieben Königinnen das gleiche Amt verwaltet hatte.

Ein Jahr nach Margaretha wurde Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra, wie sie selbst ein Abkömmling Ludwigs des Heiligen, geboren. Er war durch dasselbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der wirkliche Erbe des französischen Thrones. Bei seiner Geburt begrüßte sein Großvater in ihm den Erben von

Navarra und Bearn, den Fortsetzer der alten Provinzialselbständigkeit der unter seiner Herrschaft vereinigten französischen Landschaften und der Krone von Navarra. Als seine Tochter Johanna ihrer Entbindung nahe war, ließ er sie auf sein Bergschloß Pau an der Gave kommen, auf daß sich alles nach der Weise des Landes vollziehe. Sie sollte wie die eingeborenen Frauen, von deren Art sie war, singend gebären, das heißt, während der Wehen ein in Bearn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmen. Als der Enkel geboren war, trug ihn der Großvater in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schale mit einheimischem Wein, ließ ihm den Duft davon in die Nase steigen, einen Tropfen die Zunge netzen und herzte und küßte ihn dann, während er ihm prophezeite, das werde ein echter Bearner sein. Der Knabe wurde einer Bauersfrau zur ersten Pflege anvertraut und später in das Gebirge nach Coirazze geschickt, wo er mit Altersgenossen barhaupt und nacktfüßig die Berge durchstreifte und auf unwegsamen Pfaden heimisch wurde. Der Vierjährige bereits wurde von seinem Vater Anton von Navarra an den Hof zu Amiens gebracht und dort dem König Heinrich II. von Frankreich vorgestellt, der ihn sofort liebgewann. Auf die Frage des Königs, ob er sein Sohn sein wolle, antwortete der Knabe in seiner drolligen Bearner Landessprache: „Quet es lo seigne Pay!“ (Dieser ist mein Herr Vater!), worauf der König, von seiner Art entzückt, sagte: „Nun denn, wenn du nicht mein Sohn sein willst, möchtest du dann etwa mein Schwiegersohn sein?“ Und der Prinz rief: „O bè!“ (O ja!) Von diesem Zeitpunkt ab galt zwischen den beiden Höfen die Vermählung des Prinzen von Navarra mit Margaretha von Valois als beschlossen, und man glaubte sich damals von dieser Verbindung Glück versprechen zu dürfen. Heinrich II. war bemüht, den jungen Navarra als Spiel- und Studiengefährten für den Dauphin Franz zu gewinnen und beide wurden hierauf zu Vincennes erzogen. Später kam der junge Prinz an das Kollegium von Navarra, wo

er seine Jahre mit dem Herzog von Anjou und dem Prinzen von Joinville, nachmaligem Herzog von Guise, verlebte. Was die religiöse Erziehung unseres jungen Navarra anbetraf, so wachte seine glaubenseifrige Mutter nach dem frühen Tode ihres Gatten sorgsam darüber, daß er ein Streiter für den in ihrem Lande herrschenden protestantischen Glauben werde und mit fünfzehn Jahren schon brachte sie ihn nach Rochelle, wo sich die Protestanten zum Widerstand gegen ihre Verfolger vereinigten. Mit dem Gelöbnis, das Schwert für den Glauben zu führen, trat er in ihre Mitte, und damit begann ein Leben, das reich an Kämpfen war.

Margaretha war zwanzig Jahre alt, als ihre Vermählung mit diesem Heinrich von Navarra vollzogen wurde. Schon stand sie im Rufe eines ausschweifenden und den Lastern ergebenen Lebens. Das Gerücht übertrieb zweifellos, denn schon der Elfjährigen sagte man Abenteuer nach, die unbedingt ins Reich der Erfindung zu verweisen sind. Wohl nicht alle Handlungen, die man ihr zuschiebt, fallen ihr in Wirklichkeit zur Last. Als Gattin eines Protestanten war sie unbeliebt bei Katholiken und Protestanten, und aus den Reihen dieser Hassenden erstand ihr mancher Verleumder. Satirenschreiber und andere giftige Skribenten machten die Reine Margot mit Vorliebe zur Zielscheibe ihrer versteckten und dennoch allzu durchsichtigen Bosheiten. Eine solche Schrift, die unter dem Titel „Le divorce satyrique, ou les amours de la reine Marguerite“ bekannt ist und in der ihr Verfasser den Anschein erweckt, als ob sie von Heinrich IV. selbst geschrieben worden sei, beschuldigt die Königin einer großen Menge von Liebesintrigen; unter anderem heißt es darin: „Ich weiß sehr genau, daß sie zu ihren unsauberen Eroberungen auch ihre Brüder hinzufügte, von denen der eine, Franz, Herzog von Alencon, so lange er lebte, Blutschande trieb, und Heinrich (Heinrich III.) sie deswegen so sehr verachtete, daß er sie seitdem nicht mehr lieben konnte. So sieht die Jungfrau aus, die meine

Verwandten und das allgemeine Wohl mich als schön und ehrbar erwählen ließen." Sauval schreibt in seinen „Mémoires historiques et secrets concernant les amours des rois de France": Trotz der Lästerzungen, die zu jener Zeit lebten, kann ich doch nicht glauben, daß Heinrich III. eine solche Leidenschaft für seine Schwester genährt habe. Sie rühmte sich in der Tat, daß er aus Liebe zu ihr in Paris einen Ritterorden habe stiften wollen... Mehrere behaupten, daß er diesen Orden aus Liebe zu seiner teuern Margaretha gestiftet habe, mit welcher er einen Ehevertrag schloß, den seine Günstlinge unterzeichneten, wie die Verleumder jener Zeit aussprengten, und dadurch Anlaß zur pétarade de Maugiron gaben... Wenn wir von den Brüdern (Karl IX., Heinrich III. und Franz, Herzog von Alencon) auf die Schwester kommen, so sagt uns die üble Nachrede, daß sie ein so schamloses Leben führte, daß die ganze Welt darüber errötete, und daß sie nicht nur, wie bemerkt worden ist, ihre Brüder liebte und von ihnen wieder geliebt worden ist, sondern daß sie, da sie für Karl IX. mehr Leidenschaft fühlte, als für die übrigen, es in ihren Memoiren, durch das große Lob, welches sie ihm erteilt, zu verstehen geben wollte. Lästerzungen fügen hinzu, daß sie, da sie von ihrem Gemahl kein Kind haben konnte, einen Knaben von einem andern hatte und daß sie in der Rue du Four in einem Hause gegenüber der Rue des deux Ecus gebar. Man beschuldigte sie ferner, daß sie nebst einer andern Prinzessin und der Frau eines Günstlings den Tod Conconas und La Moles verursacht habe, die man auf dem Grèveplatz hinrichtete, mehr darum, weil sie das königliche Blut und das Ehebett eines Günstlings Karls IX. entehrt hatten, als weil sie zur Partei der Unzufriedenen gehörten. Ferner soll auf Befehl der Königin von Navarra der Kopf La Moles entwendet, nach Montmartre gebracht und in der Kapelle der Märtyrer begraben worden sein, auch soll sie ihn lange Zeit unter dem Namen Hyazinth beklagt und beweint haben. Nach dem Tode dieses schönen Jünglings soll eine aus-

schweifende Schar von Lüstlingen ihre Gunst mit solcher Schamlosigkeit genossen haben, daß Heinrich III., der sie so sehr geliebt hatte, sie wegen ihrer Lasterhaftigkeit aus dem Louvre gejagt habe. Als sie dann im Palaste des Erzbischofs von Sens wohnte, machte ein Witzbold folgendes Epigramm:

„Als Königin gehörte sie in den Palast der Könige;
Als Hure mag sie wohl mit Recht in eines Priesters Hause wohnen."

Sie wurde von allen Seiten beobachtet und man behauptet, sie habe sowohl aus diesem Palast, als auch aus jenem, den sie in der Vorstadt Saint-Germain besaß, ein Serail gemacht. In beiden soll ihr Gemach der Schauplatz niedriger Lüste gewesen sein, und sie soll sich in den Schlummer stets durch die für sie so ergötzlichen Erzählungen von Liebesabenteuern ihrer Höflinge und Hofdamen habe wiegen lassen. Einige Leute erzählen, daß sie eines Tages ein Irrenhaus besucht habe. Unter mehreren Narren, die man in den Hof kommen ließ, befand sich auch ein Schuhflicker, der sich für den König von Frankreich hielt. Kaum erblickte dieser sie, so schrie er: „Ah, da bist du ja, du Hure; du hast mir viel zu schaffen gemacht!" Und da er im Begriff war, noch mehr zu sagen, führte man ihn schleunigst in seine Zelle zurück, obwohl die Königin aus vollem Halse lachte. — Ich zitiere diese Blätter aus der Skandalchronik der Reine Margot, weil sie, wenn auch nicht Dokumente der Wahrheit vielleicht, so doch Belege für die Meinung ihrer Zeitgenossen sind. Ein Kommentator von Brantômes „Vie des Dames galantes" in der berühmten Ausgabe von 1740 bezieht folgende darin enthaltene Stelle auf Margaretha: „Ich habe einen großen Fürsten gekannt, der auf Zureden seiner Mutter eine Jungfrau und Prinzessin genoß, weil er wußte, daß sie einen Fürsten heiraten sollte, welcher ihm großes Mißvergnügen bereitet und die Staaten seines Bruders sehr beunruhigt hatte. Er entjungferte sie und

freute sich ihrer mannhaft, und in zwei Monaten wurde sie diesem Fürsten als ‚Jungfrau' zur Gattin übergeben, welche Rache an ihm in Erwartung einer noch heftigeren, die er in der Folge übte, sehr gelind war." Die Note des Herausgebers hierzu lautet: „Dies kann man mit Grund auf Margaretha von Valois, den König von Navarra, den Herzog von Anjou und die Bartholomäusnacht beziehen." Diese Urteile über den Lebenswandel der Margaretha sind in ihrer Schärfe auffallend und bemerkenswert, wenn man bedenkt, daß der Hof der Königinmutter Katharina als eine Hölle der Verderbtheit und Schule des Lasters verschrien war und es schwer fällt, anzunehmen, daß Margaretha bei diesem moralischen Niveau noch eine derartige Sonderstellung eingenommen haben soll. Daß eine Frau von solcher ungewöhnlichen Schönheit und solchem Temperament wie Margaretha, in ihrer Stellung als Königin der Mode und des Prunks, als Mittelpunkt der höfischen Feste, in ihren Hingaben und Leidenschaften maßvoll und wählerisch gewesen wäre, hätte nicht der Zeit und ihren Sitten entsprochen. Sie, die den Namen „Venus-Urania" als Ehrentitel trug, genoß ohne Zweifel alle von der lockeren Moral ihrer Zeit sanktionierten Freiheiten, aus denen man ihr nur dann einen Vorwurf machte, wenn es die Stimmung und die machiavellistische Politik des Hofes erforderte. Dann aber mußte sie zum Sündenbock gestempelt werden und man zog alle ihre Entgleisungen und Verfehlungen ans Tageslicht, man sparte nicht mit Intrigen und Verfolgungen, und Schikanen aller Art verbitterten ihr das Leben, aus dessen längst bekannten Heimlichkeiten man für den Augenblick eine Staatsaktion machte. Da wird der Hof plötzlich zum Sittenwächter und hält Margaretha öffentlich eine Liste ihrer Liebhaber vor, Verleumdungen wird der Wert der Wahrheit beigemessen und man kann sich nicht genug tun in Entrüstung über ihre Zuchtlosigkeit. Sobald man diese Dinge aber nicht mehr braucht, findet man eine Entschuldigung für sie und alles wird vergessen und vergeben. Marga-

retha aber weiß auch aus diesem Beruf als Opfer der Intrigen ihren Nutzen zu ziehen und sie darf sich in ihren Lebenserinnerungen mit einigem Recht als verfolgte Unschuld darstellen. Resultate der Politik auch waren ihre Trennungen und Wiederversöhnungen mit ihrem Gemahl, nicht Liebe, nicht Gefühlsregungen führten sie in seine Arme zurück, und Politik endlich war ihre Scheidung von dem auf Frankreichs Thron erhobenen Heinrich; denn sie konnte ihm den Erben nicht schenken, den die Krone erforderte. Doch nur einer Frau, die seines Ranges würdig wäre, wollte sie weichen; sollte er dagegen die Absicht haben, an ihren Platz eine Person von niederer Herkunft zu erwählen, die „ein so schmutziges und verachtungswürdiges Leben geführt habe wie Gabrielle d'Estrées (seine damalige Favoritin), so sei sie entschlossen, den Platz nicht zu räumen". Nach dem Tode dieser Gabrielle bat sie selbst den Papst, ihre Ehe zu lösen.

Die erste, historisch beglaubigte Liebe Margarethens fällt allerdings in die frühe Jugend. Gegenstand dieser Neigung war Heinrich von Guise. Von einer Vermählung mit diesem Prinzen, obgleich er einem der ersten Häuser angehörte, wollte die Mutter und ihre Partei nichts wissen. Man hatte andere Pläne mit ihr, war doch ihre Schönheit ein Kapital, aus dem man hohe Zinsen zu schlagen hoffte. Dabei dachte man eine Zeit lang an eine Verbindung mit Sebastian, König von Portugal, aber jene heftige Neigung der Prinzessin zu Guise ließ sie dieser Absicht unbedingten Widerstand entgegensetzen, sehr zur Verzweiflung des Hofes und ihrer Familie. Doch auch Margaretha fügte sich endlich der Staatsraison und dem energischen Zwang ihrer Mutter, die keinen Widerspruch duldete, wenn es um die Politik ging. Und so war es Margaretha selbst, die, nachdem sie sich zu einiger Kühle und Besonnenheit durchgerungen hatte, dem Prinzen von Guise den Rat gab, durch die Verbindung mit einer andern Prinzessin ihrem Liebesbunde, der nicht nur platonisch geblieben zu sein scheint, ein Ende zu machen;

möglich, daß man dabei ihrem Entschluß durch eine Drohung gegen den Geliebten nachgeholfen hatte; denn der Dolch eines Meuchlers war in jenen Tagen billig zu haben. Margaretha scheint übrigens nach dieser Wendung der Dinge nicht an wundem Herzen gelitten zu haben; sie tröstete sich und zählte später den verheirateten Geliebten zu der Schar ihrer Anbeter, unter denen er auf Grund jenes früheren Verhältnisses wohl in höherem Maße als die meisten der andern Intimitäten und Freiheiten genoß, die ihm dann eine Art Verbannung aus dem Kreise der Vertrauten eintrugen. Diese Beziehungen zu Heinrich von Guise sind in ihren Lebenserinnerungen seltsamerweise nicht erwähnt.

Ihre Eheschließung mit Heinrich von Navarra, dem späteren Könige Frankreichs, die der päpstlichen Erlaubnis bedurfte, ist ein Staatsakt wie jeder andere. Wo Klugheit die Handlungen diktiert, muß die Stimme des Herzens schweigen, und Margaretha wird dieses Bündnis eingegangen sein mit dem Bewußtsein, für die Politik nun genug getan zu haben und ihr Privatleben ganz von eigenem Willen leiten zu lassen. Es war kein Idyll, diese Ehe, die mit dem blutigen Massaker der Bartholomäusnacht begann, bei dem Margaretha selbst in größter Gefahr schwebte und auf den Knien um das Leben des ihr eben angetrauten Gatten flehen mußte. Es fehlte nicht viel, so hätte die eigene Mutter, Katharina von Medici, auch sie den Henkern ausgeliefert.

Von ehelicher Treue konnte in diesem Bündnis zwischen Heinrich und Margaretha nicht die Rede sein. Doch bleibt es unentschieden, ob die Zahl seiner Mätressen größer ist, als die ihrer Galane. Selbst ihr Bruder betitelte den Gatten des öfteren als Hahnrei, aber der Geweihschmuck war damals auch an gekrönten Stirnen nichts Ungewöhnliches. Eine Liebschaft, die vielleicht etwas mehr in die Tiefe ging, als viele andere, war die zwischen Margaretha und dem Monsieur de Chanvallon, die eine Reihe von Jahren hindurch Bestand hatte und der

ein Sohn entsproß, der als Kapuzinermönch unter dem Namen Père Ange lebte. Der uns überlieferte Briefwechsel zwischen der Königin und dem Chevalier, der recht überschwenglich im Stil der Verliebten als „mein liebes Herz" bezeichnet wird, zeigt einen verschwenderischen Aufwand an Gefühl und Sentimentalität, die gewiß mehr rhetorische Formen als echte Empfindung sind. Jedenfalls hinderte diese zarte Neigung sie nicht, ihre Gunst auch noch vielen andern zuzuwenden. Zwischen ihren Amouren aber fand sie immer noch Zeit, die Seele zu Gott zu erheben und in Zerknirschung zu den Füßen des Gekreuzigten hinzusinken, um nach bitteren Bußübungen sich wieder den süßeren Reizen der Wollust und dem Taumel der Orgien zuzuwenden. Das Verblühen ihrer Reize legte ihr keine Zurückhaltung auf. Ihre Leidenschaft und Lust am Manne bleibt jung und wenn sie liebt, geschieht es mit Einsatz alles Temperaments. Obgleich sie fett und runzelig geworden, erglühen Knaben noch in Eifersucht um sie und morden einander, weil dieser heute das genießt, was jenen gestern glücklich machte und ihr naiver Sinn es nicht versteht, daß Reine Margot nicht beständig sein kann und keine Treue kennt. Es war das Blut der Medici in ihr, das nicht zur Ruhe kam und sie das Leben bis zum schalen Reste auskosten ließ. Sie war die letze „Lilie" des alten Hauses Valois; man kann nicht sagen, daß sie in Größe und Schönheit endete. Als der Tod sie brach, war sie schon sehr welk und keine Spur des einstigen Duftes haftete mehr an ihr.

DIE LEBENSERINNERUNGEN DER MARGARETHA VON VALOIS, KÖNIGIN VON FRANKREICH UND NAVARRA, VON IHR SELBST GESCHRIEBEN UND BRANTOME GEWIDMET

An Brantôme

Weil Ihr Werk so voll ist von meinem Lobe, so kann ich es nicht so loben, als ich sonst wohl hätte tun müssen; denn jetzt würde man mein Lob als ein bloßes Selbstlob ansehen, und man würde von mir wie von Themistokles denken, daß ich diejenigen am meisten schätze, die mich am meisten bewundern. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fehler der Frauen, daß sie sich im Lobe, auch im unverdienten, zu sehr gefallen. Damit kann ich aber nicht übereinstimmen und möchte am liebsten in diesem Stücke gar nicht zu meinem Geschlechte gezählt werden. Demungeachtet kann ich nicht anders als stolz sein, daß ein so geehrter Mann mein Bildnis mit so reichem Pinsel zu entwerfen würdigte, wenngleich der Schmuck der Malerei bei weitem die Vortrefflichkeit der dargestellten Figur übertrifft. Besaß ich einst auch wirklich einige von den Zügen, so wie Sie sie zeichneten, so sind sie längst durch meine Leiden bis auf die leiseste Erinnerung zerstört, so daß, als ich mich in Ihrer Darstellung spiegeln wollte, es mir wie der alten Frau von Rendan erging, die sich nach ihres Mannes Tode lange nicht im Spiegel besehen hatte; als sie nun nach langer Zeit zufällig in einer Gesellschaft sich im Spiegel erblickte, fragte sie verwundert: „Wer ist denn diese?"

Meine Freunde behaupten mir zwar das Gegenteil, aber ihr Zeugnis ist mir verdächtig; ihre Augen sind von der

Zuneigung geblendet. Am Ende würden Sie, glaube ich, ganz meiner Meinung sein und den Vers von Du Ballay sagen, den ich oft anführe: C'est chercher Rome en Rome, et rien de Rome en Rome ne trouver. So wie man aber gern von der Zerstörung Trojas, von der Größe Athens oder von anderen mächtigen Städten in ihrer höchsten Blüte liest, obgleich die Überreste so gering sind, daß man kaum noch den Platz erkennen kann, wo sie ehemals gestanden, ebenso ergötzen Sie sich damit, eine Schönheit zu beschreiben, von der es weder einen Überrest, noch sonst irgendein Zeugnis gibt, als eben Ihre Beschreibung. Natur und Schicksal haben um die Wette ihre ganze Macht um mich aufgeboten; keinen schicklicheren Gegenstand hätten Sie wählen können, um den Streit der beiden Mächte zu beschreiben. Von dem, was die Natur getan, waren Sie Augenzeuge und bedürfen darüber keines weiteren Unterrichts. Meine Schicksale aber können Sie nur durch fremde Berichte erfahren haben, die doch niemals zuverlässig sind; denn oft werden sie entweder durch übelgesinnte oder auch übelunterrichtete Leute gegeben, und weder Bosheit noch Unwissenheit sind wahrhaft. Darum denke ich, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, diese Geschichte von einer Person zu erhalten, die am besten unterrichtet ist und die zugleich das größte Interesse hat an der Wahrheit der Darstellung. Ich ward auch noch durch einige Bemerkungen bestimmt, die ich Gelegenheit hatte, bei einigen Irrtümern, die sich in Ihrem Werke finden, zu machen. Nämlich da, wo Sie von Pau sprechen und von meiner Reise nach Frankreich; auch, wo vom Marschall von Biron die Rede ist; von Agen, auch von dem Abzug aus dem Ort des Marquis von Canillac.

Ich werde also meine Memoiren aufzeichnen, die um ihrer unverfälschten Wahrheit willen wohl verdienten, daß ich ihnen den Namen Geschichte beilegte; eine solche bedürfte aber einer sorgfältigen Ausarbeitung, zu der ich weder die Fähigkeit, noch die gehörige Muße habe.

Die vorhergegangenen Vorfälle, nebst denen der letzten Zeit, zwingen mich, mit der Zeit des Königs Karl anzufangen; auch ist es das erste, dessen ich mich als merkwürdig in meinem Leben entsinnen kann. So wie die Erdbeschreiber, wenn sie bis zur letzten Grenze ihres Wissens zurückgegangen, sagen: jenseits findet sich nichts als Sandwüste, unbewohntes Land und unschiffbares Meer, — so will auch ich sagen: rückwärts ist nichts als die Leere der ersten Kindheit, in der wir von der Natur allein geleitet mehr ein Pflanzenleben, als ein menschliches, von der Vernunft regiertes Leben führen. Diese überflüssigen Untersuchungen will ich gern denen überlassen, die meine Kindheit erzogen und leiteten. Vielleicht findet man auch unter meinen ersten kindlichen Handlungen einige, welche ebenso des Aufschreibens würdig wären, als die des Themistokles oder Alexanders; da der eine sich vor den Pferden eines Wagenlenkers niederwarf, der sich durch des Knaben Bitten nicht wollte abhalten lassen, durch eine enge Straße zu fahren, in der jener sich ein Spiel errichtet hatte; und der andre, der die Preise der Wettrennen verachtete, wenn sie nicht über Könige davongetragen. So könnte auch wohl die Antwort zu diesen bemerkenswerten Zügen gehören, die ich dem Könige, meinem Vater, wenige Tage vor jenem entsetzlichen Stoße gab, welcher Frankreich die Ruhe und unserm Hause sein Glück nahm. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt, als mein Vater, mich auf seinen Knien haltend und mit mir spielend, zu mir sagte: ich sollte wählen, welcher von den beiden, die damals im Zimmer waren und mit mir spielten, mir ergeben sein sollte: der Prinz von Joinville, nachmals der große und unglückliche Herzog von Guise, oder der Marquis von Beaupreau, Sohn des Prinzen La Roche sur Yon, den die Natur mit so außerordentlichem Verstande begabte, daß er den Neid des Schicksals auf sich zog; in seinem vierzehnten Jahre entriß der Tod ihn dem Ruhme und den Kronen, die den Tugenden und dem hohen Edelmute, welche aus seinem Verstande her-

vorleuchteten, bestimmt waren. Auf meines Vaters Frage sah ich beide an und wählte den Marquis. „Warum diesen?" fragte mein Vater, „er ist nicht so schön als der Prinz von Joinville," dieser war blond und von heller Farbe, der Marquis aber war braun von Haar und Gesicht. „Weil er klüger ist," antwortete ich meinem Vater, „und weil der andere immer Meister sein will und keinen Tag ruht, bis er irgend jemand Schaden zugefügt hat." Wie richtig ich ihn damals beurteilt, haben wir seitdem gesehen.

So auch der Widerstand, den ich getan, meinen Glauben zu erhalten, da der ganze Hof von Ketzerei angesteckt war; bei dem Kolloquium von Poissy, den gebieterischen Überredungen vieler Herren und Damen bei Hofe, sogar meinem Bruder von Anjou, dem nachmaligen König von Frankreich, der in der Kindheit dem unglücklichen Hugenottenwesen nicht widerstehen konnte. Dieser drang unaufhörlich in mich, daß ich die Religion verändern sollte, warf meine Gebetbücher ins Feuer und gab mir an deren Stelle die Psalmen und Gebetbücher der Hugenotten. Ich überlieferte diese aber sogleich meiner Hofmeisterin, der Frau von Courton; diese war durch die Gnade Gottes eine Katholikin geblieben. Sie führte mich oft zu dem guten Kardinal von Tournon, der mich mit seinem Rat darin bestärkte, alles zu erdulden, um nur meinen Glauben zu erhalten; auch versah er mich immer wieder mit neuen katholischen Gebetbüchern und Rosenkränzen, wenn mein Bruder von Anjou sie verbrannt hatte. Die vertrauten Freunde von diesem, die mich zu verderben unternommen hatten, schalten mich und begegneten mir zornig, wenn sie diese Dinge immer wieder bei mir antrafen; sie nannten es bloße Kinderei und Albernheit, sagten, ich hätte keinen Verstand und würde immer so dumm bleiben wie meine Hofmeisterin. Mein Bruder von Anjou fügte dann noch die Drohung hinzu, daß die Königin, meine Mutter, mir die Rute würde geben lassen. Dieses redete er aber nur so, ganz ohne Grund, denn die

Königinmutter wußte nichts davon, daß er in solche Irrtümer geraten war; im Gegenteil, sie bestrafte, als sie es erfahren, sowohl ihn als auch seinen Hofmeister, ließ sie aufs neue in der Religion unterrichten und zwang sie, den wahren heiligen alten Glauben unserer Väter zu bekennen, von dem sie selbst sich nie entfernt hatte.

Ganz in Tränen zerfließend, zu denen man in einem Alter von sieben bis acht Jahren sehr leicht geneigt ist, antwortete ich meinem Bruder auf seine Drohungen: daß er mich peitschen, ja daß er mich könnte umbringen lassen, wenn er es wollte; ich würde alles Ersinnliche eher erdulden, als mich in die Verdammnis zu stürzen. Manche Antworten, manche Zeichen der Entschlossenheit und der reifen Beurteilung möchten noch aufgefunden werden können; ich überlasse aber diese Untersuchungen ungestört andern und fange meine Memoiren von der Zeit an, da ich in das Gefolge der Königinmutter kam, um es nicht wieder zu verlassen; denn gleich nach dem Kolloquium von Poissy, als die Kriege begannen, wurden wir Kleinen, mein Bruder von Alencon und ich, nach Amboise gesendet, wohin sich auch alle Damen des Landes mit uns zurückzogen; auch Ihre Tante, Frau von Dampierre, die damals viel Freundschaft für mich hatte, welche sie mir bis an ihren Tod erhielt; und Ihre Kusine, Frau von Rais, die damals die glückliche Nachricht erhielt, das Schicksal habe ihr in der Schlacht bei Dreux die Gunst erzeigt, ihren ersten Mann, Herrn von Annebaut, von ihr zu nehmen, der es in jeder Rücksicht nicht verdiente, eine so göttliche Frau zu besitzen. Mit Ihrer Kusine stand ich damals aber noch nicht in dem gleichen Verhältnis, das noch jetzt fortwährt und gewiß ewig dauern wird. Die Freundschaft Ihrer Tante fing aber schon damals an; ihr hohes Alter und meine Kindheit stimmten wohl füreinander. Es ist in der Art der alten Leute, die kleinen Kinder zu lieben; so wie es dem blühenden Alter, in dem Ihre Kusine damals stand, ganz

natürlich ist, die lästige Einfalt der Kinder zu hassen und zu verachten.

Dort blieb ich nun bis zur großen Reise[1]); damals nahm die Königinmutter mich zu sich an ihren Hof, den ich seitdem nicht wieder verließ. Diese Reise aber beschreibe ich auch nicht; ich war zu jung, als daß ich mich besonderer Umstände davon erinnern könnte. Außer der Erinnerung im ganzen ist mir das übrige wie ein Traum verflogen. Sie und andere, die damals im reifern Alter und verständig genug waren, alles zu bemerken, mögen von der Pracht reden, die bei diesen Gelegenheiten erschien. So wie zu Bar le Duc bei der Taufe meines Neffen, des Prinzen von Lothringen; zu Lyon bei der Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Savoyen; zu Bayonne bei der Zusammenkunft meiner Schwester, der Königin von Spanien, der Königinmutter und des Königs Karl, meines Bruders. Gewiß vergessen Sie nicht, das kostbare Fest und das Ballett zu beschreiben, das meine Mutter, die Königin, auf der Insel gab, wie auch den Saal, den die Natur eigentlich dazu bestimmt zu haben schien, indem sie mitten auf jener Insel eine große ovalförmige Wiese mit den höchsten Bäumen umgab, in deren Schatten die Königinmutter ringsumher große Nischen anbringen ließ und in jeder dieser Nischen eine Tafel für zwölf Personen. Am Ende dieses Saals erhob sich die Tafel für die königlichen Personen auf vier Stufen von Rasen. Alle diese Tafeln wurden von Schäfern und Schäferinnen bedient, die in Atlas und Goldstoff, in verschiedenen Truppen und nach den verschiedenen Trachten aller französischen Provinzen gekleidet waren; wie man von Bayonne nach der Insel in kostbar verzierten Gondeln und Kähnen fuhr, von Tritonen und Meergöttern umgeben, die auf Hörnern bliesen und schöne Verse sangen. Bei der Landung auf der Insel, während man auf dem dazu gemachten Rasen nach dem Saale ging, tanzten von beiden Seiten des Wegs auf schönen Wiesen jene Schäfer und Schäferinnen, jeder Trupp die

eigentümlichen Tänze seiner Provinz; die aus Poitou mit der Schalmei; die Provencalen ihre Volte mit den Pauken; aus Bourgogne und Champagne mit der kleinen Oboe, der Geige und dem Tambour; die Bretonen das Passe pied und den fröhlichen Branle-Tanz; und so fort jede Provinz ihre eigentümlichen Tänze und ihre Musik. Wie nach dieser Ergötzlichkeit und, nachdem die Tafel aufgehoben, ein großer helleuchtender Felsen von Satyrn hereingetragen wurde; auf diesem Felsen erschienen Nymphen, die mit ihrer Schönheit und ihrem reichen Schmuck glänzender strahlten als die künstlichen Lichter, von denen der Felsen erleuchtet war; wie dann diese Nymphen herabstiegen und ein Ballett tanzten, dessen vollkommene Schönheit das neidische Glück nicht ertrug und darum einen entsetzlichen Sturm mit Regen und Ungewitter erhob; wie hierauf die Unordnung, als man sich in der Nacht auf den Kähnen zurückbegeben mußte, den folgenden Morgen ebensoviel Stoff zum Lachen gab, als das Fest selber Zufriedenheit verbreitet hatte. So werden Sie auch die Pracht aller Einzüge in allen Hauptstädten des ganzen Königreichs, dessen Provinzen Sie besuchten, gewiß nicht zu beschreiben unterlassen.

König Karl, mein Bruder, und die Königinmutter waren einige Jahre nach der großen Reise zu Paris. Die Hugenotten hatten den Krieg wieder angefangen, als ein Edelmann, den mein Bruder von Anjou, nachmaliger König von Polen, sendete, zu Paris anlangte und dem Könige die Nachricht brachte, mein Bruder von Anjou habe die Armee der Hugenotten dahin gebracht, daß er hoffen dürfe, sie in wenigen Tagen zu einer Schlacht zu zwingen; er ersuche daher um die Ehre, sie vorher noch einmal sehen zu dürfen, damit, wenn das Schicksal, aus Neid über seinen früh erworbenen Ruhm, an jenem von ihm ersehnten Tage, nachdem er seinem Könige, der Religion und dem Staate einen so wichtigen Dienst geleistet, sein Grab mit dem Triumphe seines Sieges vereinigen wollte, er die Welt zufriedener verließe, wenn er die

Überzeugung erlangt, der König, sein Bruder, und die Königinmutter seien mit der Ausführung des Auftrages, mit welchem sie ihn beehrt, vollkommen zufrieden, welches ihm alsdann noch ruhmvoller sein würde, als die Trophäen seiner beiden ersten Siege. Urteilen Sie, ob diese Worte nicht das Herz einer so gütigen Mutter bewegen mußten, die nur für ihre Kinder lebte und die zu jeder Stunde ihr Leben für das ihrer Kinder und für die Erhaltung ihrer Staaten zu opfern bereit war und die besonders diesen Sohn zärtlich liebte. Sie entschloß sich schnell, zu ihm reisen; der König begleitete sie sowie ihre gewöhnlich sie begleitenden Frauen, Frau von Rais, Frau von Sauve und ich. Auf Flügeln der mütterlichen Liebe getragen, legte sie den Weg von Paris nach Tours in drei und einem halben Tag zurück, welches nicht ohne große Beschwerde und viel lächerliche Unfälle geschah, besonders für den armen Kardinal von Bourbon, der sie nie verließ, der aber weder Laune noch körperliche Beschaffenheit zu dergleichen Hofdienst hatte. Zu Plessis les Tours befand sich mein Bruder von Anjou an der Spitze aller Offiziere seiner Armee; in Gegenwart dieser Blüte der Fürsten und Herren aus ganz Frankreich hielt er dem Könige eine Anrede, worin er ihm über alles, was er ausgeführt hatte, Rechenschaft gab. Diese Rede war mit solcher Kunst und so vieler Beredsamkeit abgefaßt und mit solchem guten Anstande gesprochen, daß er die Bewunderung aller Anwesenden erhielt, um so mehr, da seine große Jugend die Würde und Wichtigkeit seiner Worte hob, die mehr einem alten Heerführer zukamen, als der sechzehnjährigen Jugend, in welcher er schon die Lorbeern von zwei gewonnenen Schlachten um seine Stirn gewunden hatte; dazu die Schönheit, die jeder Handlung Anmut verleiht und die mit seinem guten Glück sich um die Wette beeiferte, ihn zu verherrlichen. Was meine Mutter dabei empfand, die ihn so einzig liebte, läßt sich nicht beschreiben, so wenig, als die Trauer des Vaters der Iphigenia je dargestellt werden

konnte. Bei einer jeden andern als bei ihr, aus deren Rede die Klugheit niemals wich, hätte man den Ausbruch der unmäßigen Freude in jenem Augenblick wahrgenommen; sie aber mäßigte mit Besonnenheit jede ihrer Bewegungen und zeigte, daß ein Verständiger nichts tut, was er nicht tun will. Ohne sich bei Lobsprüchen und Freudenbezeugungen zu verweilen, die ein so vollkommener und geliebter Sohn wohl verdient hätte, ergriff sie sogleich die Punkte seiner Rede, welche die Kriegsvorfälle betrafen, um mit den dabei gegenwärtigen Fürsten und Herren darüber zu Rate zu gehen, damit sie einen ordentlichen Entschluß fassen und die nötigen Vorkehrungen, den Krieg fortzuführen, treffen könnten. Zu dem Ende mußte man sich einige Tage an dem Orte aufhalten. Einen dieser Tage, als die Königinmutter mit einigen Fürsten im Garten spazieren ging, bat mich mein Bruder von Anjou, daß ich mit ihm in einer anderen Allee gehen möchte; dort hielt er mir folgende Rede: „Schwester, unsre gemeinschaftliche Erziehung verbindet uns nicht weniger als unsre Verwandtschaft; auch wirst du es wohl immer erkannt haben, daß ich zu dir immer vorzugsweise vor allen Geschwistern die stärkste Zuneigung hatte, so wie ich auch bemerkt, daß du mir gleiche Freundschaft schenktest. Bis hierher wurden wir absichtslos, bloß von natürlicher Zuneigung, zu diesem Verein geleitet, ohne daß unsre Verbindung uns einen anderen Nutzen schaffte, als das bloße Vergnügen, uns zu unterhalten. Dies ziemte der Kindheit wohl. Wir sind aber jetzt nicht mehr Kinder und dürfen nicht länger als solche leben. Du siehst nun die großen und rühmlichen Ämter, zu denen Gott mich ausersehen und zu denen die Königin, unsre vortreffliche Mutter, mich gebildet. Dich liebe ich über alles auf der Welt, und du sollst dich jeder Macht, jeder Größe, die mir zuteil wird, mit mir freuen. Du hast, so wie ich dich kenne, Verstand und Beurteilung genug, um mir bei der Königinmutter zu dienen. Zur Erhaltung meines jetzigen Glückes ist

es notwendig, daß sie mir gnädig bleibt, denn sie ist meine vorzüglichste Stütze; darin, befürchte ich nun, möchte meine Abwesenheit mir schädlich sein, und doch hält mein Posten und der Krieg mich in beständiger Entfernung. Der König, unser Bruder, bleibt dagegen beständig bei ihr, schmeichelt ihr und ist ihr überall gefällig: in der Folge kann mir dies schädlich werden; denn der König, unser Bruder, wächst heran, und sein Mut möchte sich wohl nicht immer mit der Jagd belustigen lassen; wenn er ehrgeizig wird, so könnte er am Ende die Tierhetze mit der Menschenhetze vertauschen wollen und mir die Stelle als Leutnant des Königs, die er mir übertragen, wieder nehmen und seine Armeen selber kommandieren; dieses könnte aber nicht ohne meinen völligen Untergang geschehen, denn ehe ich diesen Fall erduldete, würde ich lieber den grausamsten Tod wählen. Ich habe auf ein Mittel gedacht, mich von dieser Furcht zu befreien, und finde es notwendig für mich, daß eine Person, die mir ganz ergeben und von meiner Partei ist, die Königinmutter beständig umgebe. Niemand, das weiß ich, ist dazu fähiger als du, denn du bist mein anderes Ich. Du hast alle erforderlichen Verdienste, Verstand, Überlegung und Treue, wenn du die Gefälligkeit für mich haben willst, auch die gänzliche Unterwürfigkeit hinzuzufügen; denn ich muß dich bitten, beständig um die Königinmutter zu sein; beim Lever im Kabinett, beim Schlafengehen, kurz den ganzen Tag unausgesetzt. Dadurch wird sie dahin gebracht, sich dir mitzuteilen, da ich mit ihr von deinen Fähigkeiten sprechen und von dem Troste und von der Hilfe, die sie dadurch erlangen mag, und sie ersuchen werde, dir nicht länger als einem Kinde zu begegnen, sondern dich in meiner Abwesenheit wie mich selber zu behandeln. Sie wird es auch sicher tun. Sprich mit ihr mit eben dem Zutrauen und derselben Sicherheit, als ob du zu mir redest; glaube mir, es wird sie sehr freuen, und für dich ist es ein großes Glück, ihr Vertrauen zu besitzen; auf diese Weise kannst du für

dich und für mich viel tun, und ich werde dir nächst Gott die Erhaltung meines Lebens verdanken."

Welche neue Sprache für mich, die ich bis jetzt ganz ohne Absicht gelebt, an nichts denkend als an Tanzen und Jagen, sogar ohne Begierde, zu gefallen oder mich zu schmücken; ich war zu jung dazu, war auch unter solchem Zwang bei der Königinmutter erzogen worden, daß ich nicht allein mir nie getraute, sie anzureden, sondern, wenn sie mich nur anblickte, so bebte ich, aus Furcht, ihr durch etwas mißfallen zu haben. Es fehlte wenig, so hätte ich meinem Bruder dasselbe geantwortet, was Moses dem Herrn bei der Erscheinung des brennenden Dornbusches: wer bin ich? mein Herr, sende, welchen du senden willst!

Ich fand jedoch in mir, was ich vorher nicht geahnt hatte; Kräfte wurden in meinem Innern durch seine Worte erregt, die ich nie gekannt, obgleich ich mit ziemlichem Mut geboren ward. Als ich von dem ersten Erstaunen zu mir selber gekommen war, so gefielen mir die Worte meines Bruders wohl, und in dem Augenblicke fühlte ich mich wie verwandelt und als ob ich höher stände als bisher. Ich erhielt Zutrauen zu mir selber und antwortete ihm: „Mein Bruder, verleiht Gott mir ebenso die Fähigkeit und die Kühnheit, mit der Königinmutter zu sprechen, wie ich den guten Willen habe, dir in dem zu dienen, was du von mir verlangst, so zweifle nicht, daß du nicht allen Nutzen und jede Befriedigung davon ziehst, welche du dir davon versprichst. Ich werde sie so beständig umgeben, daß du es wohl einsehen wirst, wie ich dein Wohl jedem Vergnügen in der Welt vorziehe. Du tust auch sehr wohl daran, Zutrauen zu mir zu haben, denn niemand auf der Welt liebt und ehrt dich so als ich. Sei gewiß, daß es, wenn ich bei der Königinmutter bin, ebensogut ist, als ob du selber bei ihr wärst, und nur für dich werde ich bei ihr sein."

Ich fühlte diese Worte besser, als ich sie auszusprechen vermochte. Der Erfolg bezeugte es; denn die Königin

rief mich, als wir von da abgereist waren, zu sich in ihr Kabinett, wo sie mir folgendes sagte: „Dein Bruder hat mich von eurem Gespräch unterrichtet. Er hält dich nicht mehr für ein Kind; auch ich will dich länger nicht so halten. Es wird mir eine Freude sein, mit dir wie mit deinem Bruder reden zu können. Du mußt immer um mich sein und darfst dich nicht fürchten, ganz frei mit mir zu sprechen, denn es ist mein ausdrücklicher Wille."

Meine Seele fühlte etwas bei diesen Worten, was sie bis dahin nie gefühlt hatte: eine so unaussprechliche Zufriedenheit, daß mich dünkte, es wäre alles, was ich bis dahin genossen, nur ein Schatten dieses Glücks; die Vergangenheit mit den Freuden der Kindheit, Tanzen, Jagen, und die jugendlichen Gespielinnen kamen meinen Augen verächtlich vor, als eitle, törichte Dinge. Ich gehorchte dem mir so werten Befehle der Königinmutter, und jeden Tag war ich die erste bei ihrem Lever und die letzte, wenn sie zu Bette ging. Sie beehrte mich manchmal zu zwei, drei Stunden lang mit ihrem Gespräch, und durch die Gnade Gottes war sie so sehr mit mir zufrieden, daß sie mich nicht genug gegen ihre Frauen zu rühmen wußte. Ich sprach beständig von meinem Bruder mit ihr, und dieser ward wieder so treulich von allem, was vorging, benachrichtigt, als er nur immer verlangen konnte.

In dieser glücklichen Lage blieb ich einige Zeit bei der Königinmutter, während welcher die Schlacht bei Montcontour geliefert ward. Mit der Nachricht dieser Schlacht ließ mein Bruder von Anjou, der nur danach trachtete, selber bei der Königinmutter zu sein, ihr sagen: er ginge nun St. Jean d'Angely zu belagern, wo die Gegenwart des Königs und der Königinmutter notnotwendig sein würde. Sie, die mehr noch als er danach verlangte, ihn zu sehen, beschloß sogleich, hinzureisen; sie nahm niemand mit als ihr gewöhnliches Gefolge, zu welchem auch ich gehörte. Ich ging mit außerordentlich großer Freude und ahnte das Unglück nicht, welches das

Schicksal mir bereitete. Meine unerfahrene Jugend genoß arglos den Augenblick der Wohlfahrt, den sie ewig dauern wähnte. Aber das neidvolle Geschick duldete die Dauer meiner glücklichen Lage nicht; dies feindselige Wesen bereitete mir ebensoviel Verdruß, als ich mir Freuden gedacht hatte, weil ich meinem Bruder mit solcher Treue gedient. Seitdem dieser von mir entfernt war, hatte er den von Guast bei sich und war so von ihm besessen, daß er nur durch seine Augen sah und durch seinen Mund redete. Dieser Mensch, der zum Schlechthandeln geboren war, hatte den Verstand meines Bruders völlig eingenommen und geblendet und ihn mit tausend tyrannischen Grundsätzen angefüllt: daß man auch niemand lieben, niemand trauen müsse als sich selber; daß man auch niemand, selbst seine Geschwister nicht, an seinem Glücke müsse teilnehmen lassen, und andere schöne machiavellistische Vorschriften dieser Art, die er sich in den Kopf setzen ließ und sie sogleich bei unserer Ankunft in Ausübung brachte. Nach der ersten Begrüßung fing meine Mutter gleich von meinem Lobe an und erzählte ihm, wie treulich ich ihm bei ihr gedient. Er gab ihr kalt zur Antwort: „Es wäre ihm recht lieb, daß es ihm so wohl gelungen sei, da er mich darum gebeten: aber die Klugheit erlaube nicht, daß man sich zu jeder Zeit derselben Mittel bediene; was in einer Stunde nützlich sei, könne in der nächsten Stunde schädlich werden." Sie fragte ihn nach dem Grund dieser Äußerung, worauf er denn, da er sah, daß es eben der rechte Augenblick war, den Hebel zu meinem Ruin anzulegen, sagte: „Daß ich anfange, sehr schön zu werden, daß der Herzog von Guise sich um mich bewerbe und daß seine Oheime danach trachteten, mich mit ihm zu vermählen[2]); sobald ich also Neigung zu ihm bekäme, so wäre sehr zu fürchten, daß ich alles, was sie mir anvertraute, ihm mitteilen würde. Der Ehrgeiz dieses Hauses sei ihr wohl bekannt, und sie wisse, wie sehr es dem unsrigen immer entgegen gewesen. Es würde also ratsam sein, daß sie

nicht mehr von Geschäften mit mir rede, und daß sie nach und nach sich von mir zurückzöge und mich entferne." Ich sah noch denselben Abend die Veränderung, die dieser verderbliche Rat bei ihr hervorbrachte. Ich sah, daß sie sich in Gegenwart meines Bruders mit mir zu reden scheute, und obgleich sie, während sie mit ihm sprach, mir drei- oder viermal befahl, mich zu Bette zu legen, wartete ich dennoch, bis er aus dem Zimmer war; dann näherte ich mich ihr und flehte sie an, mir zu sagen, ob ich unwissend das Unglück gehabt hätte, ihr Mißfallen zu erregen. Anfangs wollte sie es mir verbergen, endlich aber sagte sie: „Meine Tochter, dein Bruder ist verständig, was ich dir jetzt sagen werde, beabsichtigt nichts als Gutes, du mußt ihm deswegen nicht übelwollen." Hierauf erzählte sie mir alles, was er ihr gesagt, und verbot mir, in Gegenwart meines Bruders wieder mit ihr zu sprechen. So wie die ersten Worte ihrer Gnade mich mit Freude erfüllt hatten, so war ein jedes dieser Worte mir wie ein Dolchstoß ins Herz. Ich unterließ nichts, um ihr meine Unschuld darzutun: wie ich von dieser ganzen Sache nie ein Wort gehört und wie, wenn der Herzog von Guise diese Absicht haben und mir etwas davon sagen möchte, ich es ihr sogleich mitteilen würde. Es war aber alles umsonst; der Eindruck, den diese Worte meines Bruders auf sie gemacht hatten, war so groß, und sie war davon so ganz eingenommen, daß weder Vernunft noch Wahrheit Raum bei ihr fanden. Da sagte ich ihr: „Mein Gefühl bei dem Verlust meines Glückes sei weniger schmerzhaft, als es bei der Erlangung desselben freudvoll gewesen wäre. Mein Bruder," sagte ich, „raubt es mir, nachdem er es mir gegeben; und ebenso wie er es mich ohne mein Verdienst erlangen ließ, da er mir ein Lob erteilte, dessen ich nicht wert war, so entzieht er es mir aber auch wieder ohne meine Schuld und wegen einer leeren Einbildung. Sie möchte versichert sein," setzte ich hinzu, „daß die Erinnerung von dem, was mein Bruder mir zugefügt, ewig in meinem

Gedächtnis bleiben würde." Darüber ward sie sehr erzürnt und verbot mir, ihn jemals etwas davon merken zu lassen.

Von diesem Tage an verminderte sich ihre Gunst täglich gegen mich, ihrem Sohne zu Gefallen, der ihr Abgott war, und dem sie alles, was er verlangte, zugestand.

Der Gram, der mein Herz preßte und alle Kräfte meiner Seele unterdrückte, gab auch meinem Körper eine größere Empfänglichkeit für die Eindrücke der Epidemien, welche damals bei der Armee herrschten. Ich ward nach einigen Tagen sehr krank an einem damals stark umgehenden hitzigen Scharlachfieber. Chappellain und Castelan, die beiden Ärzte des Königs und der Königin, waren zu gleicher Zeit davon weggerafft worden, als ob das Übel erst die Schäfer entfernen wollte, um die Herde desto leichter zu erlangen. Wenige nur, die von dieser Krankheit befallen waren, kamen davon.

Die Königinmutter, welcher die Ursache meiner Krankheit zum Teil bekannt war, unterließ nichts, mir Hilfe zu schaffen; ohne die Gefahr der Ansteckung zu scheuen, blieb sie selbst immer bei mir. So sehr sie dadurch mein Übel erleichterte, so sehr ward es doch durch die Verstellung meines Bruders vermehrt. Nachdem er einen solchen Verrat gegen mich verübt und sich so undankbar bezeigt hatte, kam er weder Nacht noch Tag von meinem Bette fort und wartete meiner so dienstfertig, als lebten wir in der größten Freundschaft. Ich konnte ihm seine Heuchelei nur durch meine Seufzer vorwerfen, so wie Brutus dem Nero, der ihn hatte vergiften lassen; nur auf diese Weise konnte ich ihm zu verstehen geben, daß meine Krankheit mehr seiner üblen Behandlung als der Bösartigkeit der Luft zuzuschreiben sei.

Gott erbarmte sich meiner und rettete mich aus der Gefahr. Nach vierzehn Tagen, als die Armee aufbrach, ward ich in einem Tragsessel fortgebracht; jedesmal beim Nachtlager fand ich den König Karl, der sich nebst allen angesehenen Hofleuten die Mühe gab, mich mit dem

Sessel bis an mein Bett zu tragen. So kam ich, krank am Körper, kränker aber noch an der Seele, von St. Jean d'Angely nach Angers, wo ich zu meinem Unglück den Herzog von Guise und seine Oheime fand. Mein Bruder von Anjou war ebensosehr über ihre Gegenwart, die seine List beschönigte, erfreut, als ich in Angst war, meine Leiden vergrößert zu sehen. Er fing auch sogleich an, seinen Plan auszuspinnen; täglich kam er zu mir und brachte den Herzog von Guise mit, den er sehr zu lieben vorgab. Oft umarmte er ihn dann und sagte, damit der Herzog diesen Gedanken auffassen sollte: „Wollte Gott, du wärst mein Bruder!" Der Herzog von Guise schien ihn nicht zu verstehen, aber ich verstand diese Bosheit sehr wohl und verlor fast ganz die Geduld darüber, sie ihm nicht vorhalten zu dürfen. Zu eben der Zeit sprach man von einer Vermählung mit mir und dem Könige von Portugal, der durch Gesandte um mich anhalten ließ[3]). Ich schmückte mich auf Befehl der Königinmutter, um diese Gesandten zu empfangen; mein Bruder hatte sie aber glauben gemacht, ich wollte diese Vermählung nicht, und sie sprach noch denselben Abend mit mir darüber, in der Absicht, irgendeinen Grund zum Zank in meinen Antworten zu finden. Ich sagte ihr aber: „Mein Wille hätte immer von dem ihrigen abgehangen, und alles, was ihr gefalle, sei ich bereit, zu tun." Darauf sagte sie in einem zornigen Ton, auf den sie sehr wohl vorbereitet war: ich sage ihr nicht die Wahrheit, sie wüßte es bestimmt, daß der Kardinal von Lothringen mich beredet habe, seinen Neffen zu heiraten. Darauf bat ich sie, die Heirat mit dem Könige von Portugal sogleich zu schließen, damit sie von meinem Gehorsam überzeugt würde.

Jeden Tag sagte man ihr etwas Neues, um sie gegen mich aufzubringen und mich zu quälen, lauter Erfindungen, die bei von Guast ihre Quelle hatten, so daß ich nie Ruhe haben durfte. Von einer Seite verhinderte der König von Spanien meine Heirat mit dem Könige von Portugal, von der anderen diente der Herzog von

Guise zum Vorwand, mich beständig zu verfolgen, obgleich weder er noch seine Anverwandten mit mir redeten und er schon seit Jahren eine Verbindung mit der Prinzessin von Portican suchte. Da diese Heirat aber immer wieder aufgeschoben wurde, so beschuldigte man ihn unaufhörlich, daß er nach mir trachte. Endlich fiel mir ein, mich an meine Schwester, die Herzogin von Lothringen, die alles in dem Hause vermochte, zu wenden. Ich schrieb ihr und bat sie, es dahin zu bringen, daß der Herzog von Guise den Hof verlasse und sich eilig mit seiner Geliebten, der Prinzessin von Portican, vermähle; dabei stellte ich ihr vor, wie man diese Erfindung mit mir zu meinem Verderb und zum Verderb des Herzogs von Guise und seines ganzen Hauses geschmiedet habe. Meine Schwester sah dies auch sehr wohl ein, sie kam sogleich an den Hof, beschleunigte jene Vermählung und befreite mich dadurch von diesen Verleumdungen[4]). Meine Feinde mußten schweigen und ich fand endlich Ruhe.

Der König von Spanien unterdessen, gegen dessen Absicht es ist, wenn die Seinigen eine Verbindung außer dem Hause suchen, brachte es dahin, daß die Unterhandlungen mit dem König von Portugal abgebrochen wurden, und es ward nicht weiter davon geredet. Nach einigen Tagen sprach man von der Heirat mit mir und dem Prinzen von Navarra, der jetzt unser tapferer, großer König ist. Die Königinmutter sprach bei der Tafel zuerst mit Herrn von Meru davon, denn die Montmorencys hatten zuerst davon geredet. Nach der Tafel sagte er mir, die Königinmutter habe es ihm aufgetragen, mit mir davon zu sprechen. Ich erwiderte darauf: es sei ganz überflüssig, mit mir zu reden, ich hätte keinen anderen Willen als den ihrigen; doch flehte ich sie an, zu bedenken, daß ich eine gute Katholikin sei, und daß es mich schmerzen würde, einen Gemahl zu haben, der sich zu einem anderen Glauben bekenne.

Die Königinmutter ließ mich zu sich in ihr Kabinett

kommen. Hier sagte sie mir: „Die Herren von Montmorency hätten ihr diese Verbindung angetragen, sie wollte nun meine Meinung darüber hören." Darauf gab ich dieselben Worte zur Antwort: „Ich hätte keinen Willen als den ihrigen, nur möchte sie erwägen, daß ich eine Katholikin sei." Das Gerede davon wurde immer stärker; dann kam die Königin von Navarra, seine Mutter, an den Hof, und die Verbindung ward noch vor ihrem Tode beschlossen[5]). Einige Monate nachher kam der Prinz von Navarra, von da an König von Navarra genannt. Er war in Trauer um seine Mutter, und achthundert Edelleute, die ihm folgten, waren gleichfalls in Trauerkleidern. Er ward vom Könige und dem ganzen Hof sehr ehrenvoll empfangen, und unsere Vermählung ward nach wenigen Tagen mit solchem Pomp und solcher Festlichkeit vollzogen, als vorher noch keine meines Ranges. Der König von Navarra und sein Gefolge hatten die Trauer gegen sehr reiche und kostbare Kleider vertauscht; der ganze Hof war in kostbarem Schmuck, wie Sie wohl wissen und wie Sie es am besten beschreiben können[5a]). Ich trug die königliche Krone, den großen blauen Mantel, dessen Schleppe drei Prinzessinnen nachtrugen, und den kleinen Hermelinmantel. Der ganze Kronschmuck umstrahlte mich. Es waren, wie es bei den Vermählungen der Töchter der Könige von Frankreich üblich ist, Gerüste errichtet und mit Goldstoff behangen, von dem bischöflichen Palaste an bis zur Kirche Notre Dame. Unten erdrückte sich das Volk, um den Zug des Brautpaares und des ganzen Hofes über diese Gerüste zu sehen. An der Kirche empfing uns der Kardinal von Bourbon und sagte die dabei üblichen Worte. Dann gingen wir bis zur Tribüne, welche das Schiff vom Chor absondert. Hier waren zwei Stufen, die eine führte zum Chor, die andere durch das Schiff hinaus, über die der König von Navarra aus der Kirche ging[5b]).

Das Schicksal gönnt den Sterblichen kein dauerndes Glück. Diese festlichen Freuden verwandelten sich in Leiden

und Schrecken durch die Verwundung des Admirals (Coligny), wodurch die Partei der neuen Religion aufs äußerste beleidigt und ganz zur Verzweiflung gebracht wurde. Der ältere Pardaillan und einige andere Anführer der Hugenotten redeten in einem Ton mit der Königinmutter, der sie üble Absichten befürchten ließ. Es ward nach dem Rat des Herzogs von Guise und meines Bruders, des Königs von Polen, nachmaligen Königs von Frankreich, der Beschluß gefaßt, ihnen zuvorzukommen. Diesem pflichtete aber König Karl keineswegs bei; er schätzte die Herren Rochefaucault, Teligny, La Noue und einige andere Häupter der neuen Religion, die er in Flandern zu nutzen dachte. Ich habe ihn selber sagen hören, daß sie Mühe gehabt hätten, seine Einwilligung zu erlangen, und er würde sie nie gegeben haben, wenn man ihm nicht hätte zu verstehen gegeben, daß es die Sorge für den Staat und für sein Leben so erfordere. Da er Maurevels Angriff auf den Admiral erfuhr (wie er nämlich aus dem Fenster nach ihm geschossen, in der Absicht, ihn zu töten; er ward aber nur in der Schulter verwundet), war er überzeugt, Maurevel habe diesen Streich auf Anstiften des Herzogs von Guise ausgeführt, der sich an dem Admiral rächen wollte, weil dieser auf eben diese Weise den Vater des Herzogs von Guise durch Poltrot hatte ermorden lassen; und er, der König Karl, geriet deshalb in eine solche Wut gegen den Herzog von Guise, daß er darauf schwur, er sollte es entgelten. Der König würde ihn gewiß haben in Haft bringen lassen, hätte er sich nicht den ganzen Tag über verborgen gehalten. Niemals war es der Königinmutter so schwer geworden, dem Könige begreiflich zu machen, daß es zum Wohl des Staates geschehen wäre, wegen der schon erwähnten Neigung, die er zum Admiral, zu La Noue und zu Teligny trug; er schätzte ihren Geist und ihre Tapferkeit; er, als ein so mut- und geistvoller Fürst, schätzte nur die Personen, bei denen er dieselben Eigenschaften wahrnahm. Obgleich sie dem Staate sehr schädlich waren, so

wußten diese Füchse sich so gut zu verstellen, daß sie ganz das Herz des vortrefflichen Fürsten gewannen, indem sie ihn hoffen ließen, dem Staate zu seiner Vergrößerung nützlich zu werden, indem sie ihm gute, ruhmwürdige Unternehmungen auf Flandern vorschlugen, die fähig waren, diese große, königliche Seele zu reizen. Wie ihm auch die Königinmutter vorstellen mochte, daß der Mord, den der Admiral an des Herzogs Vater hatte verüben lassen, den Sohn entschuldige, wenn er selbst Rache suche, wo er keine Gerechtigkeit erlangen könnte. Auch daß der Mord des Admirals an Charry, Feldzeugmeister der Leibgarde des Königs, einem so tapferen Manne, der dem König Karl so treulich während seiner Minderjährigkeit gedient, eine solche Strafe wohl verdiene. Diese Worte mußten den König Karl überzeugen, daß die Königinmutter Charrys Tod nicht vergessen hatte; dennoch war er vom Schmerz wegen des Verlustes der Personen, die ihm einst, wie er glaubte, nützlich sein könnten, so ganz hingerissen und so ganz betäubt, daß er gar nicht daran dachte, seine leidenschaftliche Begierde, ihnen Recht widerfahren zu lassen, zu mäßigen oder zu ändern; unaufhörlich befahl er, den Herzog von Guise aufsuchen zu lassen und in Verhaft zu nehmen; er wollte durchaus diese Tat nicht unbestraft lassen.

Da endlich Pardaillon durch seine Drohungen bei der Abendtafel der Königinmutter die übeln Gesinnungen der Hugenotten verriet und sie einsah, wie die Dinge durch diese Begebenheit so weit gediehen waren, daß die Hugenotten den König und sie selbst angreifen würden, wenn sie ihnen nicht noch in derselben Nacht zuvorkäme, so entschloß sie sich, dem Könige die Gefahr, in welcher er sich befände, und die wahren Umstände der ganzen Sache bekannt machen zu lassen, und zwar durch den Marschall von Retz, denn sie wußte, daß der König es von diesem, als seinem Vertrautesten und Begünstigsten, am besten aufnehmen würde[6]). Der Marschall ging noch

denselben Abend um neun oder zehn Uhr zu dem König in sein Kabinett, wo er ihm sagte: „Er könne als sein treuer Diener ihm die Gefahr nicht verhehlen, wenn er in seinem Vorsatz beharren sollte, den Herzog von Guise zur Rechenschaft zu ziehen; er müsse endlich wissen, daß der Herzog von Guise nicht allein an dem Angriff des Admirals schuld sei, sondern daß auch der König von Polen, der nachmals König von Frankreich ward, und die Königinmutter mit von der Partei wären. Der große Schmerz der Königinmutter bei Charrys Ermordung wäre ihm bekannt; mit großem Rechte fühle sie sich gekränkt, weil sie zu derselben Zeit wenige Diener habe, die nur von ihr abhingen; denn wie der König wohl wisse, sei während seiner Minderjährigkeit ganz Frankreich in Parteien geteilt gewesen, die Katholiken für den Herzog von Guise und die Hugenotten für den Prinzen Condé; beide trachteten danach, ihm die Krone zu rauben, deren Erhaltung er nächst Gott allein der Wachsamkeit und der Klugheit der Königinmutter verdanke, und in dieser Bedrängnis hätte ihr niemand als Charry treulich beigestanden; damals hätte sie, wie der König wohl wisse, geschworen, seine Ermordung zu rächen. Auch sähe sie ein, daß der Admiral dem Staate äußerst verderblich sei, daß er keinen anderen Vorsatz habe, als Frankreich in Verwirrung zu stürzen und das unter dem Schein, dem Könige in Frankreich zu dienen. Ihr Vorsatz sei gewesen, den Admiral, diese Pest des Königreichs, allein hinweg zu räumen; zum Unglück habe Maurevel sein Ziel verfehlt, und die Hugenotten wären so in Verzweiflung geraten, daß sie nicht sich allein an dem Herzog von Guise, sondern auch an der Königinmutter und an seinem Bruder, dem Könige von Polen, rächen wollten; und da sie sogar wähnen, er, der König, habe Anteil daran, haben sie beschlossen, noch in derselben Nacht die Waffen zu ergreifen, so daß Se. Majestät sich in großer Gefahr befänden, sowohl von seiten der Hugenotten als der Katholiken um des Herzogs von Guise willen."

Der König Karl, mein Bruder, der stets sehr vernünftig und der Königinmutter gehorsam war, der als ein aufrichtiger katholischer Fürst wohl einsah, worauf es ankam, faßte den Entschluß sich mit der Königinmutter zu vereinigen, sich ihrem Willen zu fügen und seine Person von den Katholiken gegen die Hugenotten beschützen zu lassen, obgleich unter unaufhörlichem Bedauern, Teligny, La Noue und Herrn von La Rochefaucault nicht retten zu können. Er begab sich zur Königinmutter, ließ den Herzog von Guise und die andern katholischen Anführer kommen und beschloß mit ihnen, noch in derselben Nacht das Blutbad von St. Bartholomäus zu veranstalten. Sogleich ward auch Hand an das Werk gelegt, die Straßen gesperrt, Sturm geläutet[7]), und jeder eilte nach der gegebenen Order, nach dem ihm angewiesenen Quartier, zum Admiral und zu den anderen Hugenotten. Der Herzog von Guise stand bei der Wohnung des Admirals; Besme, ein deutscher Edelmann, ging zu ihm hinauf, erstach ihn und warf den Leichnam seinem Herrn, dem Herzog von Guise, aus dem Fenster zu. Mir hatte man nichts von allem dem gesagt; ich sah alles in großer Bewegung; die Hugenotten in Verzweiflung wegen der Verwundung des Admirals; die Herren von Guise sich ängstlich in die Ohren zischelnd und in Besorgnis, daß man sie zur Rechenschaft fordern würde. Die Hugenotten hielten mich als eine Katholikin für verdächtig und die Katholiken, weil ich einen Hugenotten geheiratet hatte, so daß keiner mir etwas sagte, bis auf den Abend, da ich beim Zubettgehen der Königinmutter neben meiner Schwester, der Herzogin von Lothringen, saß, die sehr niedergeschlagen war, die Königinmutter, nachdem sie mit jemand leise gesprochen hatte, mich erblickte und mir befahl, mich zu Bette zu legen. Da ich mich nun verneigte und weggehen wollte, ergriff meine Schwester mich am Arm und rief, indem sie sehr weinte: „Mein Gott, Schwester, geh nicht hin!" worüber ich heftig erschrak. Die Königinmutter merkte es, rief

meine Schwester zu sich und verbot ihr sehr zornig, mir etwas davon zu sagen. Meine Schwester stellte ihr vor, man möchte mich doch nicht so als Opfer hinschicken; sie würden sich, wenn sie etwas entdecken sollten, gewiß an mir rächen. Darauf antwortete ihr die Mutter: „Wenn es Gottes Wille ist, wird ihr nichts Übles geschehen. Wie es aber auch sei, müßte ich doch gehen, um ihnen keinen Verdacht zu geben."

Ich sah, daß sie miteinander stritten, konnte aber kein Wort verstehen. Darauf befahl sie mir noch einmal sehr hart, zu Bette zu gehen. Meine Schwester, die in Tränen schwamm, wünschte mir gute Nacht, ohne mir weiter etwas sagen zu dürfen, und ich ging, von Furcht bebend, ohne zu wissen, was ich zu fürchten hatte. Sobald ich in meinem Kabinett war, betete ich zu Gott, daß er mich in seinen Schutz zu nehmen würdig halten möchte, und daß er mich beschütze; ich wußte aber weder gegen was, noch gegen wen. Darauf befahl mir der König, mein Gemahl, daß ich mich zu Bette legen sollte. Ich gehorchte, fand aber sein Bett umringt von dreißig bis vierzig Hugenotten, die ich noch nicht kannte, weil ich erst so kurze Zeit vermählt war. Die ganze Nacht durch redeten sie mir vom Admiral; sie faßten den Entschluß, mit Anbruch des Tages zum Könige zu gehen, um Genugtuung zu fordern, und im Falle, daß man ihnen solche nicht gebe, sie sich selber zu verschaffen. Mir lagen noch immer die Tränen meiner Schwester am Herzen, und ich konnte vor Furcht nicht einschlafen, ohne doch zu wissen, worüber. So verging die Nacht, keiner tat die Augen zu. Mit Tagesanbruch sagte der König, mein Gemahl, er wolle Ball spielen, bis der König Karl aufwache, dann wollte er sogleich zu ihm und Genugtuung fordern. Darauf verließ er mein Gemach, und seine Edelleute folgten ihm. Da ich sah, daß der Tag angebrochen war, meinte ich, die Gefahr, von welcher meine Schwester gesprochen, sei vorüber; der Schlaf überwältigte mich, ich befahl daher meiner Amme, die Türe zu verschließen,

damit ich ruhig schlafen könnte. Nach einer Stunde, nachdem ich fest eingeschlafen war, pochte jemand mit Händen und Füßen an die Tür und rief: „Navarra, Navarra!" Meine Amme meinte, es sei der König, mein Gemahl, und schritt schnell hinzu, um die Türe zu öffnen. Es war ein Edelmann, namens Teja, der von einem Degenstoß über den Ellbogen und von einer Hellebarde in den Arm verwundet war; er drängte sich mit vier Häschern, die ihm folgten, in mein Zimmer und warf sich auf mein Bett, um sich zu retten. Da ich alle diese Menschen sah, die sich über mich herwarfen, flüchtete ich in den Gang hinter meinem Bette, er aber mir nach, indem er sich fest an mich klammerte. Ich kannte den Mann gar nicht und wußte nicht, ob er in der Absicht gekommen war, mir Leides zu tun, oder ob die Häscher mir oder ihm etwas tun wollten. Wir schrien beide und waren einer so erschrocken als der andere. Gott gab es, daß Herr von Nancay, Hauptmann von der Garde, dazukommen mußte; er schimpfte auf die Häscher wegen ihrer Unschicklichkeit, jagte sie hinaus und überließ mir das Leben des armen Menschen, der mich immer noch festhielt. Ich ließ ihn in mein Kabinett bringen und seine Wunden verbinden; hier blieb er bis zu seiner völligen Heilung. Während ich ein anderes Hemd anzog, weil er mich ganz blutig gemacht hatte, erzählte mir Herr von Nancay, was eben vorging, und versicherte mir, der König, mein Gemahl, wäre in dem Zimmer des Königs, wo ihm nichts Leides geschähe. Darauf ließ er mich einen Schlafrock überwerfen und führte mich in das Zimmer meiner Schwester, der Herzogin von Lothringen. Mehr tot als lebendig kam ich dorthin; indem ich in den Vorsaal trat, dessen Türen ganz offen standen, ward ein Edelmann, namens Bourse, der sich vor den Häschern retten wollte, nur drei Schritte von mir, von einer Hellebarde durchstoßen. Ich fiel ohnmächtig hin. Herr von Nancay hielt mich in seinen Armen; es war mir, als träfe der Stoß uns beide. Nachdem ich

mich ein wenig erholt hatte, ging ich in das kleine Schlafzimmer meiner Schwester. Kaum war ich da, als Miossoms, der erste Edelmann des Königs, meines Gemahls, und Armagnac, sein erster Kammerdiener, mich daselbst aufsuchten, um mich zu bitten, daß ich ihnen das Leben retten möchte. Ich ging sogleich hin und warf mich zu den Füßen des Königs und der Königinmutter, sie darum zu bitten; sie gestanden es mir auch zu[7a]). Nach fünf oder sechs Tagen sahen es die Urheber dieser Tat ein, daß sie ihrer hauptsächlichen Absicht eigentlich zuwider gehandelt, weil sie es nicht so gegen die Hugenotten hatten, als vielmehr gegen die Prinzen von Geblüt; man war also mißvergnügt darüber, daß der König, mein Gemahl, und der Prinz Condé verschont geblieben waren. Da man einsah, daß niemand Hand an ihn legen würde, solange ich seine Gemahlin bliebe, so spannen sie einen anderen Faden. Sie beredeten die Königinmutter, meine Ehe müsse getrennt werden. In dieser Absicht rief sie mich am Morgen eines Festtages zu sich, als wir eben zur Beichte gehen wollten, und beschwor mich, ihr die Wahrheit zu sagen, ob der König, mein Gemahl, nicht unvermögend sei. „Dann," sagte sie, „wenn er das ist, so wäre es ein Mittel, die Ehe aufheben zu lassen." Darauf bat ich inständigst, zu glauben, daß ich mich gar nicht auf diese Frage verstände (auch konnte ich in Wahrheit damals wie jene Römerin sagen, die ihrem Manne, als er ihr vorwarf, sie habe es ihm nie gesagt, daß er einen übelriechenden Atem habe, antwortete: sie hätte geglaubt, alle Männer hätten einen solchen Atem, weil sie vorher nie einem anderen Manne nahe gekommen wäre); wie dem aber auch sein möge, so wollte ich doch in dem Stande bleiben, in den sie mich selbst gesetzt. Ich argwohnte es gleich, daß man mich nur deshalb von ihm scheiden wollte, um ihm einen bösen Streich zu spielen. Bald darauf begleiteten wir den König von Polen bis nach Beaumont[7b]). Ehe er Frankreich verließ, ließ er kein Mittel unversucht, mich seine Undankbarkeit

vergessen zu machen und wieder mit mir auf den freundschaftlichsten Fuß zu kommen, auf welchem wir sonst gewesen waren; er verlangte sogar, ehe er von mir Abschied nahm, ich solle ihm Freundschaft zuschwören.

Seine Entfernung und die Krankheit des König Karls, welche beinahe zu eben der Zeit erfolgte, weckte wieder den Geist der beiden Parteien im Königreiche und die verschiedenen Projekte im Staate. Die Hugenotten hatten nach dem Tode des Admirals den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alencon, beredet (den sie vor St. Bartholomäus durch die Hoffnung gewonnen hatten, ihn in Flandern zu etablieren), eine Schrift zu unterschreiben, durch welche sie sich verpflichteten, den Admiral zu rächen und sich, sobald der König und die Königinmutter wieder nach Frankreich kommen würden, durch die Champagne davon zu machen, wo sie alsdann Truppen zu ihrem Empfange in Bereitschaft finden sollten. Herr von Miossans, ein katholischer Edelmann, erfuhr diese Unternehmung, die dem Könige, seinem Herrn, nachteilig war; er teilte sie mir mit, um diese Sache zu hintertreiben, die sowohl ihnen als dem Staate so schädlich hätte werden können. Ich ging sogleich zum Könige und zur Königinmutter und sagte ihnen, daß ich ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen hätte, ich würde es aber nur unter der Bedingung entdecken, daß sie mir das Versprechen gäben, denjenigen, die ich nennen würde, nicht zu schaden, sondern Mittel anwenden müßten, der Sache abzuhelfen, ohne sich weiter etwas merken zu lassen. Ich entdeckte ihnen hierauf, daß mein Gemahl und mein Bruder morgen zu den Hugenotten entfliehen wollten, von denen sie mit Truppen erwartet würden, um der Verbindung willen, welche sie wegen des Admirals eingegangen; ich bat sie, ihren Kindern zu verzeihen, weil sie wegen jener Verbindung sehr zu entschuldigen wären, und ihnen irgendein Hindernis in den Weg zu legen, ohne sich aber weiter etwas merken zu lassen. Die Sache ward so vorsichtig geführt, daß sie

durchaus nicht entwischen konnten, und doch wurden sie nicht gewahr, woher ihnen die Verhinderung kam. Wir kamen nach St. Germain, wo wir uns wegen der Krankheit des Königs sehr lange aufhielten. Währenddem suchte mein Bruder, der Herzog von Alencon, sich mir angenehm zu machen, und bemühte sich sehr um meine Freundschaft, so wie ich sie für meinen Bruder, den König Karl, immer hatte; denn bis dahin hatten wir uns nur wenig gesehen, und wir waren gar nicht sehr vertraut, weil er selten bei Hofe und beständig entfernt war gehalten worden. Durch seine Unterwürfigkeit, Anhänglichkeit und zärtliche Zuneigung ward ich auch bewogen, ihn zu lieben, und entschlossen, mich seiner Angelegenheit anzunehmen. Doch immer nur unter der einzigen Bedingung, daß es nie etwas zuwider meiner Pflicht gegen meinen Bruder, den König Karl, sein dürfte, den ich über alles ehrte. Das Wohlwollen des Herzogs von Alencon gegen mich ward nie unterbrochen und dauerte bis an seinen Tod.

Da nun die Krankheit des Königs Karl immer zunahm, hörten die Hugenotten nicht auf, etwas Neues hervorzusuchen, um den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alencon, vom Hofe zu entfernen; und diesmal erfuhr ich es nicht wie das erstemal. Gott aber gab es zu, daß die Königinmutter selbst das Feuer entdeckte, als es eben ausbrechen wollte, indem die Truppen der Hugenotten an demselben Tage in St. Germain eintreffen sollten. Wir mußten um zwei Uhr nach Mitternacht aufbrechen und den König Karl in seine Sänfte schaffen, um eiligst nach Paris zu gehen. Die Königinmutter nahm meinen Bruder und den König, meinen Gemahl, zu sich in ihren Wagen und behandelte sie nicht so sanft als das erstemal, denn sie wurden nach Vincennes gebracht, wo sie nicht fortkonnten. Das Übel ward auch immer ärger dadurch, daß der König unaufhörlich Berichte erhielt, die seinen Argwohn und Unmut vergrößerten; worin ihn, wie ich glaube,

auch die List derjenigen, die den Ruin unseres Hauses wünschten, sehr zu bestärken suchte. Dieser Argwohn ging so weit, daß die Marschälle von Montmorency und von Cosse nach Vincennes ins Gefängnis gebracht wurden; La Mole und der Graf Coconnas aber es mit ihrem Leben bezahlen mußten[8]). Es ging so weit, daß man eine Kommission vom Parlamentshof sandte, um den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder zu verhören. Dieser hatte niemand um sich, der ihm hätte raten können; er gab mir also Befehl, schriftlich aufzusetzen, was er zu antworten habe, um weder sich noch andere in Schaden oder in Verlegenheit zu bringen. Mit Gottes Hilfe brachte ich diese Schrift auch so gut zustande, daß er völlig damit zufrieden und die Herren von der Kommission sehr verwundert waren, ihn in so guter Fassung zu sehen. Da ich nun sah, daß durch den Tod des La Mole und des Grafen Coconnas die Beschuldigungen gegen sie so gegehäuft wurden, daß man für das Leben zu fürchten hatte, entschloß ich mich (ungeachtet, daß ich so gut bei dem Könige stand und er mich über alles liebte), dennoch mein ganzes Glück aufs Spiel zu setzen, um ihnen das Leben zu retten. Ich bedachte, wie ich immer mit meiner Kutsche ein- und ausführe, ohne daß die Wachen hineinsahen, noch meinen Frauen ihre Masken abnehmen ließen; ich wollte also einem von den beiden Frauenkleider anziehen und ihn in meinem Wagen mit hinausnehmen; beide konnten nicht mitgehen, sie wurden zu genau bewacht, auch war es hinreichend, daß nur einer frei war, um dem andern das Leben zu sichern. Aber sie konnten sich nicht darüber einigen, welcher von ihnen zurückbleiben sollte, jeder wollte lieber mit hinausgehen, und darum konnte aus der ganzen Sache nichts werden. Gott wendete ein Mittel an, sie zu befreien, das sehr zu meinem Unglück gereichte, denn er nahm mir den König Karl, die Stütze und die Sicherheit meines Lebens; einen Bruder, von dem ich nie anderes als Gutes genossen, der mich bei den Verfolgungen meines Bruders von Anjou

zu Angers immer warnte, mir riet und half. Kurz, in ihm verlor ich das Größte, was ich zu verlieren hatte[9]). Nach diesem für Frankreich sowohl als für mich traurigen Fall gingen wir dem Könige von Polen nach Lyon entgegen. Er war immer noch von dem Guast eingenommen, und so hatten dieselben Ursachen immer noch dieselben Wirkungen. Er hatte diesen verderblichen Geist in Frankreich zurückgelassen, um seine Partei zu erhalten, weil er auf meinen Bruder von Alencon eifersüchtig war, dessen Einigkeit mit dem Könige, meinem Gemahl, ihm Verdacht einflößte; da er nun mich als das Band und das Mittel ansah, das ihre Freundschaft erhielt, so hielt er es für das sicherste Mittel, sie zu veruneinigen, wenn man einerseits suchte, Mißhelligkeiten zwischen mich und den König, meinen Gemahl, zu bringen, daß Frau von Sauve, der sie beide den Hof machten, sie einen auf den andern eifersüchtig mache. Dieser abscheuliche Anschlag, die Quelle und der Ursprung so vieles Verdrusses, so vieler Widerwärtigkeiten und Übel, welche mein Bruder und ich seitdem erlitten haben, ward mit eben so großem Eifer und so vieler List ausgeführt, als er verderblich ausgedacht ward.

Viele sind Glaubens, daß Gott die Großen in besonderen Schutz nehme, und daß er den Seelen, in welchen er irgendeine nicht gewöhnliche Vortrefflichkeit hervorleuchten macht, durch gute Geister insgeheim die guten oder bösen Begebenheiten, welche ihnen zugedacht sind, verkünden lasse; so wie man bei der Königinmutter, die wohl hierzu gerechnet werden darf, bei verschiedenen Gelegenheiten bemerken konnte. So hat sie die Nacht vor jenem unglücklichen Turniere geträumt, daß der König, mein Vater, ins Auge verwundet wurde, wie auch wirklich geschehen; da sie erwachte, bat sie ihn zu wiederholten Malen, an diesem Tage nicht zu turnieren und sich bloß mit Zusehen zu vergnügen. Aber das unausweichbare Schicksal gönnte dem Reiche nicht so viel Gutes, daß der König diesem Rate gefolgt hätte. Nie verlor sie eins ihrer

Kinder, ohne daß sie nicht eine große Flamme erblickte, wobei sie dann immer gleich ausrief: „Gott behüte meine Kinder!“ Aber den Augenblick darauf hörte sie dann immer die betrübende Nachricht, die ihr durch die Flamme schon war angezeigt worden. Zu Metz war sie an der Pest schwer krank, welche sie in den Nonnenklöstern aufraffte, deren es eine große Anzahl in dieser Stadt gab, welche davon angesteckt waren, und die sie besuchte; sie ward aber auf eine wunderbare Weise für den Staat erhalten, der ihrer noch so sehr bedurfte, durch die Sorge ihres Arztes, des Herrn Castelan, der damals als ein neuer Äskulap einen ausgezeichneten Beweis seiner vortrefflichen Kunst ablegte. Da sie nun im Fieber phantasierte und der König Karl, mein Bruder, meine Schwester und mein Bruder von Lothringen, viele Herren vom Staatsrat, Prinzessinnen und viele Damen um ihr Bett standen, ihr beistanden, und sie wie ohne Hoffnung nicht einen Augenblick verlassen wollten, rief sie aus ihren Fieberträumen, als ob sie die Schlacht bei Jarnac vor sich sähe: „Seht, sie fliehen, mein Sohn siegt! O, mein Gott! hebt meinen Sohn auf, er liegt auf der Erde! Seht ihr nicht den Prinzen von Condé dort an der Hecke tot liegen?“ Alle Anwesenden glaubten, es sei eine Fieberphantasie, da sie nichts im Kopfe hatte, als meinen Bruder, der, wie sie wußte, eben eine Schlacht liefern mußte. Aber in der darauf folgenden Nacht, als Herr von Losses ihr diese Nachricht eiligst als sehr unerwartet brachte und sich mit seiner Eile ein großes Verdienst erworben zu haben glaubte, sagte sie zu ihm: „Ihr seid sehr überlästig, mich darum aus dem Schlafe zu wecken; ich wußte es schon. Habe ich es nicht vorgestern gesehen?“ Da erkannte man es denn, daß es kein Fiebertraum gewesen, sondern ein besonderes Zeichen, das Gott den hochstehenden Personen sendet. Die Geschichte liefert uns so manches Beispiel davon bei den alten Heiden; so wie das Gespenst, das Brutus gesehen, und andre, die ich nicht aufführen will, da es meine Absicht nicht

ist, diese Memoiren auszuschmücken, sondern wahr zu erzählen und schnell zu endigen, damit Sie sie desto früher erhalten. Solcher göttlichen Eingebung kann ich mich nicht wert achten; um aber nicht undankbar die große Gnade zu verschweigen, die Gott mir erzeigt, welche ich mein Leben lang bekennen will und soll, um ihm dafür zu danken; und damit ein jeder die Wunder seiner Allmacht und Güte und die Barmherzigkeit, welche er mir erzeigt, preise, so will ich gestehen, daß ich niemals mich einer so merkwürdigen Begebenheit nähere, sie sei nun traurig oder fröhlich, ohne daß ich nicht vorher im Traume oder sonst auf irgendeine Weise davon benachrichtigt würde; und ich kann wohl den Vers sagen: „Mein Unglück und mein Glück weissagt mir selbst mein Geist."

Diese Erfahrung machte ich wieder bei der Ankunft des Königs von Polen, da die Königinmutter ihm entgegengegangen war. Während sie sich umarmten und sich gegenseitig bewillkommten, überfiel mich, obgleich man im Gedränge vor Hitze fast erstickte, ein solcher Schauder, daß der, welcher mich führte, es bemerkte. Ich hatte viel Mühe, es zu verbergen, als der König, nachdem er die Königinmutter verlassen, zu mir kam und mich begrüßte. Diese Vorbedeutung ging mir tief ans Herz. Es vergingen jedoch noch einige Tage, ehe der König den Haß und den übeln Willen merken ließ, den der arglistige Guast in ihm gegen mich durch den Bericht erregt hatte, daß ich seit dem Tode des Königs und während seiner Abwesenheit die Partei des Herzogs von Alencon genommen und ihm die Zuneigung des Königs, meines Gemahls, zugewendet habe. Da sie nun immer eine Gelegenheit zu erschleichen suchten, um nach der genommenen Abrede den Herzog von Alencon und den König, meinen Gemahl, zu veruneinigen, indem sie erst mich mit meinem Gemahl entzweiten und hernach sie wieder untereinander auf Frau von Sauve eifersüchtig zu machen, so paßten sie es einmal ab, da die Königinmutter einen Nachmittag wegen eines wich-

tigen Geschäftes in ihrem Kabinett war, und ihre Kusinen, Frau von Nevers und von Retz, die Fräulein von Bourdeille und von Sürgeres mich baten, mit ihnen in der Stadt herumzufahren; worauf Fräulein von Montigny, die Nichte von Fräulein von Uesey, sagte, daß die Abtei St. Peter ein sehr schönes Frauenkloster sei, und wir entschlossen uns, hinzufahren; sie bat uns, mitfahren zu dürfen, weil sie eine Tante dort habe, die sie besuchen möchte, und man nicht eingelassen würde, wenn man nicht mit einer großen Dame käme. Wir nahmen sie mit, und als wir in den Wagen stiegen, der von uns sechsen, nebst der Frau von Courton, die mich allenthalben begleitete, ganz voll war, kamen Liancourt, der erste Stallmeister des Königs, und Camille und hängten sich an den Schlag von Thorignys Wagen, wo sie sich, so gut als es angehen wollte, fest hielten; da sie immer von sehr heiterer Laune waren, scherzten sie, und sie wollten auch die hübschen Nonnen sehen. Die Gegenwart des Fräulein von Montigny, welche uns allen fremd, und der Männer, die Vertraute des Königs waren, betrachtete ich als eine Veranlassung der göttlichen Vorsehung, um mich vor der bösen Verleumdung zu schützen, die man erdachte. Mein Wagen war an der Vergoldung und an dem gelben, reich mit Silber besetzten Samt, womit er ausgeschlagen war, sehr kenntlich; da wir ausgestiegen und in das Kloster gegangen waren, erwartete er uns auf dem Platze, auf welchem viele Edelleute wohnten. Während wir uns in dem Kloster aufhielten, kam der König über diesen Platz, um Quellus zu besuchen, der gerade krank war; es war niemand in seinem Gefolge, als der König, mein Gemahl, von O. und der dicke Ruffé. Da der König meinen Wagen auf dem Platze halten sah, wendete er sich zu dem Könige, meinem Gemahl, und sagte: „Sehet, da steht der Wagen Eurer Frau, und hier wohnt Bidé (derselbe, der seitdem Ihrer Kusine den Hof gemacht hat); er ist krank, ich wette, sie ist bei ihm." Er schickte den dicken Ruffé hin, der, als ein Freund von

Guast, ein sehr taugliches Instrument zu solcher Bosheit war, um nachzusehen, ob es wahr sei. Da nun Ruffé nichts fand, und er doch der Absicht des Königs durch die Wahrheit nicht entgegen handeln wollte, sagte er laut, so daß der König, mein Gemahl, es hören mußte: „Die Vögel waren drin, sind aber ausgeflogen." Dies gab nun genug Stoff zur Unterhaltung während ihres Rückwegs. Der König, mein Gemahl, zeigte hierbei die Güte und Einsicht, die ihn nie verläßt; er verwünschte im Herzen diese Bosheit, und beurteilte sehr richtig, zu welchem Zwecke man sie anwenden wollte. Der König eilte, um früher als ich zurückzukommen, damit er der Königinmutter die Erfindung mitteilen und mir eine Beschimpfung bereiten könnte; er behielt auch Zeit genug, es auszuführen, ehe ich kam, und die Königinmutter, halb, weil sie es glaubte, halb, diesem Sohne zu gefallen, den sie vergötterte, sprach heftig mich tadelnd darüber in Gegenwart ihrer Damen. Da ich nun zurückkam, ging ich mit allen, die mich begleitet hatten, auf mein Zimmer, ohne etwas zu ahnen. Sobald der König, mein Gemahl, mich kommen sah, fing er an zu lachen und sagte: „Geht zu der Königinmutter, ich bin gewiß, Ihr kommt verdrießlich genug zurück." Ich fragte, warum? und was es gäbe? „Ich werde Euch gewiß nichts davon sagen," erwiderte er, „es sei Euch genug, daß ich es nicht glaube, es sind lauter Erfindungen, uns zu entzweien, um dadurch Euren Bruder von mir zu entfernen." Da ich nichts mehr von ihm erfahren konnte, ging ich zur Königinmutter. Im Saal begegnete ich dem Herzog von Guise; er war eben nicht unzufrieden mit dem Zwist, den er in unserem Hause ausbrechen sah; er als ein vorsichtiger Mann hoffte die Trümmer aus dem Schiffbruche zu sammeln. „Ich erwartete Euch hier," sagte er, „um Euch zu benachrichtigen, daß die Königinmutter sehr aufgebracht ist gegen Euch." Darauf erzählte er mir die ganze Geschichte, die er durch von O. erfahren hatte; dieser, als der Freund Ihrer Ku-

sine, hatte es dem Herzog in der Absicht hinterbracht, damit er uns die Nachricht davon brächte. Darauf ging ich in das Zimmer der Königinmutter, sie war nicht darin, aber ich fand die Herzogin von Nemours, die andern Prinzessinnen und alle Damen darin, die mir zuriefen: „O Gott, gnädige Frau! Die Königinmutter ist sehr gegen Euch aufgebracht, es ist nicht ratsam, daß Ihr jetzt zu ihr hinein geht.“ Nein, rief ich, hätte ich getan, wessen mich der König bei ihr anklagte, so würde ich ihr ausweichen; ich bin aber ganz unschuldig und muß sie sprechen, um sie darüber aufzuklären; darauf ging ich zu ihr in das Kabinett, das bloß mit einer hölzernen Wand abgeteilt war, so daß man draußen alles hören konnte, was innen gesprochen ward. Sobald sie mich erblickte, warf sie Feuer und Flammen und alles, was ein ungemäßigter Zorn nur eingeben kann, gegen mich aus. Darauf versuchte ich ihr die Wahrheit vorzustellen, wie wir zehn bis zwölf Personen gewesen, und bat sie, sich danach zu erkundigen, und nicht etwa meinen Freundinnen zu glauben und denen, die mir vertraut seien, sondern das Fräulein von Montigny sollte sie fragen, die in gar keiner Verbindung mit mir stehe, und Liancourt und Camille, die Vertrauten des Königs. Sie hatte aber kein Ohr für Recht oder Vernunft und wollte gar nichts hören, es sei nun, daß sie von dieser Lüge überzeugt war, oder jenem Sohne zu gefallen, den sie aus Neigung, aus Pflicht, von Hoffnung oder von Furcht verleitet, anbetete, und hörte nicht auf zu schreien, zu zanken und zu drohen. Da ich ihr nun sagte, sicher habe mir der König diesen Dienst bereitet, geriet sie noch heftiger in Zorn und bestand darauf, daß einer ihrer Kammerdiener mich im Vorbeigehen dort gesehen hätte. Sie ward nur immer heftiger gereizt, da sie merkte, daß diese grobe schlechte Hülle von mir als solche genommen ward und daß ich mich vom Könige unendlich beleidigt hielt. Alles das ward von den Personen im äußeren Zimmer deutlich gehört. Da ich nun mit Verdruß

hinaus auf mein Zimmer ging, rief der König, mein Gemahl, mir entgegen: „Nun, ist es nicht so, wie ich sagte? Grämt Euch aber nicht darum," fügte er hinzu, da er meine Betrübnis sah, „Liancourt und Camille werden sich beim Zubettgehen des Königs bei ihm einfinden und ihm das Unrecht, das Euch geschehen, vorstellen; ich bin gewiß, morgen wird die Königinmutter sehr mit der Aussöhnung beschäftigt sein." „Mein König," erwiderte ich darauf, „ich habe durch diese Verleumdung eine zu öffentliche Beschimpfung erlitten, als daß ich dem, der sie verursachte, verzeihen könnte; und doch ist diese Beschimpfung noch ein geringer Schaden gegen den, den sie mir zuzufügen gedachten, indem sie, um mich ganz unglücklich zu machen, mich mit Euch veruneinigen wollten." Darauf sagte er: „Gott sei Dank, es ist ihnen nicht gelungen!" „Ja," erwiderte ich, „Gott und Eurem guten Gemüte sei es gedankt! Laßt uns aber aus diesem Übel etwas Gutes ziehen; es möge uns beiden zur Warnung dienen, damit wir die Augen offen halten gegen die List, welche der König anwenden wird, uns zu entzweien; denn wir können überzeugt sein, da er einmal diese Absicht hatte, daß er es nicht dabei bewenden lassen, sondern nicht Ruhe halten wird, bis er die Freundschaft zwischen Euch und meinem Bruder zerstört hat." Mein Bruder kam dazu, und ich ließ sie aufs neue sich unverbrüchliche Treue schwören; welchen Schwur aber kann die Liebe nicht vereiteln? — Tags darauf kam ein italienischer Bankier, der meinen Bruder bediente, zu ihm, und bat ihn, den König, meinen Gemahl, mich und andere Prinzessinnen und Damen, bei ihm in seinem schönen Garten in der Stadt zu Mittag zu essen. Da ich nun immer die Ehrfurcht gegen die Königinmutter beobachtet hatte, solange ich bei ihr war, sowohl im verheirateten, als im unverheirateten Stande, nirgends hinzugehen, ohne Urlaub von ihr zu nehmen, so ging ich auch dieses Mal in den Saal, als sie von der Messe zurückkam, und bat sie um Erlaubnis, zu dem Gastmahl

gehen zu dürfen. Sie sagte darauf ganz laut und öffentlich: ich könnte hingehen, wo es mir beliebe, es sei nicht ihre Sorge! Ihnen und allen, die meinen stolzen Geist kannten, überlasse ich, zu beurteilen, ob ich diese Beschimpfung fühlte! Während wir bei dem Gastmahl waren, ging der König zur Königinmutter, nachdem er mit Liancourt und Camille und mit Fräulein von Montigny geredet und den Irrtum eingesehen hatte, worin er durch Ruffés Bosheit geraten war. Er war jetzt ebenso bemüht, diesen Irrtum wieder gutzumachen, als er vorher ihn schnell gefaßt und verbreitet hatte. Er gestand der Königinmutter die Wahrheit und bat sie, es auf jede Weise wieder gutzumachen, damit ich ihm nicht Feind bliebe; denn da er meine Einsicht erkannte, fürchtete er, ich möchte mich zu einer Zeit ebenso zu rächen wissen, als er mich zu beleidigen verstand. Als wir zurück von dem Gastmahl kamen, geschah, was der König, mein Gemahl, prophezeit hatte. Die Königinmutter ließ mich zu sich in ihr Kabinett neben dem Kabinett des Königs rufen, hier sagte sie: „Ich weiß jetzt die Wahrheit von allem, und du hast mir freilich nichts anders als die Wahrheit gesagt. Mein Kammerdiener hat gelogen, er ist ein schlechter Mensch, ich werde ihn fortjagen." Da sie mir nun ansah, daß ich mich davon gar nicht betrügen ließ, war sie auf jede Weise bemüht, meine Meinung zu ändern, daß es nämlich der König sei, der mir den üblen Dienst erzeigt. Er war in seinem Kabinett und hörte, wie sie durchaus meine Meinung nicht ändern konnte und wie sie nichts bei mir ausrichtete, er trat also zu uns herein, machte mir eine Menge Entschuldigungen, wie man ihn mit dieser falschen Beschuldigung betrogen, und gab mir alle Genugtuung und jede Versicherung der Freundschaft, die ich verlangen konnte.

Nachdem wir einige Zeit zu Lyon zugebracht, reisten wir nach Avignon[10]). Da Guast dergleichen Verleumdungen nicht mehr ersinnen durfte und ich mich hütete, durch irgendeine meiner Handlungen eine Blöße zu geben,

so daß er mich durch Eifersucht mit meinem Gemahl hätte veruneinigen oder die Freundschaft zwischen ihm und meinem Bruder hätte wankend machen können, schlug er einen anderen Weg ein: nämlich, er gewann Frau von Sauve, so daß sie sich völlig von ihm regieren ließ; sie folgte in allem seinen Lehren, die nicht weniger schädlich sind, als die man in der Celestina findet. Sie brachte die Liebe meines Bruders und des Königs, meines Gemahls (die erst gemäßigt war und sanft, wie gewöhnlich bei so jungen Personen), zu einer solchen Heftigkeit, daß sie Ehrgeiz, Pflicht und jede andre Absicht vergaßen und ihnen nichts so wichtig ward, als diese Frau zu gewinnen; und endlich wurden sie so eifersüchtig aufeinander, daß, obgleich Frau von Sauve auch vom Herzog von Guise, von Guast, von Souvray und von vielen andern noch gesucht ward, die alle mehr als jene von ihr geliebt wurden, sie sich doch gar nicht um alle diese bekümmerten, sondern einer fürchtete immer nur den andern. Um ihr Spiel noch besser zu führen, beredete diese Frau den König, meinen Gemahl, daß ich eifersüchtig sei und meinen Bruder deshalb bei ihr zu unterstützen suchte. Wie leicht glaubt man nicht alles, was geliebte Personen sagen! Der König, mein Gemahl, glaubt ihr, entfernt sich von mir und verbirgt sich mehr vor mir als vor jedem andern, welches er bis dahin nie getan; denn er hatte mir immer von seiner Schwärmerei für sie aufrichtig, wie zu einer Schwester, gesprochen, weil er wohl wußte, daß ich auf keine Weise eifersüchtig auf ihn war, und daß ich nichts wünschte als seine Zufriedenheit. Da ich nun sehen mußte, daß, was ich am meisten gefürchtet, nun doch eingetroffen war, daß ich nämlich sein Wohlwollen verloren, indem er nicht mehr freimütig mit mir redete wie bisher (Mißtrauen oder ein Mangel an Freimütigkeit ist der Ursprung alles Hasses zwischen Verwandten wie zwischen Freunden) und da ich nur wußte, daß, wenn ich die Neigung meines Bruders zur Frau von Sauve abwenden könnte, der Intrigue des Guast

den Grund abgraben würde, wandte ich alles an, meinen Bruder von ihr abzuziehen. Bei jedem andern, dessen Seele nicht so verblendet von Leidenschaft und nicht so in den Netzen der List verstrickt gewesen wäre, hätte ich etwas ausrichten können; mein Bruder der zu niemand so viel Vertrauen hatte als zu mir, konnte dies doch nie über sich gewinnen, zu meinem Heil wie zu seinem, so mächtig waren die Reize dieser Circe und der teuflische Geist des Guast, der sie unterstützte; anstatt meinen Rat zu benutzen und meinen Bitten zu folgen, brachte mein Bruder jedes meiner Worte der Frau von Sauve wieder zu. Was kann man wohl dem geliebten Gegenstand verhehlen? Aus Wut gegen mich, diente sie Guast in seinen Absichten nur um desto eifriger, und um sich an mir zu rächen, nahm sie den König, meinen Gemahl, immer mehr gegen mich ein, so daß er sich nur immer mehr entfremdete und gar nicht mehr mit mir sprach. Er kam immer sehr spät von ihr nach Hause, und des Morgens ganz früh mußte er sich auf ihren Befehl, um zu verhindern, daß er mit mir spreche, beim Lever der Königinmutter einfinden, wo sie zugegen sein mußte; den ganzen übrigen Tag blieb er bei ihr. Ebenso eifrig war mein Bruder um sie bemüht, und jedem bildete sie ein, er wäre allein und besonders von ihr geliebt; so ward der Zwist durch die Eifersucht bis zu unserm Verderben befördert.

Nach einem langen Aufenthalte zu Avignon und einer Reise durch die Champagne und Bourgogne begaben wir uns nach Reims zur Vermählung des Königs[11]) und von da nach Paris, währenddem es immer bei dem Alten blieb. In Paris kam mein Bruder näher mit Bussy zusammen und achtete ihn so hoch, als seine Tapferkeit es wert war. Mein Bruder und ich waren immer zusammen, und er hatte allen den Seinigen befohlen, mich nicht weniger als ihn zu ehren und mir zu gehorchen; sie gehorchten mit Freuden und waren mir ebenso als ihm zugetan; da nun Bussy viel um meinen Bruder war, so war

er auch natürlich viel bei mir. Ihre Tante sagte mir darüber, die schöne Einigkeit zwischen meinem Bruder und mir erinnerte sie an die Zeit des Herzogs von Orleans, meines Oheims, und der Herzogin von Savoyen, meiner Tante; Guast, der Pilz, gab ihr aber eine sehr verkehrte Auslegung und benutzte es als ein schönes Mittel zu seinem Zweck. Durch Frau von Sauve hatte er sich in der Gunst des Königs, meines Gemahls, eingeschlichen und suchte ihn nun zu bereden, daß Bussy mein Liebhaber sei; da er nichts damit ausrichtete, denn die Leute des Königs, meines Gemahls, die mich stets umgaben, waren Zeugen meines Betragens, das auf keine Weise Anlaß zu einem Argwohn der Art gab, so wandte er sich an den König, der leichter zu überreden war, teils weil er meinem Bruder und mir nicht wohl wollte — unsre Einigkeit war ihm verdächtig und verhaßt —, teils weil er Bussy haßte, der zuerst ihm zugehörte und ihn verlassen hatte, um meinem Bruder zu dienen. Diese Eroberung Bussys vergrößerte sowohl den Ruhm meines Bruders, als auch den Neid unsrer Feinde; denn Bussy war der Erste seiner Zeit an Ruhm, an Tapferkeit, an Verstand und Anmut; darum auch viele meinten, wenn man, wie eine Sekte der Philosophen, an die Seelenwanderung glauben wollte, so könnte man gewiß annehmen, daß Bussy von der Seele Ihres tapferen Bruders, von Hardelay, belebt würde. Der König ließ sich von der Verräterei des Guast einnehmen und bat die Königinmutter, mit dem Könige, meinem Gemahl, darüber zu sprechen, und suchte sie, wie zu Lyon, gegen mich aufzubringen. Aber sie wies ihn zurück und sagte: „Ich weiß nicht, wer die Anhetzer sein mögen, die Euch dergleichen in den Kopf setzen. Meine Tochter ist sehr unglücklich, in dieser schlechten Zeit geboren zu sein. Zu meiner Zeit sprach man frei mit jedermann, und alle rechtlichen Leute im Gefolge des Königs, Eures Vaters, der Dauphin und der Herzog von Orleans, Eure Oheime, waren gewöhnlich bei Eurer Tante, der Prinzessin Mar-

garetha, oder bei mir im Zimmer, ohne daß je ein Mensch daran zu tadeln fand. Bussy sieht meine Tochter in Eurer, in ihres Gemahls Gegenwart, in ihrem Zimmer und in Gegenwart aller Leute ihres Gemahls und vor der ganzen Welt; es geschieht weder insgeheim noch bei verschlossenen Türen; Bussy ist von Stande und der Erste bei Eurem Bruder, was ist dabei weiter zu denken oder zu reden? Wißt Ihr irgend sonst noch etwas darüber außer durch Klatscherei? Ihr waret schuld, daß ich ihr zu Lyon einen Schimpf antat, den sie, fürcht' ich, nie vergessen wird." Der König war ganz erschrocken und sagte: „Gnädige Frau, ich sage nichts, als was die anderen sagen!" — „Wer sind diese andern?" erwiderte sie, „mein Sohn, das sind Leute, die Euch mit den Eurigen veruneinigen wollen." Der König entfernte sich; darauf erzählte sie mir alles und fügte hinzu: „Du bist in einer erbärmlichen Zeit geboren!" Sie rief darauf Ihre Tante, Frau von Dampierre, zu sich und unterhielt sich mit ihr von der anständigen Freiheit und den Ergötzlichkeiten ihrer Zeit, in welcher sie nicht, wie wir, den Verleumdungen so ausgesetzt waren. Da Guast sah, daß die Mine aufgedeckt war und nicht gezündet hatte, wandte er sich an einige Edelleute, die damals im Gefolge des Königs, meines Gemahls, waren, bis dahin Gefährten von Bussy und seine Freunde, nun aber seine Feinde aus Neid wegen seines Ruhms und seiner Beförderung. Diesem neidischen Haß fügten sie noch den unbedachtsamen Eifer für den Herrn zu, oder besser, sie verdeckten ihren Neid unter diesem Vorwand, und eines Abends, als er spät von seinem Herrn kam und nach Hause gehen wollte, lauerten sie ihm auf, um ihn zu ermorden; da die rechtlichen Leute aus meines Bruders Gefolge ihn gewöhnlich begleiteten, wußten jene es also, daß sie ihn nicht ohne Begleitung von fünfzehn oder zwanzig ehrlichen Leuten antreffen würden; und obgleich er wegen der Wunde an seinem rechten Arm, die er einige Tage zuvor in dem Gefecht bei St. Phal erhielt, keinen Degen

trug, seine Gegenwart allein schon hinreichend wäre, den Mut seiner Begleiter zu verdoppeln; sie beschlossen also, ihn mit zwei- bis dreihundert Mann anzugreifen, und hofften, die Nacht würde diesen Meuchelmord mit ihrem Schleier verdecken. Guast, der das Leibregiment kommandierte, gab ihnen Soldaten; sie stellten sich, in fünf oder sechs Haufen eingeteilt, in der nächsten Straße, die zu seiner Wohnung führte, auf und überfielen ihn, als er durchgehen wollte; zugleich löschten sie alle Lichter und Fackeln aus. Nach einer Salve aus ihren Büchsen und Pistolen, die hinreichend hätte sein können, ein ganzes Regiment anzugreifen, kamen sie miteinander ins Handgemenge. Sie suchten nur immer ihn in der Finsternis nicht zu verfehlen, denn er war an einer kolombinefarbenen Schärpe kenntlich, in welcher er seinen verwundeten Arm trug (sehr zu ihrem Glück, da sie sonst seine Schwere wohl hätten empfinden sollen). Der kleine Haufen, der ihn umgab, hielt sich gut; trotz des unerwarteten Anfalls und des Schreckens der Nacht verloren sie weder den Kopf noch den Mut; sie gaben ebenso große Beweise der Tapferkeit als der Treue für ihren Freund, den sie, indem sie sich glücklich durchschlugen, nach seiner Wohnung brachten, ohne einen Mann zu verlieren, außer einen Edelmann, der mit ihm erzogen war und der auch wegen einer Wunde seinen Arm in einer kolombinefarbenen Schärpe trug, nur war diese nicht so reich gestickt als jene. War es nun die Dunkelheit oder die blinde Wut der Meuchelmörder, die den Befehl hatten, auf die kolombinefarbene Schärpe zu fallen, genug, der ganze Haufen warf sich auf den armen Edelmann, den sie für Bussy hielten, und er blieb tot auf der Straße liegen. Ein italienischer Edelmann meines Bruders, der dabei war, lief gleich nach dem ersten Angriff zurück ins Louvre, kam ganz blutig in das Schlafzimmer meines Bruders, der schon zu Bette war, und schrie: „Man ermordet Bussy!" Mein Bruder wollte sogleich hin; zum Glück hatte ich mich noch nicht zu Bette gelegt, und da

ich ganz nahe bei meinem Bruder wohnte, hatte ich schon den Menschen gehört, wie er noch auf der Treppe diese entsetzliche Nachricht ausrief. Ich lief sogleich zu meinem Bruder, um ihn am Ausgehen zu verhindern, und da ich sah, daß sein gerechter Schmerz ihn so außer sich selbst brachte, daß er, ohne sich zu bedenken, in die größten Gefahren stürzen könnte, um sich zu rächen, schickte ich zur Königinmutter, damit sie kommen und ihn zurückhalten möchte. Wir konnten ihn nur mit vieler Mühe halten. Die Königinmutter stellte ihm vor, er dürfe unmöglich allein, unbegleitet in der Nacht ausgehen; Guast sei vielleicht boshaft genug, es eigentlich so zu veranstalten, daß er herausgehe, um ihn dann in irgendein Unglück zu stürzen. In seiner Verzweiflung hatten alle diese Reden keine Kraft; aber sie brauchte ihr Ansehen, hielt ihn fest, befahl der Wache an der Türe, ihn nicht hinaus zu lassen, und blieb bei ihm, bis die wahre Nachricht kam. Bussy, welchen Gott auf wunderbare Weise aus dieser Gefahr errettete, war gar nicht bestürzt wegen dieser Begebenheit, seine Seele war keiner Furcht fähig, er war dazu geboren, der Schrecken seiner Feinde, der Ruhm seines Herrn und die Hoffnung seiner Freunde zu sein. Sobald er glücklich in seiner Wohnung angelangt war, dachte er daran, was sein Herr leiden würde, wenn diese Nachricht so unzuverlässig zu ihm käme; er fürchtete, es möchte ihn so weit bringen, daß er selbst in die Netze seiner Feinde stürzte, so wie es ohne Zweifel auch würde geschehen sein, wenn die Königinmutter ihn nicht daran verhindert hätte. Er sendete daher gleich einen der Seinigen, der die umständliche und wahrhafte Nachricht an meinen Bruder bringen mußte. Sobald es Tag ward, kam er selber ohne Furcht vor seinen Feinden, so mutig und fröhlich auf das Louvre, als käme er von einem Turnier. Mein Bruder, ebenso voll Freude, ihn wiederzusehen, als voll Ärger und Begierde, sich zu rächen, zeigte es genugsam, wie sehr er die Beleidigung fühlte, da man ihn des tapfersten Die-

ners berauben wollte, den je ein Fürst gekannt, und daß Guast den Bussy angefallen, bloß weil er nicht an ihn selber reichen konnte. Die Königinmutter, die einsichtsvollste und verständigste aller Frauen, sah die Wichtigkeit dieser Begebenheit sogleich ein und sah voraus, daß ihre beiden Söhne sich endlich darüber entzweien könnten; sie riet also meinem Bruder, um allen Vorwand aus dem Wege zu räumen, daß er Bussy einige Zeit vom Hofe entfernen sollte. Auf meine Bitten willigte mein Bruder auch sogleich ein, denn wäre er geblieben, so hätte Guast ihn immer ins Spiel gemischt und ihn zu seinen verderblichen Absichten als Decke gebraucht. Bussy, der keinen Willen hatte, als den seines Herrn, reiste ab, begleitet von den bravsten Edelleuten an meines Bruders Hofe.

Der König, mein Gemahl, hatte zu derselben Zeit in einer Nacht eine sehr heftige Ohnmacht, die wohl über eine Stunde lang dauerte (sie war, glaube ich, infolge von Ausschweifungen mit Frauen, denn ich hatte bis dahin nie dergleichen an ihm gemerkt), ich kam ihm während dieses Anfalls zu Hilfe, wie meine Pflicht es erforderte; darüber war er so zufrieden mit mir, daß er es gegen jedermann rühmte, wobei er sagte, daß, wenn ich es nicht zuerst gemerkt hätte und ihm zu Hilfe gekommen wäre, so würde er haben sterben müssen. Da Guast nun merkte, daß er mir darum freundlicher war, und auch, daß seine Freundschaft mit meinem Bruder wieder lebhafter ward, von der er mich immer als die Ursache ansah und meinte, ich sei ihnen (was man bei allen Dingen in der Welt, am deutlichsten aber bei den entzwei geschnittenen Schlangen wahrnimmt) ein gewisser natürlicher Balsam, der die getrennten Teile wieder zusammenfügt und vereinigt, verfolgte er immer seine verderbliche Absicht und suchte neue Erfindungen zu schmieden. Er setzte dem Könige in den Kopf, der seit einigen Tagen, gleichfalls auf die Veranstaltung des Guast, eine der Damen der Königin, seiner gesalbten, tugendhaften, guten Fürstin, fortgeschickt hatte, die sie sehr liebte, die mit

ihr auferzogen war — sie hieß Changi —, er sollte es dahin bringen, daß der König, mein Gemahl, dasselbe an mir täte, und die, welche ich am meisten liebte, sie hieß Thorigny, fortschicken möchte, ohne andre Ursache, als daß man den jungen Prinzessinnen keine Fräulein lassen dürfe, auf welche sie so großes Vertrauen setzten. Der König ließ sich von diesem schlechten Menschen bereden, und sprach mehrere Male mit meinem Gemahl darüber; dieser antwortete ihm: er würde mir damit einen grausamen Verdruß zufügen; ich liebte die Thorigny nicht ohne Grund, denn außer daß sie mit der Königin von Spanien, meiner Schwester, mit mir von Kindheit auf zusammen erzogen wäre, hätte sie viel Verstand, und ihm selber hätte sie während seiner Gefangenschaft zu Vicennes sehr gedient; er würde undankbar sein, wenn er es ihr je vergessen könnte, er habe ja selbst gesehen, daß Se. Majestät vormals viel von ihr gehalten hätte. Auf diese Weise lehnte er es also immer ab; aber Guast ließ nicht ab, in den König zu dringen; es ging so weit, daß dieser dem Könige, meinem Gemahl, sagen mußte, er würde ihm nie gewogen sein, wenn er nicht den andern Tag die Thorigny fortschickte. Er war also gegen seinen Willen und mit Verdruß dazu gezwungen, wie er seitdem mir gestanden, mich zu bitten und es mir zu befehlen. Das war mir so bitter und schmerzte mich so tief, daß ich meine Tränen nicht zurückhalten konnte; ich stellte ihm vor, daß nicht die Entfernung dieser werten Person, die mir von Kindheit treu gedient, mich allein schmerze; da man es aber wisse, wie sehr ich sie liebe, würde ihre plötzliche übereilte Entfernung meinem guten Rufe sehr schaden. Da meine Entschuldigungen nichts galten wegen des Versprechens, welches er dem Könige gegeben, mir diesen Verdruß zu machen, so mußte sie noch denselben Tag fort; sie begab sich zu einem ihrer Anverwandten, Herrn von Chastelas.

Ich war so beleidigt von dieser unwürdigen Behandlung, der so viele der Art vorausgegangen waren, daß ich

meinem gerechten Schmerz nicht widerstehen konnte; aller Klugheit beraubt und ganz meinen Gefühlen hingegeben, hatte ich nicht mehr so viel Gewalt über mich, die Freundschaft des Königs, meines Gemahls, zu suchen, und da Guast und Frau von Sauve ihn von einer Seite von mir entfernten, und ich von der andern Seite nichts tat, ihm näher zu kommen, so redeten wir und schliefen nicht mehr miteinander.

Nach einiger Zeit, als die treuen Anhänger des Königs, meines Gemahls, ihm hatten die Arglist zu erkennen gegeben, mit welcher man ihn ins Verderben stürzen wollte, indem man ihn von mir und von meinem Bruder zu entfernen suche, um ihn, wann er von allen denen getrennt sei, auf die er am meisten rechnen könne, dann zu verlassen und sich nicht weiter um ihn zu kümmern, — wie denn auch der König wirklich anfing ihn zu vergessen und nicht auf ihn zu achten, — brachten sie es dahin, daß er mit meinem Bruder sprechen mußte, der nach Bussys Abreise eben seine Lage nicht gebessert fühlte, denn Guast ließ ihn täglich irgendeine neue Unwürdigkeit erfahren. Da sie es nun überlegten, daß sie beide zu einer Klasse an diesem Hofe gehörten, der eine so ungünstig angesehen als der andre, daß Guast allein alles regierte, daß sie bei ihm erbetteln mußten, was sie beim Könige erlangen wollten, daß sie mit Verachtung abgewiesen wurden, wenn sie etwas forderten, daß, wenn sie sich einen treuen Diener erwürben, er sogleich von allen Seiten angefeindet und angefochten würde, so beschlossen sie, sich wieder zu vereinigen, den Hof zu verlassen, ihre Freunde und Diener zu versammeln, und dann vom Könige eine anständigere Behandlung und eine ihrem Stande angemessenere Lage zu verlangen. Mein Bruder hatte bis dahin seine Apanage nicht erhalten können und mußte sich von einigen Pensionen zu erhalten suchen, die nur selten, und wenn es Guast gelegen war, ausgezahlt wurden. So auch hatte der König, mein Gemahl, von seinem Gouvernement in der

Guyenne gar keinen Nutzen, er durfte weder dorthin noch sonst nach einem seiner Länder. Als sie unter sich die Sache beschlossen hatten, erzählte es mir mein Bruder und bat mich, da er mit dem Könige, meinem Gemahl, nun wieder gut stände, mich doch auch wieder mit ihm auszusöhnen und alles Vergangene zu vergessen; der König, mein Gemahl, habe ihm gesagt, wie sehr er alles bereue; er sähe es jetzt ein, daß unsre Feinde schlauer gewesen wären als wir, er sei nun entschlossen, mir wieder zugetan zu sein und mehr zu meiner Zufriedenheit beizutragen; er wünsche und bäte mich, ihn zu lieben und ihn in seiner Abwesenheit zu unterstützen.

Es war beschlossen, daß mein Bruder zuerst in einem Wagen, so gut es anginge, entfliehen sollte, der König, mein Gemahl, aber sollte ihm einige Tage nachher, unter dem Vorwande einer Jagd, nachfolgen. Sie bedauerten es, mich nicht mitnehmen zu können, doch waren sie insofern ruhig über mich, daß man mir nichts Unangenehmes erzeigen könnte, sobald sie einmal draußen sein würden. Sie gaben auch bald Beweise dafür, daß es ihre Absicht nicht sei, Frankreich zu beunruhigen, sondern nur sich eine ihrem Stande angemessene Lage und Sicherheit zu verschaffen, denn sie waren während dieser Händel gar nicht ohne Besorgnis wegen ihres Lebens, sei es, daß dies wirklich in Gefahr war, oder daß die, welche den Fall und den Untergang unsers Hauses wünschten, sie unaufhörlich mit Warnungen und Winken derart in Unruhe versetzten, um sich es hernach zunutze zu machen und im Trüben zu fischen[11a]).

Auf den Abend, kurz vor dem Nachtessen des Königs, hüllte mein Bruder sich in einen fremden Mantel, und ging zu Fuß, in Begleitung eines Menschen, den niemand kannte, bis zu dem Tor St. Honoré; hier fand er seinen Kammerherrn Simié mit einem Wagen, den er von einer Dame geliehen hatte; in diesem fuhr er bis zu einigen Häusern, eine Viertelstunde von Paris; hier erwarteten ihn Reitpferde, und einige Stunden von dort, an dem

vorher bestimmten Ort, fand er zwei- bis dreihundert seiner Leute zu Pferde. Man merkte seine Entweichung nicht vor neun Uhr des Abends. Der König und die Königinmutter fragten mich, warum er nicht mit ihnen zu Abend gegessen. Ob er etwa krank sei? Ich sagte, ich hätte ihn seit dem Nachmittag nicht gesehen; darauf schickten sie nach seinem Zimmer, um sich nach ihm zu erkundigen, er war nicht auf seinem Zimmer; sie befahlen, ihn in den Zimmern der Damen zu suchen, die er zu besuchen pflegte; man suchte im Schloß, in der Stadt, er ist nirgend zu finden. Nun wird der Lärm groß, der König wird zornig, heftig, droht, schickt nach allen Prinzen und Herren des Hofes, gebietet ihnen, zu Pferde zu steigen und ihm meinen Bruder tot oder lebendig wiederzubringen; schreit, er gehe nur, um gegen den Staat Kriege zu führen, den Staat zu zerstören, aber er würde ihm wohl weisen, was es für eine Narrheit sei, einen so mächtigen König anzugreifen! Viele der Herren lehnten diesen Auftrag ab, zeigten dem Könige die Wichtigkeit desselben; ihre Schuldigkeit sei es, ihr Leben zu geben für alles, was zum Dienste des Königs gehöre; gegen den Bruder des Königs aber könnten sie nicht gehen, weil sie wüßten, daß der König es ihnen am Ende schlechten Dank wissen würde. Er könne sicher sein, daß sein Bruder nichts unternehmen werde, was Sr. Majestät mißfallen oder seinem Staate schädlich sein könnte; ihnen dünke es gut, daß, bevor er so strenge Maßregeln gegen ihn ergreife, er zu ihm senden und fragen lassen sollte, was ihn fortzugehen bewogen habe. Einige der Herren nahmen es an und machten sich bereit, zu Pferde zu steigen. Sie konnten aber doch mit der möglichsten Eile erst mit Tagesanbruch fertig werden, so daß sie meinen Bruder nicht mehr einholten und unverrichteter Sache zurückkamen. Der König zeigte nach dieser Entweichung meines Bruders, dem Könige, meinem Gemahl, eben kein besseres Gesicht; er begegnete ihm auf die alte gewöhnliche Weise, das heißt, er bekümmerte sich nicht um ihn.

Dies bestätigte seinen Entschluß. Nach einigen Tagen nahm er unter dem Vorwand einer Jagd die Flucht. Ich war den Morgen nach der Abreise meines Bruders ganz krank von den Tränen, welche ich die Nacht durch vergossen hatte. Das Gesicht war mir angeschwollen, und ich ward von dem Fieber und den Schmerzen einige Tage lang im Bett gehalten. Während dieser Krankheit sah ich den König, meinen Gemahl, gar nicht bei mir, es sei nun, daß er mit seiner Abreise beschäftigt gewesen war, oder daß er sich in den letzten Tagen nicht von seiner Geliebten, der Frau von Sauve, entfernen wollte; genug, er fand keine Zeit, mich zu sehen und kam nach seiner Gewohnheit immer erst um ein oder zwei Uhr ins Schlafzimmer; da wir nun jeder in einem besonderen Bette schliefen, so hörte ich ihn nicht kommen, und da er wieder, ehe ich erwachte, aufstand, um sich, wie ich schon gesagt, beim Lever meiner Frau Mutter einzufinden, wo Frau von Sauve immer dabei sein mußte, so vergaß er das Versprechen, daß er meinem Bruder gegeben, und reiste ab, ohne mir Lebewohl zu sagen[12]). Doch unterließ der König nicht, mich im Verdacht zu haben, als wäre ich schuld an seiner Flucht; er war rasend zornig auf mich; ohne die Königinmutter, die ihn zurückhielt, hätte er in seinem Grimm mein Leben nicht verschont; da er aber nicht das Ärgste tun konnte, indem sie es verhinderte, befahl er, man solle mich wenigstens bewachen, damit ich dem Könige, meinem Gemahl, nicht folgte, und damit auch niemand zu mir käme, durch den ich jenem hätte Nachricht geben lassen. Die Königinmutter, die alles nur gern in der Güte ausrichten wollte, und froh, seine erste Hitze gedämpft zu sehen, sagte ihm: sie fände das sehr gut, sie wollte aber selber zu mir gehen und mich vorbereiten, damit ich diese Behandlung nicht zu hart fände; daß diese Erbitterung nicht immer so bleiben könnte, daß alles von verschiedenen Seiten betrachtet werden könnte; diese erste wäre nun die traurige und erschreckliche; würde erst die andere herausgekehrt,

die ruhiger sei und angenehmer, so würde man andern Rat pflegen. Dann würde man vielleicht meiner bedürfen; ebenso wie es der Klugheit gemäß sei, mit seinen Freunden so umzugehen, als könnten sie einst unsre Feinde werden, so müßte man auch seine Feinde so behandeln, daß sie einst unsre Freunde werden könnten! Diese Vorstellung brachte es bei dem Könige so weit, daß er mir nichts zu Leide tat (wie er eigentlich gern wollte); Guast erfand etwas, woran er unterdessen sein Gift ausließ. Um mir das Unangenehmste, das sich erdenken ließ, zu erzeigen, schickte er Leute nach dem Hause des Chastelas, des Vetters der Thorigny, die sie, unter dem Vorwande, sie zum Könige zu bringen, in dem Fluß ersäufen sollten, von dem das Haus nicht weit entfernt lag. Chastelas, der nichts vermutete, ließ sie frei in sein Haus ein; sogleich fingen die stärksten unter ihnen an, ihren Auftrag ohne alle Vernunft oder Schonung auszuführen, sie ergriffen die Thorigny, banden sie und sperrten sie ein. Während sie auf ihre Pferde warten mußten, bis sie ausgeruht und gefuttert hatten, sahen sie sich auf keine Weise vor, nach der Franzosen Art, und füllten sich die Hälse mit dem Besten, was im Hause war. Chastelas ließ sie machen, was sie wollten, auf Unkosten seiner Vorräte, um seine Anverwandten nur Zeit gewinnen zu lassen; er dachte, Zeit gewonnen, alles gewonnen, und hoffte, Gott würde vielleicht das Herz des Königs lenken, daß er seinen Befehl widerrufe, um mich nicht so schmerzlich zu kränken. Chastelas durfte nichts zu ihrer Befreiung unternehmen, obgleich er genug Leute dazu hatte. Ich wußte nichts von allem dem, aber Gott wendete die Betrübnis von mir ab und sendete unerwartete Hilfe zur rechten Zeit, besser als ich hätte tun können, wenn ich etwas davon gewußt.

Einige Diener aus Chastelas' Hause waren aus Furcht vor den Trabanten geflohen, die im Hause wirtschafteten, als ob sie plündern wollten; eine Viertelstunde davon führte Gott Laferte und Avantigny, beides Kammerherren meines Bruders, ihnen entgegen, die mit ihren Haufen,

wohl zweihundert Reiter, zur Armee meines Bruders stoßen wollten. Laferte erkannte unter den Bauern einen von Chastelas' Leuten, der ganz betrübt und bestürzt war, und fragte ihn, was ihm fehle, ob einer von den Soldaten ihm etwas getan habe? Nein, sagte der Mann, die Ursache seiner Bestürzung sei, daß er seinen Herrn in Not gelassen habe, man wolle seine Anverwandte fortführen. Sogleich beschlossen Laferte und Avantigny, mir diesen großen Dienst zu leisten und die Thorigny zu befreien; sie dankten Gott, daß er ihnen eine so schöne Gelegenheit gegeben, mir ihre Ergebenheit zu bezeigen. Sie eilten mit ihren Haufen nach Chastelas' Hause und kamen gerade noch zur rechten Zeit in dem Moment an, als die Soldaten eben die Thorigny auf ein Pferd binden wollten, um sie in den Fluß zu werfen. Sie ritten alle mit gezogenen Schwertern in den Hof und riefen: „Haltet ein, Schurken, geschieht ihr ein Leides, so seid ihr des Todes!" Sie hauten auf sie ein, jene flohen und ließen ihre Gefangene zurück, die vor Schrecken und Freude halb tot war. Nachdem sie Gott und ihren Befreiern gedankt, fuhr sie in dem Wagen ihrer Muhme Chastelas, von ihrem Vetter und den Haufen jener rechtschaffenen Männer begleitet, zu meinem Bruder, der sehr vergnügt war, eine Person, die ich so liebte, bei sich zu haben, da er mich selber nicht bei sich sehen konnte. Sie blieb die ganze Zeit der Gefahr über bei ihm, und ward so gut behandelt und gehalten als bei mir.

Während der König das schöne Geschäft mit der Thorigny verrichtete, kam die Königinmutter, die davon nichts wußte, zu mir in mein Zimmer, wo ich mich eben ankleidete; ich wollte, obgleich noch nicht frei von Schmerzen, kränker aber noch an Seele, als an Körper, diesen Tag zum erstenmal wieder mein Zimmer verlassen, zu sehen, was auf diese Vorfälle in der Welt vorginge; ich war beständig in Sorge, man möchte etwas gegen meinen Bruder oder den König, meinen Gemahl, unternehmen. „Mein Kind," redete die Königinmutter mich an,

„du hast nicht nötig, dich heute anzukleiden! Ich bitte dich, sei nichst verdrießlich über das, was ich dir zu sagen habe. Du hast Einsicht genug, gewiß, du kannst nicht tadeln, daß der König sich von deinem Bruder und deinem Gemahl für beleidigt hält; und da er die Verbindung zwischen euch dreien weiß, und dich, meine Tochter, als die Mitwisserin ihrer Flucht hält, daß er dich als Geisel zurückzubehalten beschlossen hat. Er weiß, wie sehr dein Gemahl dich liebt, und kann kein teureres Unterpfand von ihm haben als dich. Er hat aus dieser Ursache befohlen, daß du Wache haben sollst, damit du nicht von deinem Zimmer kannst. Auch geschieht es mit darum, weil die Räte dem König vorgestellt, daß, wenn du frei unter uns umhergehen dürftest, du alles, was man gegen deinen Bruder und gegen deinen Gemahl beschließen würde, ihnen wieder berichten möchtest. Ich bitte, nimm es nicht übel auf, will's Gott, soll es nicht lange dauern. Sei auch nicht traurig, wenn ich nicht oft zu dir komme, um dem Könige keinen Verdacht zu geben, sei aber versichert, daß man dir keine Art des Mißvergnügens zufügen soll, ich werde sicher nichts der Art zugeben, und ich werde alles anwenden, um Frieden zwischen deinen Brüdern zu stiften." Darauf stellte ich ihr vor, wie man mir unrecht täte. Ich wollte es nicht verleugnen, sagte ich ihr, daß mein Bruder mir immer seine gerechten Ursachen zum Mißvergnügen mitgeteilt; der König, mein Gemahl, aber habe, seitdem er mir die Thorigny genommen, nicht mit mir geredet, ja er habe mich während meiner Krankheit nicht besucht und mir kein Lebewohl gesagt vor seiner Abreise. Darauf erwiderte sie: „Das sind kleine Neckereien zwischen Mann und Frau, aber man weiß wohl, daß er mit Liebesbriefen dein Herz wieder erobern wird; und wenn er dich dann zu ihm zu kommen bittet, so gehst du hin, und eben das will mein Sohn, der König, verhindern."

Sie verließ mich hierauf, und ich blieb einige Monate in dieser Lage, ohne daß irgendein Mensch, nicht einmal

meine vertrautesten Freunde, es wagten, zu mir zu kommen. An den Höfen ist das Unglück immer einsam, das Glück hat aber ein reiches Gefolge; die besten Freunde stehen der Verfolgung bei! — Der einzige Crillon, der Brave, verachtete alle Verbote und Ungnaden und besuchte mich fünf- oder sechsmal. Die Höllenhunde vor meiner Türe, die mich bewachen sollten, hatten eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihm den Eingang nie verwehrten.

Währenddem war der König, mein Gemahl, in seinen Provinzen angelangt und hatte seine Freunde und Diener versammelt. Sie zeigten ihm, wie unrecht er getan, daß er abgereist sei, ohne von mir Abschied zu nehmen; ich hätte Einsichten, sagten sie, könnte ihm sehr nützlich sein, und er müsse durchaus mich wieder zu gewinnen suchen, er sollte also, sobald die Sachen wieder friedlicher würden, es dahin bringen, daß ich wieder zu ihm käme. Er war von seiner Circe, Frau von Sauve, entfernt, also leicht zu überreden; ihre Reize hatten durch die Abwesenheit die Macht verloren. Er schrieb mir einen sehr verbindlichen Brief, worin er mich bat, alles Vergangne zu vergessen; er liebe mich und wollte es mehr als jemals beweisen, wie sehr er mich liebe. Er befahl mir auch, ihn von allem, was um mich vorging, zu benachrichtigen, besonders was meine Lage und die meines Bruders beträfe; denn sie waren voneinander entfernt, obgleich sie als Freunde gemeinschaftlich handelten; mein Bruder weilte in der Champagne, und mein Gemahl war in der Gascogne. Diesen Brief erhielt ich während meiner Gefangenschaft, er gab meinem Herzen Trost und Erleichterung. Die Notwendigkeit, Mutter der Erfindung, half mir, daß ich von dieser Zeit an, obgleich die Wache Befehl hatte, mich nicht schreiben zu lassen, sehr oft an ihn schrieb und immer Mittel fand, meine Briefe an ihn gelangen zu lassen. Mein Bruder erfuhr meine Verhaftnehmung einige Tage nachher; er würde, aus Verdruß darüber, sicher einen schrecklichen Krieg angefangen haben, zu dem er alle Mittel besaß, denn er hatte damals

eine schöne Armee, und die Völker hätten die Leiden ihrer Fürsten tragen müssen, wenn die Liebe zu seinem Vaterlande meinen Bruder nicht zurückgehalten hätte. Er schrieb an die Königinmutter, man würde ihn zur Verzweiflung treiben, wenn man fortführe, mich so zu behandeln. Sie, aus Furcht, der Krieg würde so erbittert werden, daß ihr kein Mittel bleiben würde, wieder Frieden zu stiften, zeigte dem Könige die Wichtigkeit dieses Krieges, und sie fand ihn aufgelegt, ihren Gründen Gehör zu geben; sein Zorn wurde etwas gedämpft, da er erfuhr, in welcher Gefahr er sich befände; er war vom Könige, meinem Gemahl, und den Hugenotten, die schon verschiedene gute Orte eingenommen hatten, in Gascogne, in der Dauphiné, Languedoc und Poitou angegriffen; von meinem Bruder mit einer großen Armee vom bravsten Adel Frankreichs in der Champagne. Dazu noch die Erinnerung, daß er damals, als sein Bruder entflohen war, niemand von all den Prinzen und Herren gegen ihn ins Feld kriegen konnte; sie fürchteten sich alle, den Finger zwischen zwei Mühlsteine zu stecken. Kurz, nach reiflicher Überlegung lieh der König den Vorstellungen der Königinmutter ein geneigtes Ohr und bat sie, sich für den Frieden zu verwenden. Sie entschloß sich sogleich, zu meinem Bruder zu reisen, und stellte dem Könige vor, wie notwendig es sei, daß ich mitreise; das wollte der König aber durchaus nicht zugeben, weil er mich als Geisel zurückbehalten wollte. Sie reiste also ohne mich, und ohne mir etwas davon zu sagen. Da mein Bruder sie ohne mich kommen sah, erklärte er ihr sein gerechtes Mißvergnügen, sowohl wegen der üblen Behandlung, die er bei Hofe erfahren, als wegen der Beschimpfung, die ich erhielt, da man mich gefangen hielt und die Thorigny, um mich zu beleidigen, grausam mißhandelt habe; er erklärte, nie etwas von Frieden hören zu wollen, bis ich Genugtuung erhalten hätte, und er mich frei und vergnügt sähe. Mit dieser Antwort kam die Königinmutter zurück, und sie erklärte dem Könige, daß, wenn er Frieden

wolle, so müßte sie wieder zu meinem Bruder zurückreisen; käme sie aber ohne mich, so wäre ihre Reise gewiß wieder unnütz, und das Übel würde hernach eher schlimmer als besser; ja man müßte mich sogar erst völlig zufriedenstellen, ehe sie mich hinführte, ich würde sonst dort mehr schaden als nützen. Man müßte befürchten, daß ich nicht wieder mit ihr zurückreisen, sondern zu meinem Gemahl würde gehen wollen; ich müßte also zuerst sogleich von der Wache befreit werden, und man müsse suchen, mir das Vergangene vergessen zu machen. Der König fand alles gut und war mit allem zufrieden. Sie schickte sogleich nach mir, ließ mich holen und sagte: sie hätte es soweit gebracht, daß man sich zum Frieden neige; der Frieden wäre das Wohl des Staates, nach dem ich sowohl als mein Bruder immer gestrebt hätten; jetzt könnte nun ein für meinen Bruder so vorteilhafter Frieden geschlossen werden, daß er zufrieden sein und nichts mehr nach der Tyrannei des Guast oder andern schlechten Umgebungen des Königs zu fragen haben würde. Sie selber würde ich außerdem von einem tödlichen Verdruß befreien, wenn ich etwas beitragen wollte, den König und meinen Bruder auszusöhnen; sie wäre in der schmerzlichen Verlegenheit, daß jeder Sieg einer ihrer Söhne über den andern, ihr tödliche Angst verursache; sie bat mich flehentlich, ich möchte mehr den Frieden suchen als nach Rache streben. Der König bereue die Beleidigung, die er mir angetan, sie habe ihn Tränen darüber vergießen sehen, und er würde mir jede Genugtuung geben, die ich verlange. Darauf erwiderte ich, wie ich nie mein eignes Wohl dem Wohl meiner Brüder und des Staates vorziehe, für dessen Ruhe und Frieden ich mich gerne aufopfern wollte; ich wünschte nichts so sehr als einen guten Frieden und würde alles, was in meinem Vermögen stehe, dazu verwenden. Hierauf kam der König herein, verschwendete unendlich viel schöne Worte und schwor mir seine Freundschaft, da er sah, daß ich weder mit Worten noch mit Gebärden irgend-

einen Verdruß über die Beleidigung, die mir widerfahren, merken ließ; ich tat es aber mehr aus Verachtung der Beleidigung als um seiner Zufriedenheit willen. Die Zeit meiner Gefangenheit hatte ich genützt, viel zu studieren, woran ich damals anfing, einen Gefallen zu finden; dies verdankte ich aber nicht etwa dem Zufall, sondern vielmehr der göttlichen Vorsehung, die damals anfing, mich mit einem so trefflichen Mittel zu beschenken, womit ich mich in dem vielen Unglück, das mir bereitet war, immer zu trösten wußte. Auch war diese Liebe zu den Studien der Weg zur wahren Andacht für mich, indem ich in dem schönen großen Buche der Natur die Wunder ihres Schöpfers zu verstehen anfing. Jede schöne Seele, welche in diesen Kenntnissen nur eine Leiter sieht, deren höchste Stufe Gott ist, wird entzückt in der Anbetung des wundervollen Lichtes und in dem Geheimnis des unbegreiflichen Wesens sich verlieren; sie weiß nichts Erfreulicheres, als jener Kette Homers zu folgen, diesem freudigen Inbegriff aller Wissenschaften, die von Gott selber, dem Ursprung und dem Ende aller Dinge, ausgeht und wieder zurückkehrt. Die der Freude entgegengesetzte Traurigkeit, welche den Gedanken unsrer Handlungen immer außer uns selbst sucht und setzt, weckt unsre Seele in uns, so daß sie alle ihre Kräfte sammelt, um das Böse auszustoßen und das Gute in sich aufzunehmen, immer und unaufhörlich wieder daran denkt, sich das höchste Gut zu erwählen, in welchem sie mit Sicherheit die Ruhe findet; diese Traurigkeit verschafft uns gute Anlagen, um zur Erkenntnis der Liebe zu Gott zu gelangen. Der Traurigkeit und der Einsamkeit meiner Gefangenschaft verdanke ich das Gute, gern zu studieren und mich der Andacht ergeben zu können, welches ich in dem Glück und der Eitelkeit meines Glücks weder kannte, noch zu schätzen verstand. Da nun der König, wie gesagt, kein Zeichen des Mißvergnügens an mir wahrnehmen konnte, sagte er zu mir: die Königinmutter ginge zu meinem Bruder nach der Champagne, um den Frieden zu unterhandeln; er bäte

mich, sie zu begleiten und ihr alle guten Dienste, die ich vermöchte, zu leisten; er wüßte wohl, daß mein Bruder mehr Vertrauen in mich als in jeden andern setzte; was also Gutes aus dieser Reise entstände, würde er mir verdanken und sollte allein zu meiner Ehre gereichen. Ich versprach ihm, was ich zu leisten auch gesonnen war; denn ich wußte, daß es das Wohl meines Bruders und des Staates beförderte, wenn ich ihn zufrieden stellte.

Die Königinmutter reiste mit mir nach Sens; die Konferenz sollte eine Stunde von da, bei einem Edelmanne statthaben. Den andern Morgen begaben wir uns an den bestimmten Ort; hier fanden wir meinen Bruder, begleitet von einigen Truppen und von den vornehmsten Herren und Anführern der Katholiken und Hugenotten bei seiner Armee; unter diesen war der Herzog Casimir und der Oberst, der auf Vermittlung der Protestanten meinem Bruder um des Königs, meines Gemahls, willen, sechstausend Reiter zugeführt hatte. Einige Tage wurden mit den Friedensunterhandlungen zugebracht, weil es über verschiedene Artikel Streit gab, vorzüglich wegen der Protestanten, denen man vorteilhaftere Bedingungen einräumte, als man ihnen zu halten willens war, wie man nachher wohl einsah; die Königinmutter tat nur alles, um den Frieden zu haben, die Reiter zurückschicken und meinen Bruder von den Leuten losmachen zu können, von denen er selbst nicht wenig Lust hatte, sich zu trennen, weil er immer ein sehr guter Katholik gewesen und sich der Hugenotten bloß in der Not bedient hatte. Bei diesem Friedensschluß erhielt mein Bruder seinen Anteil nach seinem Stande, worin, wie er verlangte, der meinige mit begriffen sein sollte; Herr von Beauvais, sein Abgeordneter, drang sehr darauf, daß man mir eine Verschreibung meiner Mitgift in Ländereien ausfertigte; die Königinmutter bat mich aber, es nicht zuzugeben, und versicherte mich, ich würde alles, was ich verlangte, vom Könige erhalten. Ich bat also meinen Bruder, das, was meine Angelegenheiten beträfe, nur herauszulassen, ich

wollte lieber, was der König und die Königinmutter mir geben würden, als ein freiwilliges Geschenk ansehen, dann wäre es mir um desto gewisser.

Der Frieden war geschlossen[13]), die Sicherheiten von beiden Seiten gegeben, und die Königinmutter bereitete sich zur Rückreise, als ich Briefe vom Könige, meinem Gemahl, erhielt, in denen er mir seine Begierde, mich wiederzusehen, bezeigte und mich bat, Urlaub zu nehmen und zu ihm zu reisen, sobald der Frieden geschlossen sein würde. Die Königinmutter versagte mir diesen Urlaub und suchte mich durch alle ersinnlichen Überredungen von diesem Vorhaben abzubringen. Sie sagte: damals, als ich nach der Bartholomäusnacht ihren Vorschlag, meine Ehe zu trennen, nicht annehmen wollte, hätte ich ihren Beifall gehabt, weil mein Gemahl damals den katholischen Glauben angenommen hatte, nun er aber wieder zu den Hugenotten übergegangen sei, könnte sie es nicht zugeben, daß ich mich wieder mit ihm vereinige. Da ich nun aber nicht abließ, Urlaub zu begehren, sagte sie mir mit Tränen in den Augen, daß ich sie ins Verderben stürze, wenn ich nicht mit ihr zurück ginge; sie hätte es dem Könige versprochen, mich zurückzubringen und bei mir dahin zu wirken, daß ich bis zur Zurückkunft meines Bruders dort bliebe; sobald dieser wieder am Hofe sein würde, sollte ich sicher Urlaub haben. Wir kehrten wieder nach Paris zurück; der König war über den Frieden sehr erfreut, doch gefielen ihm die vorteilhaften Bedingungen der Hugenotten nicht, und er war willens, unter irgendeinem Vorwand den Krieg wieder mit ihnen anzufangen, sobald er nur erst meinen Bruder wieder an seinem Hofe haben würde, damit sie das, was man ihnen wider Willen zugestanden, nicht länger genießen möchten, bis er wieder von ihnen los sei. Er blieb noch einige Monate zurück und verabschiedete die Reiter nebst den übrigen, dann kam er mit dem ganzen katholischen Adel an den Hof. Der König empfing sie ehrenvoll, bezeugte seine Zufriedenheit, sie wiederzusehn und

war auch freundlich gegen Bussy, denn Guast war tot; Gottes Gericht hatte ihn getötet, da er eben seine Schweißkur brauchte; von allen Lastern verdorben, war sein Leib lange vor seinem Tode schon der Fäulnis, sowie seine Seele den Teufeln überlassen, denen er durch Zauberei und alle Bosheiten ergeben war[13a]). Da dieses Werkzeug des Hasses und der Zwietracht erst aus der Welt war und der König, der auf nichts sann, als die Hugenotten zu verderben, sich meines Bruders gegen sie bedienen wollte, damit dieser nicht sich wieder mit ihnen aussöhnen könnte, dann aber befürchtete, daß ich zum Könige, meinem Gemahl, gehen würde, bezeigte er uns alle erdenklichen Freundlichkeiten und schmeichelte uns auf alle Weise, damit es uns nur an seinem Hof gefallen möchte. Zu gleicher Zeit kam Herr von Duras vom Könige, meinem Gemahl, um mich abzuholen; ich drang also sehr in ihn, mich fort zu lassen; da er mir nun den Urlaub nicht länger versagen konnte, versicherte er mir, es geschähe bloß aus Liebe zu mir, er sei überzeugt, ich sei die größte Zierde seines Hofes, er könne mir also die Erlaubnis, abzureisen, nur so spät als möglich gewähren; er wollte mich nach Poitiers begleiten; und mit dieser Versicherung schickte er Herrn von Duras weg. Er verzog aber danach einige Tage in Paris, schob es immer auf, mir meinen Urlaub offen zu versagen, bis er imstande war, den Hugenotten, folglich auch dem Könige, meinem Gemahl, den Krieg zu erklären. Zum Vorwande dazu ward ein Gerücht verbreitet, als beklagten sich die Katholiken über die vorteilhaften Bedingungen, die den Hugenotten beim Frieden von Sens waren eingeräumt worden; das Murren und die Unzufriedenheit der Katholiken ging so weit, daß sie an den Hof kamen, ihm sich zu verbünden, nach den Provinzen und den Städten sich anwerben ließen, sich unterzeichneten und viel Geräusch machten (mit stillschweigendem Mitwissen des Königs), auch den Herzog von Guise zum Anführer verlangten[14]). Man sprach von nichts als

von dieser Ligue bei Hofe und von Paris bis nach Blois, wo der König die Stände zusammenberufen hatte. Ehe sie eröffnet wurden, rief der König meinen Bruder in sein Kabinett, wo sich die Königinmutter und einige Herren aus dem Staatsrat befanden. Er stellte ihnen vor, von welcher Wichtigkeit diese Ligue der Katholiken für sein Ansehen und für den Staat sei, wenn sie so weit gehen sollten, sich Häupter zu erwählen und die Guisen dazu ausersähen. Ihn und meinen Bruder beträfe dies am allermeisten; die Katholiken hätten recht, sich zu beklagen, Pflicht und Gewissen geböten ihm, eher die Hugenotten als die Katholiken mißvergnügt zu machen; er bat und beschwor also meinen Bruder als einen Sohn Frankreichs und guten Katholiken, daß er ihm rate und beistehe, wo es auf seine Krone und die katholische Religion ankäme. Dann fügte er noch hinzu: es dünke ihm gut, um dieser gefährlichen Ligue den Weg abzuschneiden, müsse man sich selber zum Oberhaupte derselben machen! Um nun seinen Eifer für den Glauben an den Tag zu legen, und jene zu verhindern, daß sie sich nicht einen andern Anführer wählten, wollte er sich selbst als Chef unterzeichnen, alsdann sollte mein Bruder es tun, und nach ihm alle Fürsten und Herren sowie jeder, der in seinem Königreiche eine Würde bekleidete. Mein Bruder konnte hierauf nichts tun, als seine Dienste, die er Sr. Majestät und der Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens schuldig war, anzubieten. Sobald der König sich meines Bruders versichert hatte, welches der eigentliche listige Zweck der Ligue war, ließ er alle Prinzen und Herren seines Hofes zusammenberufen, ließ sich die Liste der Ligue bringen, unterzeichnete zuerst als Chef, hierauf folgte mein Bruder und die übrigen, die bis dahin noch nicht unterzeichnet hatten. Des andern Tages wurden die Stände eröffnet; nach dem Gutachten der Herren Bischöfe von Lyon, von Ambrun und von Vienne und der andern am Hofe befindlichen Prälaten konnte, dem Krönungseid des Königs zufolge, kein Eid gültig

sein, den er den Ketzern geleistet; jener Krönungseid erließ ihm von selbst die den Hugenotten gegebenen Versprechungen; dieses ward bei Eröffnung der Stämme vorgetragen, den Hugenotten der Krieg erklärt, und Genissac, der Hugenotte, der seit wenigen Tagen als Abgeordneter des Königs, meines Gemahls, zugegen war, um meine Abreise zu beschleunigen, mit harten Drohungen zurückgeschickt; der König ließ meinem Gemahl durch Genissac sagen: er habe seine Schwester einem Katholiken und nicht einem Hugenotten gegeben; wenn der König, mein Gemahl, mich wieder haben wollte, müsse er die katholische Religion wieder annehmen.

Alle Kriegsrüstungen wurden gemacht, bei Hofe ward von nichts als vom Kriege geredet, und, um meinen Bruder unwiderruflich von den Hugenotten zu trennen, machte ihn der König zum General einer Armee. Da Genissac zu mir kam und mir den harten Bescheid des Königs meldete, ging ich sogleich in das Kabinett der Königinmutter, wo ich den König fand. Ich beklagte mich gegen ihn, daß er mich so lange getäuscht; er habe mich beständig verhindert, zum Könige, meinem Gemahl, zu gehen, er habe sich gestellt, als ginge er von Paris, um mich bis Poitiers zu begleiten, und doch habe er die entgegengesetzte Absicht. Ich stellte ihm vor, wie ich mich weder zu meiner Zufriedenheit, noch nach meinem Willen vermählt habe, sondern es wäre der Wille des Königs Karl, meines Bruders, der Königinmutter und sein eigner so gewesen; nun sie mir aber einen Gemahl gegeben, könnten sie mich nicht abhalten, seinem Schicksale zu folgen; ich wollte es und würde, wofern sie mir die Erlaubnis dazu verweigerten, mich heimlich davonmachen und komme es, wie es wolle, zum Könige, meinem Gemahl, gehen, wenn auch mit Gefahr meines Lebens! Darauf antwortete mir der König: „Schwester, es ist nun nicht mehr Zeit, mich mit diesem Urlaub zu quälen. Ich gestehe es, ich habe ihn nur darum aufgeschoben, um ihn zuletzt ganz versagen zu können; denn seitdem der König von Na-

varra wieder hugenottisch geworden, kann ich es durchaus nicht gut finden, daß Ihr zu ihm gehet. Was wir in dieser Sache tun, die Königinmutter und ich, geschieht zu Eurem Besten. Ich will den Hugenotten den Krieg machen und diese elende Religion durchaus vertilgen, die uns so viel Übles zufügt. Daß nun Ihr, eine Katholikin, meine Schwester, als eine Geisel in ihren Händen bleibt, wäre sehr unschicklich, und wer weiß, ob sie nicht mir zur unauslöschlichen Schmach an Eurem Leben den Schaden rächen würden, den ich ihnen zuzufügen gesonnen bin! Nein, nein, Ihr sollt nicht hingehen! Und wenn Ihr heimlich Euch davonmachet, wie Ihr eben sagtet, so dürft Ihr darauf rechnen, mich und die Königinmutter als Eure unversöhnlichen Feinde zu sehen, und daß wir unsere Feindseligkeit, so viel wir vermögen, ausüben, und Ihr dadurch die Lage Eures Gemahls eher verschlimmern als verbessern werdet." Ich entfernte mich äußerst mißvergnügt über diesen grausamen Ausspruch. Meine Freunde und Freundinnen und die Ersten des Hofes, deren Rat ich verlangte, stellten mir vor, daß es gar nicht schicklich für mich sein würde, an einem gegen den König, meinen Gemahl, feindlichen Hofe zu leben, von dem aus man ihm den Krieg machen werde. Sie rieten mir, mich während dieses Krieges vom Hofe zu entfernen; es würde sogar ehrenvoller für mich sein, wenn ich einen Vorwand finden könnte, Frankreich zu verlassen, es sei zu einer Wallfahrt oder um einen meiner Anverwandten zu besuchen. Die Prinzessin von La Roche sur Yon war unter denen, die ich um Rat fragte; diese wollte eben zu den Bädern nach Spa reisen. Mein Bruder war auch zugegen, er hatte Mondoucet mit eingeführt, der Agent des Königs in Flandern gewesen und kürzlich von da zurückgekommen war. Er hatte dem Könige vorgestellt, wie die Flamländer mit Unwillen die Usurpation des Spaniers gegen die Gesetze von Flandern an der Oberherrschaft und Verwaltung von Frankreich litten; wie verschiedene Herren und Bürgerschaften ihm zu verstehen

gegeben haben, daß sie im Herzen gut französisch seien und daß alles die Hände nach dem Könige von Frankreich ausstreckte. Da nun aber Mondoucet sah, daß der König seinen Wink nicht achtete, weil er nichts im Kopfe hatte, als die Hugenotten, die er es fühlen lassen wollte, daß sie ihn beleidigt, indem sie meinem Bruder gegen ihn beistanden, sprach er nicht weiter davon mit ihm und wandte sich zu meinem Bruder, der mit einem wahrhaft fürstlichen Sinn keine anderen als kühne, gefahrvolle Unternehmungen liebte, der mehr zum Erobern als zum Erhalten geschaffen war; dieser ging sogleich ein auf diese Unternehmung, die ihm um so besser dünkte, weil keine Ungerechtigkeit darin lag, da er nur für Frankreich wiedererobern wollte, was der Spanier usurpiert hatte. Mondoucet war deshalb in den Dienst meines Bruders getreten, und dieser schickte ihn nach Flandern zurück, unter dem Vorwande, die Prinzessin La Roche sur Yon nach den Bädern von Spa zu begleiten. Da nun jeder nach einem Vorwande suchte, mich während des Krieges aus Frankreich zu schaffen, der eine sagte, nach Lothringen, einer nach St. Claude, einer nach Unserer lieben Frau zu Loretto, sagte Mondoucet leise zu meinem Bruder: „Wenn die Königin von Navarra irgendeine Unpäßlichkeit vorschützen könnte, zu der die Bäder in Spa ratsam wären, wo die Prinzessin von La Roche sur Yon hinreisen will, das könnte für Eure Unternehmung auf Flandern von großem Nutzen sein!“ Mein Bruder fand diesen Vorschlag gleich sehr gut und rief voller Freude: „O Königin, sucht nicht länger, Ihr müßt nach den Bädern von Spa mit der Prinzessin von La Roche sur Yon. Ich habe oft bemerkt, daß Ihr die Rose am Arm habt; sagt nur, die Ärzte hätten es Euch schon damals verordnet, die Jahreszeit war aber damals nicht gut dazu; jetzt wäre es die Jahreszeit zu den Bädern, und Ihr bittet darum den König, Euch nun die Reise nach Spa zu erlauben.“ Er erklärte sich weiter nicht vor dieser Versammlung, warum er es eigentlich wünsche,

weil der Kardinal von Bourbon dabei war, den er für spanisch und für guisisch hielt; ich aber verstand es sogleich, daß es wegen der flandrischen Unternehmungen geschehe, von welcher Mondoucet mit uns beiden gesprochen. Die ganze Versammlung war damit zufrieden, und die Prinzessin La Roche sur Yon, die mich sehr liebte, freute sich ungemein darüber; sie versprach mir, sich mit mir zu gleicher Zeit bei der Königinmutter einzufinden, wenn ich mit ihr davon sprechen würde, um sie dazu zu bereden. Den anderen Morgen fand ich die Königinmutter, und ich stellte ihr vor, wie groß mein Mißvergnügen sei, den König, meinen Gemahl, im Kriege gegen den König begriffen und mich von ihm entfernt zu sehen. Es würde, so lange dieser Krieg dauere, weder ehrenvoll noch schicklich für mich sein, am Hof zu leben. Ich müßte, wenn ich bliebe, eins von den beiden Übeln erleiden, daß entweder der König, mein Gemahl, glaube, ich täte es zu meinem Vergnügen und ich diente ihm nicht, wie ich sollte; oder daß der König Argwohn gegen mich fasse und glaube, ich entdecke alles dem Könige, meinem Gemahl. Beides wäre sehr unglücklich für mich. Sie möchte es daher doch für gut finden, daß ich mich vom Hofe entferne, um dem auszuweichen. Die Ärzte hätten mir vor einiger Zeit die Bäder von Spa verordnet wegen der Rose am Arm, ein Zufall, dem ich so oft ausgesetzt sei. Es wäre gerade die Jahreszeit zu den Bädern, die Reise wäre mit ihrem Gutachten sehr schicklich, um mich in diesem Augenblick nicht allein vom Hofe, sondern auch aus Frankreich zu entfernen, um dem Könige, meinem Gemahl, zu erkennen zu geben, daß ich wegen des Argwohns des Königs nicht mit ihm sein könnte, ich doch auch nicht an dem Orte sein möchte, wo man Krieg gegen ihn führt. Ich hoffte, sie würde mit ihrer Einsicht die Dinge mit der Zeit so ordnen, daß der König, mein Gemahl, den Frieden und die Gnade des Königs wieder erhielte. Diese glückliche Zeit wollte ich abwarten und dann wieder um Urlaub, zum Könige,

meinem Gemahl, mich begeben zu dürfen, anhalten. Die Prinzessin La Roche sur Yon, die hier zugegen wäre, sollte mich auf der Reise nach Spa begleiten. Die Königinmutter billigte meinen Vorschlag und sagte, sie wäre sehr froh, daß ich diese Maßregel ergriffen; sie habe großen Ärger über den schlechten Rat, den jene Bischöfe dem Könige gegeben, sein Wort nicht zu halten und alles, was sie in seinem Namen versprochen und bedungen, zu vernichten; sie habe aus mehr als einer Rücksicht großen Verdruß davon; daß sie sehen müsse, wie dieser reißende Strom die besten Diener des Königs mit sich fortzöge und verderbe; denn der König hätte vier oder fünf der ältesten und angesehensten Männer aus dem Staatsrat entfernt. Was ihr aber am meisten im Sinn läge, sei eben das, was ich ihr soeben vorgestellt; daß ich nämlich immer auf eine Art unglücklich sein würde, wenn ich am Hofe lebte. Sie beredete den König, mich nach Spa reisen zu lassen; der König sprach ohne Zorn mit mir darüber und war nur zufrieden, daß ich nicht zum Könige, meinem Gemahl, reisen wollte, den er über alles haßte. Er befahl, sogleich einen Kurier an Dom Juan von Österreich zu schicken, der für den König von Spanien in Flandern regierte, ihn um die nötigen Pässe zu bitten, um frei durch die Länder reisen zu dürfen, die unter seiner Botmäßigkeit lagen; man mußte durch einen großen Teil von Flandern, um nach Spa zu kommen, welches in den Ländern des Bistums Lüttich liegt. Nach wenigen Tagen, die mein Bruder dazu anwendete, mich zu unterrichten, was ich für seine flandrische Unternehmung für ihn zu tun habe, trennten wir uns allesamt. Der König und die Königinmutter gingen nach Poitiers, um der Armee des Herrn von Mayenne, der Brouage belagerte, näher zu sein, von da sollte diese Armee nach der Gascogne gegen den König, meinen Gemahl; mein Bruder ging mit seiner Armee, um Issoire und die andern Plätze zu belagern, die er alle damals einnahm; und ich nach Flandern, begleitet von der Prinzessin La Roche sur

Yon, meiner Oberhofmeisterin Frau von Tournon, Frau von Mouy aus der Pikardie, von der Frau Kastellanin von Millon, Fräulein von Atrie, Fräulein von Tournon und von sieben oder acht andern Damen. Die Männer in meiner Begleitung waren: der Kardinal von Lenoncourt, der Bischof von Langres, Herr von Mouy aus der Pikardie, jetzt Schwiegervater eines Bruders der Königin Louise, Graf von Chaligny genannt, mein erster Haushofmeister, meine Stallmeister und andere Edelleute meines Hauses. Diese Versammlung gefiel in der Fremde allgemein sehr wohl, und die Fremden bewunderten sie und bekamen viel Achtung für Frankreich durch sie. Ich reiste in einer Sänfte mit Säulen, mit inkarnatfarbenem Samt ausgeschlagen, der reich mit Gold und mit vielen seidnen Devisen gestickt war; die großen Fensterscheiben waren ebenfalls ganz mit sinnreichen Devisen bemalt; es waren wohl vierzig verschiedene Devisen auf die Sonne und ihre Wirkung mit den Erläuterungen in spanischer und italienischer Sprache. Meiner Sänfte folgte die der Prinzessin La Roche sur Yon und die der Frau von Tournon, meiner Oberhofmeisterin; diesen folgten zehn junge Damen mit ihrer Hofmeisterin zu Pferde und sechs Wagen, worin sich die übrigen Damen und Fräulein befanden.

Ich kam durch die Pikardie, wo die Städte Befehle vom Könige hatten, mich nach Würden als seine Schwester zu empfangen, welches sie auch so ehrenvoll, als ich nur verlangen konnte,, ausführten. In Castelet, einer Festung drei Stunden von der Grenze von Cambresis, welches damals der Kirche zugehörte und unabhängig war und den König von Spanien bloß als Protektor anerkannte, sandte der Bischof von Cambray mir einen Edelmann entgegen, der sich erkundigte, wann ich von Castelet abreisen würde, damit der Bischof mir bis an die Grenze seines Landes entgegenkommen könnte. Ich fand ihn wirklich daselbst, in schöner Begleitung von vielen Frauen, welche die Kleidung und das ganze Ansehen von wahren Flamländern hatten, denn die Leute in diesem Lande sind

sehr stark und dick. Der Bischof war aus dem Hause von Barlemont, einem der vornehmsten in Flandern, die aber ein spanisches Herz hatten, wie sie es auch gezeigt haben, da sie dem Juan am meisten beistanden. Er unterließ nicht, mich mit vielen Ehrenbezeugungen und nicht weniger spanischem Zeremoniell zu empfangen. Ich fand diese Stadt Cambray, obgleich nicht mit so guten Materialien erbaut als die französischen, dennoch angenehmer, weil die Straßen und Plätze eine viel bessere Gliederung haben und weit besser angelegt sind; die großen, sehr schönen Kirchen sind eine allgemeine Zierde aller flandrischen Städte. Was ich in Cambray am merkwürdigsten und schätzbarsten fand, war die Zitadelle, die schönste und vollendetste der Christenheit; wie sie es in in der Folge, als mein Bruder sie inne hatte, den Spaniern wohl fühlen ließ. Ein rechtschaffener Mann, mit Namen Herr von Ainsi, war zu der Zeit Gouverneur darin. Herr von Ainsi war von Anstand und Bildung und an allem, was einem vollkommen wohlerzogenen Mann ziemt, unsern vorzüglichsten Hofleuten gleich, und er hatte ganz und gar nichts von dem rohen Wesen an sich, das den Flamländern natürlich zu sein scheint. Der Bischof gab uns eine Mahlzeit, und nach dem Nachtessen verschaffte er uns das Vergnügen eines Balles, zu welchem er alle Damen der Stadt eingeladen hatte. Da er selber sich nicht dabei einfand, sondern sich gleich nach dem Nachtessen weggegeben hatte, denn er war, wie gesagt, von zeremoniellem spanischem Gemüt, so ließ er Herrn von Ainsi als den ansehnlichsten der Gesellschaft zurück, mich während des Balls zu unterhalten und mich nachher zur Kollation zu führen; mich dünkt, es war sehr unvorsichtig, da ihm die Zitadelle anvertraut war. Ich rede nach der Erfahrung, die ich auf meine Unkosten gemacht habe, davon, wie man sich betragen muß, wenn man den Auftrag hat, eine Festung zu bewachen, ich habe es mehr als es mir lieb ist erfahren.

Der Gedanke an meinen Bruder verließ mich keinen Augenblick, denn er war mir über alles lieb und wert. Da

ich mich nun der Vorschriften, die er mir gegeben, erinnerte, sah ich ein, daß dies eine sehr schöne Gelegenheit zu einem Dienst in den flandrischen Angelegenheiten sei. Diese Stadt Cambray war gleichsam der Schlüssel zu Flandern; ich ließ sie daher nicht ungenützt vorübergehen und wandte allen Verstand, den Gott mir gegeben, dazu an, Herrn von Ainsi für Frankreich und für meinen Bruder geneigt zu machen. Gott gab, daß es mir gelang. Herrn von Ainsi gefielen meine Reden; er beschloß, so lange als möglich bei mir zu sein, und mich zu begleiten, solange ich in Flandern sein würde. Er forderte Urlaub bei seinem Oberherrn, um mich bis Namur begleiten zu dürfen, wo Dom Juan mich erwartete, und gab vor, er wünsche die Feierlichkeiten dieses Empfanges zu sehen. Der hispanisierte Flamländer war so unklug, ihm Urlaub zu geben. Während dieser Reise, die zehn bis zwölf Tage dauerte, redete er so oft mit mir, als es anging. Er entdeckte mir offen sein ganz französisches Herz; daß er sich sehne, einen so hohen Prinzen als meinen Bruder zum Herrn und Meister zu haben, und daß er die Unterwürfigkeit gegen seinen Bischof und dessen Oberherrschaft verachte, der zwar ein Regent, aber doch nur ein Edelmann war, wie Herr von Ainsi selber, und ihm an Eigenschaften des Geistes und des Körpers sehr untergeordnet.

Von Cambray aus hielt ich Nachtlager in Valenciennes; ein flandrisches Land, wo Graf von Lalain, sein Bruder, Herr von Montigny, und eine Menge andrer Edelleute, zwei- bis dreihundert an der Zahl, mir entgegenkamen, um mich am Ausgang der Länder von Cambresis, soweit der Bischof von Cambray mich begleitet hatte, zu empfangen. Valenciennes steht an Macht zwar Cambray nach, aber nicht an der Zierde der schönen Plätze und schönen Kirchen. Die Springbrunnen und die Uhren, welche mit dem den Deutschen eignen Kunstfleiß gemacht waren, veranlaßten bei unsern Franzosen keine geringe Bewunderung; denn sie hatten vorher nie gehört, wie Uhren mit verschiedenen Stimmen eine angenehme Musik aufführen,

wie von ebensoviel Personen, wie es jetzt in dem kleinen Schloß, in der Vorstadt St. Germain, zu hören ist. Diese Stadt stand unter dem Gouvernement des Grafen Lalain, er bewirtete daselbst die Herren und Edelleute aus meinem Gefolge; die Damen aber zu bewirten, verschob er bis Mons, wo seine Gemahlin, seine Schwägerin, Frau von Avrec nebst den vorzüglichsten, artigsten Damen mich erwarteten. Der Graf und sein Gefolge führten mich den andern Tag ihnen zu. Er nannte sich einen Anverwandten des Königs, meines Gemahls, und war ein Mann von großem Ansehen und Macht; die spanische Herrschaft war ihm beständig verhaßt gewesen wegen der Hinrichtung des Grafen Egmont, seines nahen Verwandten; obgleich er sein Gouvernement erhalten hatte, ohne sich in das Bündnis des Prinzen von Oranien oder der Hugenotten eingelassen zu haben, weil er ein eifriger Katholik war, so wollte er doch weder Dom Juan jemals sehen, noch erlauben, daß er oder irgendeiner von der spanischen Partei in die Länder seines Gouvernements komme. Dom Juan durfte ihn nie mit Gewalt dazu zwingen, weil er fürchtete, es möchten sich, wenn er angriffe, die verbündeten Katholiken in Flandern, welche man die vereinigten Staaten nennt, mit denen des Prinzen von Oranien und der Hugenotten vereinigen, welches seitdem auch diejenigen wohl erfahren haben, die für den König von Spanien waren. Graf von Lalain konnte mir also bei seiner Art zu danken nicht genug seine Freude über meine Gegenwart bezeigen; er hätte seinem natürlichen Herrn und Fürsten nicht mehr Freude und Zuneigung erweisen können. Als ich zu Mons in dem Hause des Grafen ankam, wo man mir eine Wohnung bestimmt hatte, fand ich seine Gemahlin auf dem Vorhofe mit wohl achtzig oder hundert Damen aus der Stadt und des Landes, von denen ich empfangen wurde, nicht wie eine fremde, sondern wie ihre regierende Fürstin. Die Flamländerinnen sind von Natur zutraulich, freundlich und fröhlich; und da die Gräfin Lalain mit dieser Gemütsart vielen und erhabenen

Geist vereinigte (sie war sowohl hierin als nicht weniger von Ansehen und Betragen Ihrer Kusine sehr ähnlich), so war ich gleich gewiß, mit ihr eine recht genaue Freundschaft stiften zu können; diese Freundschaft war für die Absichten meines Bruders sehr günstig, denn sie hatte großen Einfluß auf ihren Gemahl und vermochte alles über ihn.

Zur Zeit des Nachtessens hatten wir ein großes Gastmahl und nachher Ball; solange ich in Mons blieb, war es alle Tage so, und ich blieb länger dort, als ich erst wollte, denn ich war erst willens, den andern Morgen wieder abzureisen, aber diese artige Frau beredete mich, eine ganze Woche bei ihnen zuzubringen; anfangs wollte ich es nicht, aus Besorgnis, ihnen beschwerlich zu sein, aber weder sie noch ihr Gemahl hörten auf, deshalb in mich zu dringen, bis ich endlich nachgab; und auch am Ende der Woche ließen sie mich ungern fort. Ich lebte in großer Vertraulichkeit mit der Gräfin Lalain; sie blieb bei mir, wenn ich mich zu Bette legte, in später Nacht, und wäre gern immer länger geblieben; dies ist von einer Dame ihres Standes etwas Außerordentliches und zeigt eine überaus große Güte des Herzens und ein ungezwungenes, natürliches Wesen an. Sie säugte auch ihren kleinen Sohn selber, als sie den anderen Tag, bei der Mittagstafel, neben mir saß, wo man in diesem Lande sich mit der größten Freimütigkeit mitzuteilen pflegt, mein ganzer Sinn aber nur darauf gerichtet war, wie ich die Absichten meines Bruders befördern möchte, brachte man ihr den kleinen Sohn, damit sie ihm zu trinken gäbe. Sie war sehr geputzt, und ganz bedeckt von Schmuck und reicher Stickerei; sie hatte eine spanische Robille an, von Goldstoff mit schwarzem Grunde, worauf Streifen von Stickerei mit goldner und silberner Cantille; ein kleines Wams von weißem Silberstoff mit goldner Stickerei und mit großen diamantnen Knöpfen zugeknöpft; diesen Anzug fand ich sehr passend für eine säugende Frau. Sie legte das Kind, das auch in sehr reichen Windeln lag,

zwischen uns beide auf die Tafel, knöpfte ganz frei ihr Wams auf und gab dem Kinde die Brust. Bei einer andern hätte man das vielleicht unschicklich finden können, sie tat es aber, wie sie alles tat, mit so viel Anmut und Naivheit, daß sie ebensoviel Beifall erhielt als die Gesellschaft Vergnügen. Nach aufgehobner Tafel fing der Ball in demselben Saale an, der sehr groß und schön war. Da wir nebeneinander saßen, sagte ich ihr: „Obgleich das Vergnügen, welches ich in dieser Gesellschaft fühle, zu den größten gehört, die ich je gekannt, so wünschte ich fast, es nie gekannt zu haben, wegen des Unmuts, wenn ich Sie nun verlassen muß mit der Überzeugung, daß das Schicksal uns wohl die Freude, uns wiederzusehen, versagen wird. Es ist ein Unglück für mich, daß wir dem Himmel nicht ein gemeinschaftliches Vaterland verdanken!" Ich fing dieses Gespräch an mit ihr, um sie hineinzuziehen, weil es den Absichten meines Bruders dienlich war. Sie antwortete mir: „Dies Land war damals französisch, bei Gericht wird auch die französische Sprache noch gebraucht, und aus den Herzen der meisten unter uns ist die natürliche Neigung zu Frankreich nicht gewichen. Ich wenigstens trage nichts so sehr am Herzen, seitdem ich Euch zu sehen das Glück habe. Ehedem waren wir dem Hause Österreich zugetan; seit der Hinrichtung des Grafen Egmont, Horn, des Barons Montigny und der andern damals hingerichteten Herren, die alle unsre nahen Verwandten, und verwandt mit dem größten Teil des Adels dieses Landes waren, ist uns nichts so sehr verhaßt als die spanische Herrschaft, und wir wünschen eifrig, uns von ihrer Tyrannei zu befreien. Wir wissen es aber noch nicht anzufangen, denn das Land ist uneinig wegen der verschiedenen Religionsparteien. Wären wir vereint, wir hätten die Spanier bald hinausgetrieben, so einzeln aber sind wir nicht mächtig genug. Wollte Gott, es gefiele dem Könige von Frankreich, Eurem Bruder, das Land wieder zu erobern, das von altersher schon sein ist! Mit offnen Armen würden wir ihn empfangen!" Sie sagte

das zwar wie aus dem Stegreif, aber es war wohl vorher bedacht, Hilfe bei Frankreich zu suchen. Da ich nun so den Weg zu meinen Absichten gebahnt fand, sagte ich zu ihr: „Mein Bruder, der König von Frankreich, ist nicht gesonnen, einen Krieg in der Fremde zu unternehmen, da er in seinem eignen Reich den Krieg mit den Hugenotten führt, er ist also an jeder auswärtigen Unternehmung verhindert. Aber mein Bruder, der Herzog von Alencon, der an Tapferkeit, Einsicht und Gütigkeit keinem meiner königlichen Ahnen und Brüder etwas nachgibt, könnte sich eher zu dieser Unternehmung verstehen, und er besitzt nicht weniger Mittel, Euch zu helfen, als mein Bruder, der König von Frankreich. Er ist in den Waffen erzogen und als einer der besten Heerführer unsrer Zeit geschätzt. Er kommandiert auch in diesem Augenblick eine Armee des Königs gegen die Hugenotten; seitdem ich weg bin, hat er eine sehr starke Festung Issoire und noch einige andere eingenommen. Keinen anderen Fürsten könntet Ihr zu Hilfe rufen, der Euch so nützlich wäre, denn er ist Euch benachbart, und das große Frankreich steht ihm zu Gebote, woher er alle Kriegsbedürfnisse mit Leichtigkeit ziehen kann. Seid versichert, wenn der Graf, Euer Gemahl, ihm diese Gefälligkeit erzeigt, daß er jeden Teil an seinem Glücke nehmen soll, den er selber nur verlangt; denn mein Bruder ist sonst nicht undankbar, und nichts ist ihm angenehmer, als für einen guten Dienst oder eine Gefälligkeit erkenntlich sein zu können. Er liebt und verehrt die tapfern und ehrliebenden Männer; auch sind die Besten Frankreichs in seinem Dienste. Man wird, glaube ich, in Frankreich bald einen Frieden mit den Hugenotten machen, es ist möglich, daß ich ihn bei meiner Rückkehr schon geschlossen finde; ist nun der Graf, Euer Gemahl, mit Euch gleichen Sinnes, so berichte er mir, ob ich meinen Bruder dazu bewegen soll; ich bin gewiß, dies Land, und vorzüglich Euer Haus, wird sich sehr wohl dabei befinden. Erhält mein Bruder durch Euch die Oberherrschaft des Landes, so werdet Ihr mich

sicher sehr oft hier sehen; denn die Liebe zwischen uns beiden ist so groß, als sie nur immer zwischen Bruder und Schwester stattfinden kann."

Sie bezeigte mir ihre Zufriedenheit über diese Eröffnung und sagte, sie hätte nicht bloß von ungefähr so zu mir geredet; sondern, da sie sich mit meiner Liebe beehrt gesehen, hätte sie beschlossen, mich nicht fortreisen zu lassen, ohne mir ihre Lage zu entdecken und ohne mich zu bitten, daß ich ihnen von seiten Frankreichs Hilfe schaffe, um sie von der Furcht zu befreien, sich entweder in ewige Kriege verwickelt oder unter der spanischen Tyrannei gebeugt zu sehen. Sie bat mich hierauf um Erlaubnis, ihrem Gemahle alles mitteilen zu dürfen, was wir zusammen gesprochen, damit sie beide den andern Tag das weitere mit mir verabreden könnten; worin ich natürlich gleich willigte. Wir brachten den ganzen Nachmittag mit dergleichen Gesprächen zu, die ich zu meinen Absichten dienlich glaubte, woran sie auch viel Vergnügen fand. Nach geendigtem Ball gingen wir in die Vesper, zu den Stiftsdamen; einen Nonnenorden, den wir in Frankreich nicht haben. Es sind Fräuleins, die man als Kinder hineingibt, um sie hernach vorteilhafter zu verheiraten und daselbst bleiben zu lassen, bis sie in dem Alter dazu sind. Sie haben kein gemeinsames Schlafzimmer, sondern abgesonderte Häuser, jedoch alle in demselben Bezirk, wie die Stiftsherren. In jedem Hause wohnen drei, vier bis sechs junge Fräuleins, mit einer Alten; diese sind diejenigen, die nicht geheiratet haben, so wie auch die Äbtissin nicht heiratet. Die Nonnenkleider tragen sie bloß in der Kirche, des Morgens während des Gottesdienstes und nachmittags in der Vesper. Nach geendigtem Gottesdienste kleiden sie sich wieder um und ziehen sich wieder wie junge Mädchen an und gehen frei, wie die andern, zu den Bällen und Lustbarkeiten; sie kleiden sich viermal täglich um. Sie kamen alle Tage zu uns zum Ball und zum Gastmahl und tanzten gewöhnlich mit.

Der Gräfin Lalain ward die Zeit lang, ehe sie mit

ihrem Gemahl von dem glücklichen Anfang ihrer Geschäfte reden konnte; sie tat es aber noch in derselben Nacht und führte den Morgen drauf ihren Gemahl zu mir. Dieser hielt mir eine lange Rede über die gerechten Ursachen, die er habe, sich von dem spanischen Joche zu befreien. Er glaubte hierbei nichts gegen seinen rechtmäßigen Fürsten zu unternehmen, denn er wußte, daß die Herrschaft über Flandern dem Könige von Frankreich zukomme. Er zeigte mir die Mittel, die er in Händen hatte, meinem Bruder die Oberherrschaft in Flandern zu verschaffen, denn der ganze Hennegau, welcher sich beinah bis an Brüssel erstreckt, war ihm ergeben. Er war nur wegen des Cambresis besorgt, das zwischen Flandern und Hennegau liegt, und meinte, es wäre gut, den Herrn von Ainsi zu gewinnen, der noch bei uns war. Ich wollte es dem Grafen nicht sagen, daß ich schon das Wort des Herrn von Ainsi hatte, sondern bat ihn, sich selber um ihn zu bemühen, er könnte es, als sein Nachbar und sein Freund, füglicher tun als ich. Nachher beschlossen wir, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben, wie sehr er auf das Zutrauen und die Liebe meines Bruders rechnen dürfe, an dessen Glück er, seinem ausgezeichneten Verdienst gemäß, allen Anteil nehmen würde; wir beschlossen, daß ich bei meiner Zurückkunft mich zu La Fère aufhalten sollte, wo mein Bruder und Herr von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, hinkommen und die Sache zusammen verabreden sollten; ich tat alles, um ihn in seinen Vorsätzen zu befestigen, und die Gräfin war nicht weniger tätig dabei als ich.

Den Tag, als ich mich von dieser schönen Gesellschaft zu Mons trennen mußte, waren wir alle, sowohl ich als die flamländischen Damen und besonders die Gräfin Lalain sehr traurig. Sie hatte mir ihre ganze Freundschaft geschenkt, und ich mußte es ihr zusagen, auf der Rückreise wieder durch Mons zu kommen. Ich gab ihr ein Schmuckkästchen, und ihrem Gemahl einen Orden und eine Ordenskette von Edelsteinen, von großem Wert;

jene aber schätzten es mehr, weil es aus den Händen einer Person kam, die sie sehr liebten, als wegen des Werts. Alle Damen blieben dort, nur Frau von Harrach ging mit nach Namur, wo ich übernachtete. Ihr Gemahl und ihr Schwager, der Herzog von Arscot, wohnten daselbst seit dem Frieden zwischen dem Könige von Spanien und den Staaten von Flandern. Obgleich sie zu der flandrischen Partei gehörten, war doch der Herzog von Arscot, zur Zeit, als er in England und Flandern war, einer der allergalantesten Hofleute am Hofe des Königs Philipp; auch gefiel er sich nirgend als an den Höfen und bei den Großen. Graf Lalain und der übrige Adel begleiteten mich, soweit sie konnten, an zwei Stunden weit außerhalb seines Gouvernements und bis man das Gefolge des Dom Juan erblickte; dann nahm er Abschied, denn sie wollten sich, wie gesagt, nicht sehen. Herr von Ainsi allein ging weiter mit, weil sein Herr, der Bischof von Cambray, von der spanischen Partei war. Kurz darauf, nachdem jener schöne Haufe mich verlassen, traf mich der Dom Juan von Österreich, begleitet von gewaltig viel Lakaien, aber nur von zwanzig oder dreißigen zu Pferde. Mit ihm waren der Herzog von Arscot, Herr von Harrach, Marquis von Varambon und der junge Balancon, Gouverneur der Grafschaft Burgund, für den König von Spanien; alle diese waren, als höfliche, feine Männer, mit Post gekommen, um sich da auf meinem Wege zu finden. Unter den Dienern des Dom Juan war keiner von bedeutendem Namen und Ansehen als ein Ludwig von Gonzaga, der sich für einen Verwandten des Herzogs von Mantua ausgab. Die übrigen waren geringe Leute von schlechtem Ansehen; kein Adliger von Flandern war darunter. Dom Juan stieg vom Pferde, um mich in meiner Sänfte zu begrüßen; sie war ganz offen und die Vorhänge von allen Seiten aufgezogen. Ich grüßte nach französischer Sitte sowohl ihn als den Herzog von Arscot und Herrn von Harrach. Nach einigen höflichen Worten stieg er wieder zu Pferde und unterhielt sich beständig mit mir, bis wir

an die Stadt kamen, welche wir erst sehr spät erreichten, weil die Damen in Mons mich sehr lange aufgehalten hatten. Sogar schon in der Sänfte sitzend, mußte ich dennoch wohl eine Stunde ihnen die Devisen alle daran erklären, an welchen sie außerordentlich viel Vergnügen fanden. Es war aber, wie denn die Spanier darin wirklich Meister sind, in Namur alles so schön angeordnet und die Stadt so erleuchtet, daß man von dem Schein der vielen Lichter in den Fenstern und in den Läden einen neuen Tag leuchten zu sehen glaubte. Denselben Abend ließ Dom Juan mich und die Meinigen in unsern Zimmern speisen, in der Meinung, daß es nicht vernünftig sei, uns nach einer langen beschwerlichen Reise mit einem Gastmahl zu bemühen. Das Haus, welches er mich bewohnen ließ, war zu meinem Empfang besonders eingerichtet; man hatte Mittel gefunden, einen großen schönen Saal und ein vollständiges Appartement für mich mit den dazugehörigen Zimmern, Vorzimmern, Kabinetten und Salons einzurichten, alle mit den schönsten und kostbarsten Möbeln versehen, die ich je gesehen. Die Tapeten waren alle von Samt oder Atlas zwischen großen Säulen von Silberstoff gemacht, mit reicher Stickerei von dicken Schnüren und Leisten von goldner Stickerei, welche sie auf die schönste und reichste Weise von der Welt hervorhoben; an diesen Säulen waren die Bildnisse großer Männer in antiker Kleidung mit derselben Stickerei. Der Herr Kardinal von Lenoncourt, der einen wißbegierigen sinnreichen Geist besaß, war vertraut worden mit dem Herzog von Arscot, der, wie ich schon gesagt, ein alter Hofmann war von höflichen feinen Sitten und gewiß die ganze Zierde des Gefolges des Dom Juan. Als er nun, während wir uns da aufhielten, die kostbaren und vortrefflichen Möbel betrachtete, sagte er ihm: „Mich dünken die Möbel schicklicher für einen großen König als für einen jungen Prinzen wie Senor Dom Juan." Darauf antwortete der Herzog von Arscot: „Auch sie sind durch einen Zufall hier, und weder aus Pracht noch mit Ab-

sicht. Die Stoffe sind dem Prinzen von einem Pascha des Großsultans übersendet, dessen Kinder er in dem berühmten Siege gegen die Türken zu Gefangenen gemacht hatte. Da nun Senor Dom Juan so edelmütig war, sie ihm, ohne Lösegeld zu verlangen, wiederzuschicken, so hat ihm der Pascha ein Geschenk gemacht von vielen goldnen und silbernen Stoffen; er erhielt sie gerade, als er in Mailand war, wo man dergleichen am besten zu benutzen weiß. Er ließ dort diese Tapeten davon machen, und zum Andenken der ruhmvollen Gelegenheit, die sie ihm verschaffte, ließ er an den Bettvorhängen und den Tapeten des Zimmers, welches die Königin bewohnt, die Seeschlachten in Stickerei arbeiten, welche seinen glorreichen Sieg über die Türken in jener berühmten Schlacht bei Lepante vorstellt."

Den Morgen ließ Dom Juan uns eine Messe hören nach spanischer Weise, mit der vollen Musik von Geigen und Hörnern; von da gingen wir zum Mittagsmahl in den großen Saal. Er und ich saßen allein an einem Tisch; drei Schritte von uns stand die große Tafel, woran die andern Damen und Herren saßen. Dom Juan ließ sich von Ludwig von Gonzaga kniend bedienen. Nach der Tafel war Ball, der den ganzen Abend durch währte. Dom Juan unterhielt mich und sagte mir oft, er bewundere meine Ähnlichkeit mit seiner Gebieterin, der seligen Königin, meiner Schwester, welche er sehr verehrte. Er bezeigte mir und meinem Gefolge durch alle ersinnliche Höflichkeiten und Ehrenbezeugungen seine Freude, mich bei sich zu sehen. Die Fahrzeuge, mit welchen ich über die Maas bei Lüttich fahren sollte, wurden nicht fertig; ich mußte also den ganzen Tag noch verweilen; den Vormittag brachten wir wie den ersten zu; den Nachmittag setzten wir uns in ein sehr schönes Fahrzeug auf dem Fluß, umringt von andern Fahrzeugen, auf denen sich Musiker mit Oboen, Geigen und Hörnern befanden. Wir fuhren nach einer Insel, wo Dom Juan, in einem Saal von Epheu umgeben, ein

Gastmahl hatte zubereiten lassen; rings umher waren Lauben, worin Musik von Oboen und andern Instrumenten während der Mahlzeit ertönte. Nach aufgehobener Tafel und nach dem Ball, der einige Stunden währte, kehrten wir in demselben Fahrzeuge, welches uns hingebracht und das Dom Juan zu meiner Reise hatte machen lassen, wieder zurück. Den andern Morgen bei der Abreise begleitete mich Dom Juan bis an das Fahrzeug. Nach einem ehrenvollen höflichen Abschied ließ er mir Herrn und Frau von Harrach zurück, mich bis Huy zu begleiten, die erste Stadt des Bistums Lüttich, wo ich die Nacht bleiben wollte. Herr von Ainsi blieb noch nach Dom Juan im Fahrzeuge, dann nahm er traurig Abschied von mir und unter den heiligsten Versicherungen, mir und meinem Bruder ewig ergeben zu sein. Er hatte nicht Urlaub, mich weiter zu begleiten.

Das neidische verräterische Geschick ertrug länger nicht den Ruhm, der mich auf dieser Reise begleitete; es verkündete mir durch zwei traurige Vorbedeutungen das Übel, das sein Neid mir bei meiner Zurückkunft bereitete. Die erste war, daß, sobald das Fahrzeug anfing, sich vom Ufer zu entfernen, Fräulein Tournon, die Tochter meiner Oberhofmeisterin, von einem so heftigen Übel befallen ward, daß sie vor entsetzlichen Schmerzen laut aufschreien mußte. Sie fühlte einen heftigen Druck auf dem Herzen; die Ärzte vermochten durch kein Mittel weder ihn zu lindern, noch konnten sie ihren Tod verhindern; wenige Tage nach meiner Ankunft in Lüttich starb sie. Ich werde ihre traurige Geschichte gehörigen Ortes erzählen, denn sie ist merkwürdig. Die zweite üble Vorbedeutung war, daß, als wir zu Huy ankamen, einer Stadt, welche am Abhang eines Berges liegt, ein reißender Strom vom Berge herunter den Fluß plötzlich so anschwellen machte in dem Augenblick, als unser Fahrzeug landete, daß wir kaum Zeit hatten, in vollem Lauf die Anhöhe zu gewinnen. Das Wasser folgte uns auf dem Fuße nach, alle Straßen überschwemmend, und

war mit uns zu gleicher Zeit in der für uns bestimmten Wohnung in der höchstgelegenen Straße. Wir mußten uns denselben Abend mit dem behelfen, was der Herr vom Hause uns geben konnte; es war nicht möglich, weder meine Leute, noch meine Kleider aus dem Fahrzeuge holen zu lassen, noch weniger konnte man etwas aus der ganz überschwemmten Stadt holen; sie wurde nicht weniger wunderbar von dieser Sündflut befreit, als sie davon ergriffen worden war; denn mit Anbruch des Tages hatte sich das Wasser wieder zurückgezogen und in sein gewöhnliches Bett begeben. Herr und Frau von Harrach kehrten wieder nach Namur zurück, zu Dom Juan, und ich begab mich wieder in mein Fahrzeug, um noch denselben Abend in Lüttich zu sein. Der Bischof von Lüttich empfing mich ehrenvoll und gab alle Beweise des guten Willens, die man von einer höflichen und wohlwollenden Person erwarten darf. Er war ein sehr tugendhafter, gütiger und verständiger Herr; er sprach sehr gut französisch, seine Person war angenehm, seine Sitten edel und prachtliebend, und er war ein liebenswürdiger Gesellschafter. In seinem Gefolge waren einige Domherrn und das ganze Kapitel, lauter Herzöge und Grafen und großer Herren Söhne aus Deutschland; denn das Bistum Lüttich ist ein eigner Staat für sich von nicht geringem Umfange, mit vielen ansehnlichen Städten versehen und besitzt große Einkünfte. Aus den Domherren, die alle von Adel sein und ein Jahr daselbst gewohnt haben müssen, wird jedesmal der Bischof gewählt. Die Stadt ist fast wie Lyon, aber größer; die Maas fließt mitten durch; sie ist sehr gut gebaut, jedes Domherrn Haus ist ein großer Palast; lange und breite Straßen; große Plätze mit schönen Springbrunnen, Kirchen, die mit so viel Marmor verziert sind, den sie ganz nah dabei haben, daß sie ganz von Marmor erbaut scheinen; die Uhren mit deutscher Künstlichkeit verfertigt, mit ihrem verschiedenen und musikalischen Glockenspiel, als ob es ebensoviele menschliche Stimmen wären.

Der Bischof empfing mich, als ich aus dem Fahrzeug ans Land stieg, und führte mich in seinen herrlichen Palast, den er verlassen hatte, um ihn mir ganz einzuräumen. Für ein Haus in der Stadt ist es schöner und bequemer eingerichtet, als ich vorher je gesehen hatte; denn es sind mehrere Gärten mit schönen Springbrunnen dabei und Galerien mit so vielen vortrefflichen Gemälden und so reich mit Vergoldungen und Marmor verziert, wie man nichts Köstlicheres und Prachtvolleres sehen kann.

Da die Quellen von Spa nur drei oder vier Stunden von dort liegen und sich nur ein kleines Dorf von einigen elenden Häusern dabei befindet, so rieten die Ärzte der Prinzessin La Roche sur Yon, sich das Wasser nach Lüttich kommen zu lassen; wenn man es nur bei Nacht, ehe die Sonne aufgegangen, bringen läßt, so behält es dieselbe Kraft und Eigenschaft als an der Quelle. Ich war sehr froh, daß wir nun in ein so bequemes Haus und in so guter Gesellschaft bleiben durften. Außer der Gesellschaft Sr. Gnaden (so wird der Bischof von Lüttich genannt, eben wie man einen König „Se. Majestät" oder einen Prinzen „Se. Hoheit" nennt) kamen noch auf das Gerücht, daß ich mich dort befände, verschiedene Herrschaften aus Deutschland hin, um mich zu sehen, unter andern die Gräfin Aremberg, dieselbe, welche die Ehre hatte, die Königin Elisabeth nach Mezières zu begleiten, als sie mit dem Könige Karl, meinem Bruder, vermählt ward, und hernach begleitete sie meine älteste Schwester zum Könige von Spanien, ihrem Gemahl; eine Dame, die von der Kaiserin, vom Kaiser und von allen christlichen Fürsten sehr geschätzt ward. Ihre Schwester, die Frau Landgräfin, Frau von Arembergs Tochter, Graf Aremberg, ihr Sohn, ein rechtschaffener artiger Mann, das wahre Bild seines Vaters, der damals meinem Bruder, dem König Karl, die Hilfe aus Spanien brachte, wobei er sich so viel Ehre und guten Ruf erwarb. Die Freude, sie ankommen zu sehen, ward durch den unglücklichen Tod des Fräulein Tournon sehr ge-

trübt, deren merkwürdige Geschichte ich hier nicht übergehen kann, und ihr zu Gefallen muß ich hier eine Abschweifung in meiner Erzählung machen.

Die älteste Tochter meiner Oberhofmeisterin, der Frau von Tournon, hatte Herrn von Balançon geheiratet, Gouverneur für den König von Spanien von der Grafschaft Burgund. Sie bat ihre Mutter, ihr die jüngere Schwester, Fräulein von Tournon, mitzugeben, damit sie ihr in diesem Hause beistehen und ihr Gesellschaft leisten möchte, da sie von allen ihren Verwandten entfernt ward und in die Fremde mußte. Die Mutter gab es zu, sie blieb einige Jahre dort und wußte sich sehr angenehm und beliebt zu machen, obgleich sie eben nicht schön war, aber ihre Schönheit bestand in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, ihrer Tugend und ihrem anmutigen Wesen. Der Marquis von Varambon wohnte mit seinem Bruder, Herrn von Balançon, in einem Hause mit ihr, er war damals zur Kirche bestimmt; er faßte aber eine heftige Liebe zu Fräulein von Tournon und wollte sich mit ihr vermählen; er hatte sein Gelübde noch nicht abgelegt. Er erklärte dieses ihren und seinen Verwandten; von ihrer Seite fand man nichts dagegen, aber Herr von Balançon, der es für sich von größerem Nutzen hielt, wenn sein Bruder Geistlicher wurde, widersetzte sich mit dem größten Eigensinn der Heirat. Frau von Tournon, eine verständige, vorsichtige Frau, findet sich beleidigt und nimmt ihre Tochter wieder von ihrer Schwester, der Frau von Balançon, fort und wieder zu sich. Sie war eine etwas harte, zornmütige Frau und begegnete ihrer Tochter ohne Schonung, obgleich sie doch schon erwachsen war und eine sanftere Behandlung wohl verdiente. Nie hatte Fräulein Tournon trockne Augen; ihre Mutter schalt sie und schrie unaufhörlich mit ihr; gleichwohl tat sie nie etwas, das Tadel verdiente, aber es war einmal die natürliche strenge Gemütsart ihrer Mutter. Da sie nun sehr wünschte, von dieser Tyrannei befreit zu werden, freute sie sich, als sie hörte, ich

würde nach Flandern reisen, denn sie dachte gleich, daß der Marquis von Varambon sich einfinden würde, wie es auch wirklich geschah. Da er nun damals den geistlichen Stand dennoch verlassen und also imstande war, sie zu heiraten, hoffte sie, er würde bei ihrer Mutter um sie anhalten. Zu Namur fanden sich auch, wie ich schon gesagt, der Marquis von Varambon und der jüngste Balançon ein. Der jüngste Balançon, der bei weitem nicht so liebenswürdig war als sein Bruder, redete Fräulein Tournon an, bemühte sich um sie, aber der Marquis von Varambon tat, solange wir in Namur waren, als hätte er sie nie gekannt. Sie strengte gewaltsam alle ihre Kräfte an, um ihn merken zu lassen, was sie fühle, aber ihr Herz war von Angst, Verdruß und Schmerz gepreßt, und in dem Augenblick, als er das Schiff verließ, wo er Abschied von uns genommen, fühlte sie sich so angegriffen und zerstört, daß sie ohne heftiges Schreien und ohne die tödlichsten Schmerzen nicht mehr atmen konnte. Es war kein einziger Grund zu dieser Krankheit vorhanden, als dieser innere Schmerz; ihre Jugend kämpfte noch einige Tage mit dem Tode, aber dieser siegte und raubte sie mir und ihrer Mutter, die nicht mehr als ich über diesen Verlust trauern konnte; ihre Mutter liebte sie sehr, obgleich sie ihr hart begegnete. Ihre Beerdigung geschah so ehrenvoll als möglich, denn sie war aus einem großen Hause und gehörte eigentlich der Königinmutter. Vier von meinen Edelleuten erhielten Befehl, sie zu Grabe zu tragen; einer von ihnen war La Boessiere, der sie leidenschaftlich geliebt hatte, ohne es ihr jemals zu sagen; er kannte ihre strenge Tugend, und seine Geburt war der ihrigen nicht gleich. Dieser nun trug ihre sterbliche Hülle; selber den Tod tragend durch ihren Tod, so wie er ehemals ihn schon erlitten durch seine Liebe!

Der strafbare Marquis von Varambon bereute einige Tage nach meiner Abreise von Namur seine Grausamkeit. Seine Liebe, o wunderbares Schicksal! die in der Gegenwart erloschen war, entzündete in der Abwesenheit

sich aufs neue! Er entschließt sich, zurückzureisen und bei ihrer Mutter um sie anzuhalten, vertrauend seinem guten Glück, denn alle Frauen liebten ihn, von denen er geliebt zu sein wünschte, wie er denn auch seit kurzem eine große Dame gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet, und hoffte mit Gewißheit, seine Gebieterin würde ihm verzeihen; er wiederholte sich die italienischen Worte: che la forza d'amore non risguarda al delitto. Er bat Dom Juan, ihm einen Auftrag an mich zu geben, reiste eiligst zurück und kam in demselben Moment zu Lüttich an, als man den Leib der Unglücklichen, Schuldlosen in der Glorie ihrer Jungfräulichkeit durch die große Straße zur Kirche trug, um ihn in die Erde zu senken. Das Gedränge des Leichenzuges versperrte ihm den Weg, er schaute hin, was es sein mag, erblickt von weitem, mitten unter einem zahlreichen Haufen von Leuten in Trauerkleidern, ein weißes Leichentuch mit Blumenkränzen bedeckt. Ein Bürger antwortet ihm auf seine Fragen, es würde jemand begraben; er wird neugieriger, drängt sich bis zu dem Vordersten des Leichenzuges und hört mit immer steigender Unruhe nicht auf, zu fragen, bis er es erfährt, wer es sei. O tödlicher Bericht! So rächte sich die Liebe an der undankbaren Treulosigkeit und ließ ihn fühlen, was seine Geliebte bei seinem strafbaren Vergessen gefühlt hatte: den Pfeil des Todes! „Es ist die Leiche des Fräulein von Tournon!" wird ihm zugerufen, und ohnmächtig sinkt er vom Pferde; man bringt ihn für tot in ein Haus; zu spät war es, sich im Leben mit ihr zu vereinigen, nun wollte er es im Tode tun. Seine Seele verließ seinen Körper, um ihre Seele jenseits des Lebens zu suchen und ihre Verzeihung zu erflehen; dann kehrte sie wieder zu ihm zurück, damit er länger ihren Verlust fühle, er wäre sonst für seine Treulosigkeit nicht hart genug bestraft gewesen. Nach dieser traurigen Pflicht wollte ich, um dieser fremden Versammlung keine Langeweile zu verursachen, mich meiner Traurigkeit über den Verlust des liebenswürdigen

Mädchens nicht überlassen, ich ging also täglich, von dem Bischof (Sr. Gnaden genannt), von seinen Domherren und von fremden Herren und Damen begleitet, in unterschiedliche Häuser und Gärten spazieren, deren es in dieser Stadt und auch umher sehr schöne gibt. Die Gesellschaft kam jeden Morgen und holte mich zu diesen Spaziergängen ab, wobei ich das Spawasser trank, denn man muß dabei spazieren gehen. Mein Bruder war zwar der Arzt, auf dessen Verordnung ich es trank, gleichwohl tat es doch sehr gute Wirkung; denn ich habe nachher sechs oder sieben Jahre nichts von der Rose am Arm gespürt. Nachher brachten wir den ganzen Tag zusammen zu; des Mittags war jedesmal irgendwo ein Gastmahl, nach diesem ein Ball; hernach gingen wir in irgendein Frauenkloster zur Vesper; nach dem Abendessen war wieder ein Ball oder wir fuhren aufs Wasser mit Musik. So vergingen sechs Wochen; das ist die bestimmte Zeit, den Spabrunnen zu trinken, es war auch der Prinzessin La Roche sur Yon so verordnet. Da wir eben nach Frankreich zurückreisen wollten, kam Frau von Harrach an, die zu ihrem Mann nach Lothringen wollte. Sie gab uns Nachricht von den Veränderungen, welche in Namur sowohl als in dem ganzen Lande seit meiner Durchreise sich zugetragen. Als Dom Juan aus meinem Schiff und zu Pferde gestiegen war, nahm er unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, den Weg vor dem Schloß von Namur vorbei, welches noch nicht in seinen Händen war. Er tat, als wollte er es bei dieser Gelegenheit besehen, ritt hinein, bemächtigte sich desselben und ließ die Besatzung der Staaten abziehen, gegen seine Abrede mit den Staaten. Außerdem hatte er sich des Herzogs von Arscot, des Herrn und der Frau von Harrach bemächtigt; auf dringendes Bitten hatte er die beiden erstern wieder frei gelassen; Frau von Harrach aber mußte bis dahin als Geisel bei ihm zurückbleiben, damit jene nichts gegen ihn unternehmen möchten. Das ganze Land wäre in Krieg und Brand; es seien drei Parteien da: die Partei

der Staaten, das heißt der flandrischen Katholiken; die des Prinzen von Oranien und der Hugenotten, welche zusammen nur eine machten, und die spanische unter Dom Juan. Nun war ich so verwickelt, daß ich notwendig durch eine oder die andre durch mußte. Mein Bruder hatte mir einen Edelmann namens Lescart geschickt, durch diesen schrieb er mir: er habe, seitdem ich den Hof verlassen, dem Könige mit der ihm vertrauten Armee große Dienste geleistet; alle Städte, die er ihm anzugreifen befohlen, habe er genommen, die Hugenotten aus allen Provinzen, welche ihm angewiesen worden, verjagt; dann wäre er an den Hof nach Poitiers zurückgekommen, wo sich der König während der Belagerung von Brouage aufgehalten, um in der Nähe des Herzogs von Mayenne zu sein, damit er ihn desto schneller mit allem Notwendigen zu Hilfe kommen könnte. „Der Hof," schrieb er, „ist ja stündlich verändert, wie ein Proteus, ich habe ihn bei meiner Ankunft ganz umgewandelt gefunden; man war so kalt gegen mich, als hätte ich gar nichts im Dienste des Königs ausgerichtet. Bussy, gegen den der König vor dem Auszuge sehr freundlich gewesen, ist jetzt ebenso vom Neide verfolgt und so übel angesehen, als zu Guasts Zeit; und doch hat Bussy dem Könige treu gedient, mit seinen Freunden wie mit seiner eignen Person, denn er hat, als Issoire bestürmt wurde, seinen Bruder dabei verloren. Täglich beleidigt man uns. Die Mignons des Königs haben mir einige der rechtlichsten Männer unter meinen Leuten abwendig gemacht, nämlich Maugiron, La Valette, Mauleon, Livarrot und noch einige; sie haben meinen Dienst verlassen und sind zum Könige gegangen." Er wisse aus guter Hand, setzte er noch hinzu, daß der König es bereue, ihm den Zug nach Flandern erlaubt zu haben; mir aber suche man aus Haß gegen ihn auf der Rückreise einen bösen Streich zu spielen; entweder durch die Spanier, indem man sie warnte, ich unterhandle in Flandern für ihn; oder durch die Hugenotten, damit sie an mir das Unrecht rächen sollten, das

er ihnen getan, indem er ihr Feind wurde, nachdem sie ihn unterstützt hatten. Alles das machte mir nicht wenig Sorge; nicht allein ich mußte durch eine von beiden Parteien, sondern auch die Vornehmsten meiner Reisegesellschaft waren entweder den Spaniern oder den Hugenotten zugetan. Der Herr Kardinal von Lenoncourt war im Verdacht, die Hugenotten zu begünstigen, und Herr Descarts, Bruder des Bischofs von Lisieux, war oft im Verdacht, im Herzen spanisch zu sein. In dieser Verwirrung konnte ich mich niemand anvertrauen, als der Prinzessin La Roche sur Yon und der Frau von Tournon; diese sahen die Gefahr, in welcher wir uns befanden, wohl ein; wir hatten fünf oder sechs Tagereisen bis zu La Fère, während welchen wir immer in der Gewalt des einen oder des andern waren. Mit Tränen in den Augen sagten sie: Gott allein vermöchte es, uns aus dieser Gefahr zu erretten; ich sollte mich ihm wohl empfehlen und tun, was er mir zu tun eingeben würde; was sie beide beträfe, sie wollten sich alles gefallen lassen, wenn ich nur gerettet würde; sie wären zu den stärksten Tagereisen bereit, obgleich die eine krank und die andre sehr alt war. Ich redete mit dem Bischof von Lüttich darüber, dieser half mir wie ein wahrer Vater. Er gab mir seinen Haushofmeister mit, seine Pferde, die mich, soweit ich es verlangte, bringen sollten. Da ich notwendig einen Paß vom Prinzen von Oranien haben mußte, so schickte ich Mondoucet zu ihm, der mit ihm vertraut war und ein wenig zu dieser Religion hinneigte; er kam nicht wieder. Ich erwartete ihn zwei, drei Tage und glaube, ich hätte bis heute auf ihn warten können. Da der Herr Kardinal von Lenoncourt und der Ritter Salviati, mein Oberstallmeister, die zu derselben Kabale gehörten, mir unaufhörlich rieten, nicht ohne Paß zu reisen, und ich argwöhnte, man könnte mir unterdessen noch etwas Schlimmeres entgegenstellen, entschloß ich mich, den andern Morgen in der Frühe abzureisen. Da sie sahen, daß man mich unter dem Vorwande des Passes nicht länger zurück-

halten könnte, ließ mein Schatzmeister, gleichfalls ein heimlicher Hugenotte, dem Ritter Salviati sagen, es wäre kein Geld da, die Gastwirte zu bezahlen; dies war durchaus eine Lüge, denn als ich zu La Fère angekommen war, verlangte ich meine Rechnungen noch zu sehen, und da fand es sich, daß außer dem nötigen Reisegelde noch Geld genug da war, meinen Haushalt sechs Wochen lang zu führen. Sie ließen meine Pferde anhalten und fügten zu der Gefahr noch diese Verunglimpfung hinzu. Die Prinzessin La Roche sur Yon ertrug diese Niederträchtigkeit länger nicht, sie lieh mir in dieser Verlegenheit das nötige Geld und jene blieben verwirrt. Nachdem ich dem Bischof von Lüttich einen Diamanten, dreitausend Taler an Wert, und seinen Dienern Ringe oder goldne Ketten geschenkt hatte, reiste ich ab und kam noch denselben Tag bis Huy; ohne einen andern Paß als meine Hoffnung auf die Hilfe Gottes. Huy gehörte, wie ich schon bemerkt, zu den Ländern des Bischofs von Lüttich; dennoch war es in vollem Aufruhr und Rebellion (so wie keine von den Provinzen von der allgemeinen Revolution in den Niederlanden verschont blieb) und wollte seinen Bischof nicht anerkennen, weil er neutral blieb und jene zur Partei der Staaten gehörten; sie wollten also den Haushofmeister des Bischofs, der mit uns war, nicht anerkennen; sie waren noch in Alarm darüber, daß Dom Juan sich bei meiner Durchreise Namurs bemächtigt hatte; sobald wir also in unsre Wohnung eingekehrt waren, zogen sie die Sturmglocke, schleppten die Artillerie in die Straßen und pflanzten sie gegen meine Haustüre, sperrten die Gassen, damit wir nicht zusammenkommen konnten, und hielten uns so die ganze Nacht in Schrecken, ohne daß es möglich war, mit einem von ihnen zu sprechen, denn es war nichts als gemeines Volk, grobe unvernünftige Leute. Den Morgen ließen sie uns reisen, hatten aber die ganze Straße mit Bewaffneten besetzt.

Den Abend kamen wir nach Dinant, hier hatten sie

zum Unglück denselben Tag ihre Bürgermeisterwahl gehabt; alles schmauste, alles war betrunken, es war ein wahres Chaos. Unsern Zustand zu verschlimmern, war der Haushofmeister des Bischofs ihnen verhaßt, der ehemals ihnen den Krieg gemacht hatte. Diese Stadt ist, wenn sie nüchtern ist, für die Partei der Staaten; regiert aber Bacchus darin, so kennt sie weder sich selbst noch andre. Sobald sie mein großes Gefolge in der Vorstadt ankommen sahen, gerieten sie in Schrecken. Sie verließen die Flaschen, griffen zu den Waffen, und statt uns die Tore zu öffnen, laufen sie in der größten Unordnung hin und verschließen sie. Ich hatte einen Edelmann mit dem Fourier und dem Quartiermeister vorausgeschickt, sie um die Erlaubnis zu bitten, durchreisen zu dürfen; aber als ich ankam, standen sie noch da, schrien untereinander und keiner verstand den andern. Endlich stehe ich in meiner Sänfte auf, nehme meine Maske herunter und winke den Ansehnlichsten unter ihnen zu mir; als er heran kam, bat ich ihn, doch Stillschweigen zu gebieten, damit ich gehört werden könnte. Dies geschah denn nach vieler Mühe, und ich machte ihnen begreiflich, wer ich sei und warum ich reise; daß, weit gefehlt, ihnen durch meine Ankunft irgendein Übel zu verursachen, wollte ich ihnen vielmehr nicht einmal Anlaß zum Argwohn geben; ich ersuchte sie darum, nur mich und meine Frauen auf diese Nacht in die Stadt zu lassen; das übrige Gefolge könnte in der Vorstadt bleiben. Sie waren gleich mit diesem Vorschlag zufrieden und gestatteten ihn mir. Ich ging also mit den Ansehnlichsten aus meinem Gefolge in die Stadt, unter ihnen der Haushofmeister des Bischofs von Lüttich, der zum Unglück erkannt ward, als ich, von diesem betrunkenen und bewaffneten Volk begleitet, mich nach meinem Quartier begab; nun schimpften sie ihn und wollten den guten alten Mann totschießen; es war ein achtzigjähriger, ehrwürdiger Greis mit einem weißen, bis auf den Gürtel reichenden Bart. Ich ließ ihn in das Haus, und die

Trunkenbolde feuerten ihre Gewehre unaufhörlich gegen die Mauer ab, die bloß von Lehm war. Ich fragte nach dem Wirt vom Hause; zum Glück war er gegenwärtig. Ich bat ihn, sich an das Fenster zu stellen und es dahin zu bringen, daß ich mit den Angesehensten reden könnte. Nachdem er lange vom Fenster hinunter geschrien hatte, kamen die Bürgermeister zu mir herauf, aber so betrunken, daß sie nicht wußten, was sie sprachen, noch was sie wollten. Ich gab ihnen die Versicherung, ich hätte nicht gewußt, daß dieser Haushofmeister ihr Feind sei; zeigte ihnen, von welcher Wichtigkeit es sei, eine Person von meinem Range zu beleidigen, eine Freundin der vornehmsten Herren der Staaten; ich sei gewiß, Graf Lalain und alle andern Chefs würden die Aufnahme, welche ich hier fände, sehr übelnehmen. Bei dem Namen Graf Lalain waren sie gleich ganz verwandelt; sie hatten mehr Respekt für diesen Namen, als für die Namen aller Könige, denen ich angehörte. Der älteste unter ihnen fragte mich stammelnd und lächelnd: ob ich denn eine Freundin des Grafen Lalain sei? Da ich sogleich merkte, daß seine Verwandtschaft mir mehr hier hülfe als die Verwandtschaft aller Potentaten der Christenheit, sagte ich: jawohl ich bin seine Freundin und seine Verwandte! Nun machten sie mir große Reverenzen, reichten mir die Hand und erzeigten mir so viel Höflichkeiten als vorher Grobheiten, baten mich um Verzeihung und versprachen den guten alten Hofmeister in Frieden mit mir ziehen zu lassen. Den Morgen darauf, als ich eben zur Messe gehen wollte, kam Dubois an, der Agent des Königs bei Dom Juan, der sehr spanisch gesinnt war. Er gab mir vor, Briefe vom Könige zu haben, worin er ihm Befehl erteilte, mich abzuholen und mich sicher zurückzugeleiten; zu dem Ende habe er Dom Juan gebeten, ihm Barlemont und einen Haufen Leute zu Pferde zu geben, um mich zu eskortieren und mich sicher nach Namur zu bringen; ich mußte also die aus der Stadt Dinant ersuchen, daß sie Herrn von Barlemont, der ein Eingeborner sei, und seinen Haufen

Reiter in die Stadt lassen möchten, damit sie mich begleiten könnten. Dies hatte nun einen doppelten Endzweck; erstlich wollte er sich für Dom Juan der Stadt bemeistern und zweitens sollte ich in die Hände der Spanier fallen. Ich war in großer Verlegenheit, und da ich sie dem Kardinal von Lenoncourt mitteilte, der so wenig Lust hatte als ich, den Spaniern in die Hände zu fallen, beschlossen wir, von denen aus der Stadt zu erfahren, ob wir nicht einen anderen Weg nehmen könnten, auf welchem wir dem Haufen des Herrn von Barlemont auswichen. Ich übergab dem Herrn Kardinal von Lenoncourt den kleinen Agenten Dubois, damit er ihn aufhalte; währenddessen ging ich in ein anderes Zimmer, wo ich die aus der Stadt zu mir kommen ließ und ihnen zu verstehen gab, daß sie verloren wären, wenn sie Herrn von Barlemont mit seinen Reitern einließen, weil er sich der Stadt für Dom Juan bemächtigen wollte; ich riet ihnen, sich zu bewaffnen, sich am Tore bereitzuhalten und sehen zu lassen, daß sie wohl unterrichtet und gerüstet seien und sich nicht überrumpeln ließen; Herrn von Barlemont sollten sie einlassen, sonst aber niemand. Da der Wein von tags vorher verdampft war, fanden sie meine Gründe gut, hatten Zutrauen zu mir und boten mir ihre Dienste und ihr Leben an. Sie gaben mir einen Wegweiser, der mich einen Weg führen sollte, auf welchem ich den Fluß zwischen mir und den Truppen des Dom Juan haben und diese so weit zurücklassen würde, daß sie mich nicht mehr erreichen könnten, da ich immer durch Städte, kommen würde, die den Staaten angehören. Nachdem ich dies mit ihnen verabredet, schickte ich sie hin, Herrn von Barlemont allein hereinkommen zu lassen. Sobald dieser in der Stadt war, wollte er sie bereden, auch seinen Truppen freien Einzug zu verstatten; darüber wurden sie aber so aufgebracht, daß wenig fehlte, sie hätten ihn umgebracht; sie kündigten ihm an, daß, wofern er sie nicht würde der Stadt aus dem Gesichte ziehen lassen, sie ihr Geschütz gegen sie richten wollten. Das verlangten

sie, um mir Zeit zu verschaffen über den Fluß zu gehen, ehe dieser Haufen mich einholen könnte. Herr von Barlemont und der Agent Dubois wendeten nun alles an, mich zu bereden, daß ich nach Namur gehen sollte, wo Dom Juan mich erwartete. Ich stellte mich, als willigte ich ein, und nachdem ich Messe gehört und eine kleine Mittagsmahlzeit zu mir genommen hatte, verließ ich mein Quartier, begleitet von zwei- bis dreihundert bewaffneten Männern aus der Stadt, und indem ich mich mit Herrn von Barlemont und dem Agenten Dubois unterhielt, nahm ich den Weg gerade nach dem Tore gegen den Fluß zu, welches dem Weg nach Namur, wo sich des Herrn von Barlemont Reiter befanden, gerade entgegengesetzt war; da jene es merkten, erinnerten sie mich und sagten, ich ginge nicht recht; ich führte sie aber beständig redend immer weiter, bis ich an das Tor kam; dann ging ich von einem guten Teil derer aus der Stadt begleitet hinaus; verdoppelte meine Schritte gegen den Fluß, stieg in das Schiff und ließ eiligst die Meinigen mit einsteigen. Herr von Barlemont und der Agent Dubois standen am Ufer und schrien: „Ihr seid unrecht! Das ist nicht der Wille des Königs, er will, daß Ihr nach Namur gehen sollt!" Trotz dem Schreien fuhren wir schnell hinüber, und während man die Sänften und Pferde hinüberschaffte, hielten die aus der Stadt, in der Absicht, mich Zeit gewinnen zu lassen, Herrn von Barlemont und den Agenten Dubois mit Klagen und Zänkereien auf, machten ihnen Vorwürfe in ihrer platten Mundart über Dom Juans Unrecht, den Frieden und seine Treue gegen die Staaten gebrochen zu haben, und über den alten Zank wegen Graf Egmonts Hinrichtung, unter immerwährender Drohung, auf die Truppen zu feuern, sobald sie sich noch an der Stadt sehen ließen. So erhielt ich Zeit mich zu entfernen, von Gott und jenem Führer begleitet, den mir die Leute aus Dinant mitgegeben hatten[15]).

Dieselbe Nacht blieb ich in einem festen Schloß, Fleurines genannt; es gehörte einem Edelmann von der Partei

der Staaten, den ich bei dem Grafen Lalain gesehen. Zum Unglück war aber dieser Edelmann grade nicht zu Hause; es war niemand da als seine Frau. Da wir in den offenstehenden Vorhof hineinkamen, geriet sie in Schrecken, floh nach ihrem festen Turm, ließ die Brücke aufziehen und war fest entschlossen, uns unter keinem Vorwande einzulassen. Inzwischen ließen sich dreihundert Edelleute auf einer Anhöhe etwa tausend Schritt davon erblicken; Dom Juan hatte sie geschickt uns den Weg abzuschneiden und sich des Schlosses Fleurines zu bemächtigen. Da sie uns in den Vorhof hineingehen sahen, vermuteten sie, wir wären mit in den Turm gelassen, und blieben auf der Anhöhe stehen, um uns am andern Morgen bei der Abreise zu fangen. Wir standen in dem Hof, der bloß mit einer schlechten Mauer umgeben und mit einer schlechten Tür befestigt war, die man ohne alle Mühe hätte einstoßen können, und kapitulierten mit der Dame im Schloß, die aber unerbittlich blieb, und befanden uns in der größten Not, als durch die Gnade Gottes der Herr von Fleurines mit hereinbrechender Nacht ankam. Er ließ uns sogleich in das Schloß ein und zürnte seiner Frau wegen ihrer unvernünftigen Unhöflichkeit. Herr von Lalain hatte uns den Herrn von Fleurines geschickt, um mich sicher durch die Städte der Staaten zu schaffen, da er selber die Armee, deren Chef er war, nicht verlassen konnte, um mich zu begleiten. Es war ein großes Glück für uns; Herr von Fleurines erbot sich, mich bis nach Frankreich zu begleiten; wir wurden also durch alle Städte, durch welche wir kamen, die den Staaten zugehörten, ruhig und mit gebührender Achtung empfangen. Die einzige Unannehmlichkeit hatte ich nun noch, daß ich nicht durch Mons konnte, wie ich es der Gräfin Lalain versprochen hatte; ich konnte nicht weiter als bis nach Nivelles kommen, das noch sieben starke Stunden von Mons liegt; wegen des damals sehr hitzigen Krieges konnten wir uns also nicht sehen, auch den Grafen Lalain nicht, der mit seiner Armee bei Antwerpen stand. Ich

schrieb der Gräfin von Nivelles aus; sobald sie wußte, daß ich dort war, schickte sie mir einen der angesehensten Edelleute, die zurückgeblieben waren, um mich bis an die französische Grenze zu begleiten; denn ich hatte noch durch ganz Cambresis zu reisen, das halb spanisch und halb für die Staaten war; in dieser Begleitung ging ich bis nach dem Schlosse Cambresis, wo ich blieb, und jene wieder zur Gräfin Lalain zurückgingen; ich überschickte ihr mit ihnen, als ein Andenken sich meiner zu erinnern, eins meiner Kleider, welches sie in meiner Anwesenheit zu Mons sehr schön gefunden; es war von schwarzem Atlas, von schwerer reicher Stickerei ganz bedeckt, es hatte acht- bis neunhundert Taler gekostet.

Im Schlosse Cambresis erhielt ich die Nachricht, daß einige Haufen Hugenotten mich zwischen der flandrischen und der französischen Grenze angreifen wollten; ich teilte diese Nachricht nur wenigen mit und war nach einer Stunde zum Aufbruch bereit; als ich aber nach den Sänften und Pferden schickte, machte es der Ritter Salviati wie zu Lüttich. Da ich nun seine Absicht einsah, ließ ich meine Sänfte im Stich, setzte mich zu Pferde, die, welche zuerst fertig waren, folgten mir, so daß ich um zehn Uhr des Morgens in Chastelet anlangte, und war allein mit Gottes Hilfe allen Fallstricken und Hinterlisten meiner Feinde entgangen. Von da ging ich nach La Fère, hier wollte ich bis zum Friedensschlusse bleiben. Daselbst fand ich einen Kurier von meinem Bruder, der mich zu erwarten Befehl hatte, um die Nachricht davon meinem Bruder aufs eiligste zu überbringen. Er schrieb mir, der Frieden wäre gemacht, und der König auf dem Wege nach Paris. Was ihn selber beträfe, so würde seine Lage immer unangenehmer; es gäbe keine Art von Mißhandlung und Beleidigung, die er und die Seinigen nicht zu erdulden hätten, und täglich erregte man neue Zänkereien gegen Bussy und seine Leute. Er erwarte also meine Ankunft zu Lafere mit Ungeduld, weil er dort zu mir kommen wollte. Ich schickte ihm sogleich seinen Kurier

zurück; sobald er die Nachricht erhielt, schickte er Bussy und sein ganzes Haus nach Angers, nahm nur fünfzehn oder zwanzig Leute mit sich zur Begleitung und kam mit Postpferden zu mir nach La Fère. Es war eine der größten Freuden für mich, die ich je empfunden, eine Person, die ich so sehr liebte und ehrte, bei mir zu sehen. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, ihm seinen Aufenthalt bei mir so angenehm als möglich zu machen, er war auch so vergnügt darüber, daß er gern wie St. Peter gesagt hätte: Laßt uns hier Hütten bauen, wenn der wahrhaft königliche Heldenmut seiner Seele ihn nicht zu größeren Dingen aufforderte[16]). Das ruhige Leben an unserem Hofe dünkte ihm nach jenem, welches er verlassen, so angenehm, daß er sich nicht enthalten konnte, immer auszurufen: „O meine Königin, wie schön ist es hier bei Euch! Mein Gott, diese Gesellschaft ist ein Paradies voll von Freude und Vergnügen; wo ich herkomme, ist die Hölle voller Furien und Qualen!" Zwei Monate brachten wir so in diesem glücklichen Zustande zu, uns schienen sie zwei kurze Tage; während denen erstattete ich ihm Bericht von dem, was ich in Flandern für ihn getan. Er fand es ratsam, daß Graf von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, kommen und mit ihm die übrigen Maßregeln nehmen sollte, auch, um sich einer dem andern die gehörigen Sicherheiten zu geben. Graf von Montigny kam also mit vier oder fünf der Angesehensten aus dem Hennegau; einer von ihnen hatte einen Brief von Herrn von Ainsi an meinen Bruder, worin er ihm seine Dienste aufs neue anbot und ihm die Zitadelle von Cambray zusicherte. Graf von Montigny brachte ihm die Versicherung vom Grafen Lalain, Hennegau und Artois in seine Hände zu geben, worin sich mehrere ansehnliche Städte befanden. Nachdem mein Bruder diese Anerbietungen und Versicherungen erhalten, schickte er die Herren zurück, nachdem er ihnen goldene Medaillen geschenkt, worauf mein Brustbild und das seinige abgebildet war, und nachdem er ihnen aufs neue die Versicherung alles dessen,

was sie von ihm zu hoffen, gegeben hatte. Sie gingen nun, alles zu seinem Empfange vorzubereiten, in ihr Land, und er an den Hof zurück, wo er versuchen wollte, was er von dem Könige zu dieser Unternehmung erlangen könnte, weil er seine Macht in Bereitschaft halten wollte, um in kurzer Zeit hingehen zu können.

Ich meinerseits wollte meine Reise nach der Gascogne antreten; da alles dazu in Bereitschaft war, ging ich nach Paris. Eine Tagereise von Paris kam mein Bruder mir entgegen; und der König, die Königinmutter, die Königin Louise und der ganze Hof erzeigten mir die Ehre, mir bis nach St. Denis, wo ich zu Mittag speisen wollte, entgegen zu kommen. Sie empfingen mich ehrenvoll und mit Freundlichkeit, und es gefiel ihnen, mich von der Pracht und den Festlichkeiten in Lüttich erzählen zu hören, nebst den Abenteuern meiner Rückreise. Unter diesen angenehmen Unterhaltungen kamen wir in dem Wagen der Königinmutter nach Paris. Nach dem Souper und dem Ball nahte ich mich dem Könige und der Königinmutter und bat sie, mir zu erlauben, daß ich mich zu dem Könige, meinem Gemahl, begeben dürfe; da der Frieden nun geschlossen sei, könnte ihnen diese Bitte auf keine Weise irgendeinen Verdacht geben; es wäre aber nicht schicklich und mir sehr nachteilig, wenn ich nicht zu ihm ginge. Sie bezeigten beide ihre Zufriedenheit mit meinem Verlangen und gaben mir ihre Einwilligung. Die Königinmutter sagte, sie wolle mich begleiten, weil auch sie notwendig und in Geschäften des Königs hinzureisen habe. Auch sagte sie dem Könige, er müsse mir die Mittel zu dieser Reise geben, welches er auch sogleich bewilligte. Da ich nun nichts zurücklassen wollte, was mich wieder an den Hof rufen könnte, denn mir konnte an demselben, wenn mein Bruder nicht da war, nichts gefallen, und diesen sah ich alle Anstalten treffen, um nach Flandern zu gehen, bat ich die Königinmutter, sich dessen zu erinnern, was sie mir bei dem Frieden mit meinem Bruder versprochen: daß sie mir

nämlich, wenn ich nach Gascogne gehen würde, eine Verschreibung über die Ländereien meiner Mitgabe ausfertigen wollte. Sie erinnerte sich dessen, der König fand es billig und versprach mir, sie solle ausgefertigt werden. Ich bat ihn, daß es bald geschehen möchte, weil ich, wenn es ihm gefiele, mit Anfang des künftigen Monats abzureisen gedächte. Es ward beschlossen, aber auf die gewöhnliche Weise des Hofs; das heißt: anstatt mich schnell abzufertigen, wie ich alle Tage darum bat und flehte, ließen sie fünf bis sechs Monate hinziehen. Meinem Bruder, der seine Reise nach Flandern gern befördern wollte, geschah dasselbe. Er stellte dem Könige vor, wie es zum Ruhm und zur Vergrößerung Frankreichs geschähe, wie es ein vortreffliches Mittel sei, den innern Krieg zu verhindern, wenn man allen unruhigen und Neuerungen liebenden Köpfen einen Weg nach Flandern öffne, wo sie ihren Rausch verdampfen und des Kriegs überdrüssig werden könnten; so auch, daß diese Unternehmung, ebenso wie Piemont, eine Schule in den Waffen für den französischen Adel werden und wieder Montlucs und Brissons, Termes und Bellegardes erwecken könnte, die dann, so wie diese großen Feldherrn, die sich in dem Piemontesischen Kriege gebildet, einst dem Könige und dem Vaterlande glorreich dienen würden. Alle diese Vorstellungen waren schön und wahr, aber sie hatten nicht genug Gewicht, um den Neid aufzuwiegen, der sich der Vergrößerung meines Bruders entgegensetzte. Täglich schuf man neue Verhinderungen, sein Unternehmen rückgängig zu machen, während er und Bussy und seine anderen Diener tausend Mißhandlungen erfahren mußten. Bussy ward verschiedene Male angegriffen, bald von Quelus, bald von Grammont, in der Nacht wie am Tage und zu jeder Stunde, weil man immer hoffte, mein Bruder würde sich einmal dabei vergessen. Dies geschah zwar ohne des Königs Vorwissen, aber Maugiron, der ihn damals ganz beherrschte, trug meinem Bruder, weil er seinen Dienst verlassen und sich einbildete, er würde sich des-

halb rächen (so wie gewöhnlich, wer beleidigt, nie verzeiht), einen solchen Haß nach, daß er ihn auf jede Weise zu verderben trachtete; er trotzte ihm und begegnete ihm ohne allen Respekt; jung, unverständig und aufgeblasen von der Gunst des Königs, hielt er sich jede Unverschämtheit für erlaubt. Er hatte sich mit Quelus, St. Luc, St. Maigrie, Grammont, Mauleon, Livarrot und einigen andern jungen Leuten, die der König begünstigte, verbunden, und der ganze Hof folgte ihnen, wie es gewöhnlich von den Hofschranzen geschieht, die bloß der Gunst nachgehen. Sie taten also alles, was ihnen in den Kopf kam, es mochte auch sein, was es wollte, so daß kein Tag verging, wo es nicht Streit mit Bussy gab, dessen Mut aber niemandem wich. Mein Bruder, der wohl einsah, daß alles dies seine Reise nach Flandern nicht beförderte, und er den König lieber besänftigen als aufbringen wollte, damit er seiner Unternehmung günstig bleiben möchte; da er überdies auch meinte, Bussy besser außerhalb zur Übung seiner Truppen brauchen zu können, schickte er ihn fort, die nötigen Befehle zu geben. Dennoch hörte die Verfolgung meines Bruders nicht auf, obgleich Bussy fort war; man sah nun wohl ein, daß, obgleich seine großen Eigenschaften den jungen Günstlingen des Königs vielen Neid einflößten, dennoch die Hauptursache des Hasses gegen ihn war, daß er meinem Bruder so treu diente, denn, seit er treu war, trotzten sie und höhnten meinen Bruder so sichtbar und mit einer solchen Verachtung, daß es niemand übersehen konnte. Obgleich nun mein Bruder sehr vorsichtig und geduldig von Natur war und auch entschlossen, alles zu dulden, um nur seine flandrische Unternehmung zustande zu bringen, weil er dadurch hoffte, allem dem auf einmal zu entgehen und dergleichen nie wieder unterworfen zu sein, so waren ihm diese Verfolgungen und Mißhandlungen dennoch äußerst verdrießlich, und er schämte sich ihrer, da er sehen mußte, daß man aus Haß gegen ihn allen seinen Dienern zu schaden suchte; denn man hatte

in dieser Zeit Herrn von La Chastre einen wichtigen Prozeß gegen Frau von Sennetaire verlieren lassen, weil er kürzlich in Dienste meines Bruders getreten war. Der König hatte sich von Maugiron und St. Luc, die Freunde der Frau von Sennetaire waren, so einnehmen lassen, daß er selber den Prozeß für sie gegen La Chastre führte, der, wie man leicht denken kann, sehr beleidigt darüber war und meinen Bruder seinen gerechten Schmerz teilen ließ.

Während denselben Tagen war die Hochzeit von St. Luc. Mein Bruder wollte nicht dabei sein und ersuchte mich, es auch nicht zu tun. Die Königinmutter, der die ungebändigte Ausgelassenheit dieser jungen Leute auch sehr verdrießlich war, und die befürchtete, daß man den ganzen Tag in Lärmen und Ausschweifungen zubringen würde, und daß man für meinen Bruder, weil er nicht von der Partie sein wollte, irgendeine andre anstellen möchte, die ihm verderblich werden könnte, erhielt Erlaubnis vom Könige, diesen Hochzeitstag in St. Maur zu Mittag zu speisen nebst mir und meinem Bruder. Wir kamen den Abend von St. Maur zurück, wo die Königinmutter meinem Bruder so viel predigte, bis er endlich einwilligte, bei dem Ball zu erscheinen, um dem Könige gefällig zu sein. Statt daß dieses hätte Gutes wirken sollen, ward es nur noch schlimmer dadurch. Maugiron und andre von seiner Sippschaft verspotteten ihn dergestalt und führten solche Stachelreden gegen ihn, daß wohl ein Geringerer als er darüber in Zorn geraten wäre. Unter andern: er habe sich vergeblich bemüht, sich umzukleiden, kein Mensch habe den Nachmittag etwas an ihm auszusetzen gefunden; er wäre bei Nacht gekommen, weil er im Finstern am besten aussähe, und mehr dergleichen, mit denen sie seine Häßlichkeit und seinen kleinen Wuchs verspotteten[17]). Man richtete nämlich alle diese Reden ganz laut an die Braut, die neben ihm saß, so daß er jedes Wort hören mußte. Mein Bruder, der es nicht vergaß, daß man ihn nur dahin bringen wollte, zu antworten, um ihn dann mit dem Könige zu

entzweien, stand auf und ging fort, ohne ein Wort zu sagen, aber ganz außer sich vor Zorn und Verdruß. Er überlegte mit Herrn von La Chastre, was er tun solle, und beschloß, auf die Jagd zu gehen auf einige Tage, um durch seine Abwesenheit den Haß der jungen Leute abkühlen zu lassen, damit er nur von dem Könige erlange, was er brauche zu seinem Zuge nach Flandern. Er eilte zur Königinmutter, die eben im Auskleiden begriffen war, erzählte ihr, was auf dem Balle vorgegangen, worüber sie sich sehr ärgerte, und teilte ihr seinen Entschluß mit, sich auf einige Tage zu entfernen. Die Königin billigt dies, verspricht, ihm die Erlaubnis des Königs zu schaffen und in seiner Abwesenheit sein Geschäft zu betreiben, was die flandrische Angelegenheit betraf. Herr von Villequier war zugegen; diesem befiehlt sie, zum Könige zu gehen und ihm den Wunsch meines Bruders vorzutragen, daß er ihm nämlich erlauben möchte, einige Tage auf die Jagd zu gehen, um die Streitigkeiten zwischen ihm und den jungen Leuten zu stillen. Mein Bruder geht nach seinem Zimmer zurück, hält seinen Urlaub schon so gut als ausgefertigt und brachte mit seinen Leuten alles in Ordnung, um den Morgen nach St. Germain auf die Hirschjagd zu gehen; befiehlt seinem Oberjägermeister, die Hunde in Bereitschaft zu halten, und legt sich mit dem Vorsatz nieder, den andern Morgen recht früh aufzustehen und sich durch das Vergnügen der Jagd von allen diesen Verdrießlichkeiten des Hofes etwas zu erholen. Unterdessen war Herr von Villequier auf Befehl der Königinmutter zum Könige gegangen, um Urlaub für ihn zu fordern, welchen der König auch sogleich bewilligte. Da aber Herr von Villequier sich entfernte und er allein blieb mit dem Rehabeamsrat von fünf oder sechs jungen Günstlingen, machten sie ihm diese Entfernung verdächtig und jagten ihm eine solche Furcht ein, daß er durch ihre Schuld eine der größten Torheiten beging, die zu unsrer Zeit geschehen; nämlich die, meinen Bruder und seine vornehmste Dienerschaft gefangen zu nehmen.

Unvernünftig ward es beschlossen, aber weit unvernünftiger noch ausgeführt; denn der König ging noch in der Nacht, in größter Eile, zur Königinmutter, ganz bewegt, als ob ein allgemeiner Aufruhr oder der Feind vor dem Tore wäre, und rief: „Wie, gnädige Frau, woran denkt Ihr, daß Ihr begehrt, ich solle meinen Bruder gehen lassen? Seht Ihr denn die Gefahr, die der Staat dabei läuft, nicht ein? Unter dieser Jagdpartie steckt ganz gewiß irgendein gefährliches Unternehmen. Er und alle seine Leute sollen festgenommen werden, und ich will alle seine Schränke durchsuchen lassen; sicher entdecken wir große Dinge, ich bin ganz gewiß." Herr von Lesse, Hauptmann von der Garde, und einige schottische Schützen waren mit ihm ... Die Königinmutter, fürchtend, er könne in dieser Übereilung dem Leben meines Bruders gefährlich werden, bat ihn, mitgehen zu dürfen; und so entkleidet, als sie war, und sich einen Schlafrock, so gut es anging, überwerfend, ging sie mit ihm hinauf in meines Bruders Zimmer. Der König pochte stark an die Türe und rief, man solle aufmachen, er sei es! Mein Bruder erwachte, und da er nichts befürchtete, befahl er seinem Kammerdiener Cange, die Türe zu öffnen. Der König kam wütend herein und rief scheltend: „Nie hörst du auf, etwas gegen den Staat zu unternehmen, aber ich werde es dir weisen, daß dies ebensoviel heißt, als seinen König angreifen!" Darauf befahl er den Schützen, die Truhen hinauszutragen und die Kammerdiener aus dem Zimmer zu führen. Er selbst durchsuchte das Bett, um nachzusehen, ob keine Papiere darin verborgen wären. Mein Bruder, der denselben Abend einen Brief von der Frau von Sauve erhalten hatte, hielt ihn fest in der Hand, um ihn nicht sehen zu lassen. Der König wollte ihn mit Gewalt entreißen, er wehrte sich aber und bat mit aufgehobenen Händen, diesen Brief nicht sehen zu wollen; desto größer ward nun die Begierde des Königs, ihn zu sehen; er glaubte, dies Papier würde hinreichen, meinem Bruder den Prozeß zu machen; er mußte ihn herausgeben.

Der König öffnete ihn in Gegenwart der Königinmutter und sie gerieten ebenso in Verwirrung als Cato, da er den Cäsar gezwungen, das Papier vorzuzeigen, das ihm überbracht worden war, und er behauptete, es müsse etwas der Republik Wichtiges betreffen, und es dann ein Liebesbrief von der Schwester dieses Cato an diesen Cäsar war!

Die Scham, sich so betragen zu haben, verstärkte nur noch den Zorn des Königs; ohne meinen Bruder nur anhören zu wollen, der zu wissen verlangte, wessen man ihn beschuldige und warum man ihn so behandle, übergab er ihn der Aufsicht des Herrn von Lesse und der Schotten, mit dem Befehl, niemanden zu ihm zu lassen. Dies geschah ungefähr um ein Uhr nachts. Mein Bruder war mehr um meinetwillen besorgt, als um sich selber, denn er glaubte, man hätte es mit mir ebenso gemacht, und ein so heftiger und ungerechter Anfang könne nichts anderes als ein sehr schreckliches Ende beabsichtigen. Da er nun sah, daß Herrn von Lesse bei diesem Unfuge die Tränen in den Augen standen und er doch nicht offen mit ihm reden konnte wegen der schottischen Schützen, fragte er ihn bloß, wie es denn mit mir stände? Herr von Lesse antwortete, ich wisse noch von nichts. Darauf erwiderte mein Bruder: „Meine Schwester frei zu wissen, vermindert meinen Schmerz sehr. Dennoch bin ich gewiß, sie wird lieber die Gefangenschaft mit mir teilen, als ohne mich frei sein wollen." Darauf bat er ihn, zur Königinmutter zu gehen und sie zu bitten, sie möchte von dem Könige verlangen, daß ich seine Haft teilen dürfe; es ward ihm verstattet. Diesen festen Glauben an meine Freundschaft habe ich immer unter all den großen Verbindlichkeiten, die ich gegen ihn hatte, oben angesetzt, er war mir immer der größte Beweis seiner Liebe. Sobald er die Erlaubnis hatte — es war mit Anbruch des Tages —, bat er Herrn von Lesse, einen der schottischen Schützen zu mir zu schicken, der mir die traurige Botschaft bringe und mich ersuche, zu ihm zu kommen. Der Schütze trat in mein Zimmer, ich schlief ruhig und wußte von

nichts; er zog meinen Bettvorhang auf und rief in der schottischen Mundart: „Guten Morgen, gnädige Frau, Euer Herr Bruder läßt Euch ersuchen, zu ihm zu kommen!" Ich war noch halb im Schlafe und glaubte zu träumen; da ich ihn erkannte, fragte ich ihn, ob er nicht ein Schottländer sei von der Garde? Er sagte ja. „Was ist denn das," fragte ich weiter, „hat mein Bruder keinen andern Boten zu mir zu senden als Euch?" „Nein!" erwiderte er, „man hat ihm seine Leute genommen," und darauf erzählte er mir, was in dieser Nacht sich zugetragen, und daß mein Bruder Erlaubnis erlangt habe, daß ich bei ihm weilen dürfe. Da der abgesandte Schütze meine Betrübnis sah, nahte er sich mir und sagte leise: „Grämt Euch nicht, ich weiß Mittel, Euern Herrn Bruder zu retten, und ich werde sie auch anwenden, daran zweifelt nicht, aber ich muß dann freilich mit ihm davon gehen!" Ich sagte ihm jede Belohnung zu, die er nur verlangen konnte, kleidete mich vollends an und ging mit ihm ganz allein in meines Bruders Zimmer. Ich mußte durch den Hof gehen, der voller Leute war, die sonst immer rannten, mich nur zu sehen und zu verehren; nun aber Fortuna mir den Rücken wandte, taten sie auch, als sähen sie mich nicht.

Meinen Bruder fand ich unverändert, mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit und Gemütsruhe. Er umarmte mich, mehr heiter als niedergeschlagen: „Ich bitte dich, meine Königin," sagte er, „weine nicht; deine Betrübnis ist das einzige, was mich betrübt, denn meine unschuldigen, geraden Absichten lassen mich die Anklagen meiner Feinde nicht befürchten. Wollen die Grausamen mir so ungerecht an mein Leben, so werden sie sich mehr schaden als mir, denn ich habe Mut und Entschlossenheit genug, den Tod zu verachten; den Tod fürchte ich wahrlich am allerwenigsten, denn mein Leben war bis jetzt nur ein Gewebe von Schmerz und Leiden; die Freuden dieser Welt habe ich nie gekannt, es kann mir auch nicht schwer werden, sie zu verlassen. Ich befürchte

aber, da sie mir ohne eine offenbare Ungerechtigkeit den Tod nicht geben können, so werden sie mich im Gefängnisse schmachten lassen; doch auch hier kann ich ihre Tyrannei verachten, wenn du mich durch deine Gegenwart unterstützen willst." Meine Tränen flossen nur noch stärker bei diesen seinen Reden; laut sagte ich zu ihm: „Mein Leben und mein Schicksal sind ewig an das deinige gebunden, Gott allein vermag es zu verhindern, daß ich dir nicht in jeder Lage deines Lebens beistehe. Sollte man dich etwa fortführen und mir nicht erlauben, dir zu folgen, so nehme ich mir in deiner Gegenwart das Leben." Einige Stunden vergingen mit solchen Gesprächen, wir suchten die Ursache zu ergründen, die den König so sehr gegen ihn aufgebracht haben konnte, aber wir fanden durchaus keine in uns. Unterdessen war es um die Zeit geworden, daß die Schloßtore geöffnet wurden; ein unvorsichtiger Mensch, der Bussy gehörte, wollte hineingehen, die Wache erkennt ihn, hält ihn an und fragt ihn, wo er hin wolle. Er erschrickt und sagt, er wolle zu seinem Herrn. Diese Antwort ward dem Könige hinterbracht, und man argwohnt nun, daß Bussy im Louvre sei. Mein Bruder hatte ihn den Nachmittag von St. Maur mit hineingebracht, um mit ihm über die flandrischen Angelegenheiten zu sprechen, denn er dachte da noch nicht, den Hof so schnell zu verlassen, als er nachher auf dem Ball sich entschloß, zu tun. Archant, Hauptmann von der Garde, bekam Befehl vom Könige, Bussy zu suchen und sowohl ihn als auch Simier zu verhaften, wenn er sie fände. Archant tat es ungern, denn er war ein vertrauter Freund von Bussy und nannte ihn Sohn, jener nannte ihn Vater. Er ging hinauf nach Simiers Zimmer und nahm ihn in Verhaft; da er wohl vermutete, daß Bussy irgendwo da verborgen sein müsse, suchte er nur sehr flüchtig, und war froh, als er ihn nicht fand. Bussy war im Bette versteckt und sah, daß er allein im Zimmer bleiben würde, wenn Archant den Simier fortführte; er fürchtete, man würde einem andern den Auftrag geben,

ihn zu suchen, bei dem er nicht so gut aufgehoben wäre; es war ihm lieber, unter der Aufsicht von Archant zu bleiben, den er als einen braven Mann und seinen Freund kannte; wie er nun immer von lustigem, aufgewecktem Gemüt war, dem weder Gefahr noch Überraschung jemals Furcht einflößen konnten, steckte er den Kopf zwischen den Bettvorhängen hervor, als Archant mit Simier eben vor dem Bette vorbeigehen und hinausgehen wollte: „Nun, Vater," rief er hervor, „geht Ihr fort ohne mich? Glaubt Ihr, daß ich nicht so gut bin wie der Schlingel Simier?" — „Ach, mein Sohn," sagte Archant, „wollte Gott, du wärst nicht hier, meinen Arm wollte ich drum geben!" — „Vater," sagte Bussy, „es ist ein Zeichen, daß es gut mit meiner Sache steht." Damit stand er auf und ging mit ihnen, Simier verspottend, der vor Furcht zitterte. Archant gab ihnen Wache in ein Zimmer; Herrn von La Chastre führte er hernach nach der Bastille. Herr von Lesse, der die Wache bei meinem Bruder hatte, war ein guter alter Mann; war Hofmeister des Königs, meines Gemahls, gewesen und liebte mich wie seine eigene Tochter. Da er nun die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens einsah und die schlechten Ratgeber des Königs verdammte, entschloß er sich, meinen Bruder zu befreien. Um mich von seinem Vorhaben zu unterrichten, ließ er die schottischen Schützen hinausgehen, auf die Treppe vor meines Bruders Zimmer, zwei ausgenommen, auf welche er sich verlassen konnte, dann zog er mich beiseite und sagte: „Kein rechtschaffener Franzose, dem nicht das Herz blutet, wenn er sieht, was wir sehen müssen. Ich war ein Diener des Königs, Eures Herrn Vaters, und opfere mein Leben für seine Kinder. Hoffentlich behalte ich die Wache bei Eurem Herrn Bruder, man mag ihn hinbringen, wo man wolle; gebt ihm die Versicherung, daß ich ihn rette, und sollte es auch mein Leben kosten; aber sprechen wollen wir nicht mehr darüber, man könnte Argwohn fassen." Die Versicherung tröstete mich und ich ward etwas heiterer. Darauf sagte

ich meinem Bruder, daß wir unmöglich länger so ohne Untersuchung bleiben könnten; wir müßten doch wissen, wessen man uns beschuldige! Nur Bösewichter könne man so behandeln. Ich bat Herrn von Lesse, dem König zu sagen, weil er nicht zugeben wollte, daß die Königinmutter heraufkäme, daß es ihm gefallen möge, uns durch einen der Seinigen wissen zu lassen, warum wir in Verhaft wären. Herr von Combaut, der Anführer des geheimen Rats der Jungen, ward uns heraufgeschickt; dieser sprach mit seiner gewöhnlichen Gravität, er sei abgesandt, sich zu erkundigen, was wir von dem Könige zu wissen verlangten. Wir wünschen jemand vom Könige zu sprechen, antworteten wir ihm, um die Ursache unseres Verhafts zu erfahren, da wir sie uns gar nicht denken können. Darauf erwiderte er ganz gravitätisch: „Die Götter und die Könige muß man nie um ihre Ursachen fragen; was sie tun, ist gut und gerecht." Man kann doch, antworteten wir ihm, gegen uns nicht wie in der Inquisition verfahren, wo die Angeklagten erraten müssen, was ihr Verbrechen sei. Wir konnten aber nichts von ihm herauskriegen, als, er würde sich für uns verwenden und uns so viel als möglich zu Diensten sein! Mein Bruder fing an zu lachen, ich aber war in Traurigkeit versunken, meinen Bruder, den ich mehr als mich selber liebte, in Gefahr zu sehen; und ich hielt mich nur mit Mühe zurück, ihm nicht alles zu sagen, was er verdiente. Während er dem Könige seinen Rapport brachte, ließ die Königinmutter alle alten Räte, den Herrn Kanzler, die Prinzen, Herren und Marschälle von Frankreich in ihr Zimmer zusammenrufen; sie war, wie leicht zu ermessen, in äußerster Betrübnis, da sie als eine sehr einsichtsvolle Frau wohl voraussehen konnte, daß diese heftigen Maßregeln ohne Urteil noch Recht dem ganzen Reiche Unglück bringen könnten, wenn mein Bruder nicht von Natur viel zu sanftmütig gewesen wäre. Die Herren Räte waren alle erstaunt und erschrocken über das, was vorgegangen, und alle waren einstimmig

der Meinung, die Königinmutter müsse sich dem widersetzen und dem Könige das Unrecht, das er an sich selber täte, vorstellen. Was geschehen, sei nicht ungeschehen zu machen, man müsse es aber wieder auf das beste gut zu machen suchen. Die Königinmutter ging sogleich, begleitet von allen Räten, zum Könige und zeigte ihm die Wichtigkeit der Sache. Dem Könige gingen die Augen auf über den verderblichen Rat jener jungen Leute; er nahm den Rat der alten wieder an und bat die Königinmutter, doch alles wieder ins gehörige Gleis zu bringen, daß mein Bruder das Geschehene vergesse und es den jungen Leuten nicht weiter nachtrage; auch sollten Bussy und Quelus sich wieder versöhnen. Die Wache wurde meinem Bruder sogleich abgenommen und die Königinmutter kam zu ihm auf sein Zimmer. „Dankt Gott," sagte sie zu ihm, „daß er Euch aus dieser großen Gefahr errettet, ich habe jetzt den Augenblick erlebt, in welchem ich an Eurem Leben verzweifelte. Da Ihr aber nun seht, daß der König nicht allein sich über wahrhafte Dinge, sondern auch über Einbildungen erzürnt; und wenn er einmal seinen Sinn auf etwas gesetzt, er weder meinen noch sonst irgend jemandes Rat annimmt, sondern tut, was ihm einfällt, so entschließe dich, in allen Dingen nach seinem Willen zu bequemen und zum Könige zu gehen, ohne beleidigt zu scheinen oder dich der Beleidigung zu erinnern." Wir antworteten ihr, wir hätten allerdings große Ursache Gott zu danken, daß er uns gegen diese ungerechte Willkür beschützt habe. Nächst Gott verdankten wir diese Rettung ihr am meisten; der Rang meines Bruders aber erlaube nicht, daß man ihn so ohne Ursache verhafte und ohne Rechtfertigung oder Genugtuung wieder befreie. Darauf die Königin erwiderte: „Es ist nun einmal geschehen, und geschehene Dinge kann Gott selber nicht ungeschehen machen; die Unordnung bei der Gefangennahme soll aber durch das Ehrenvolle der Befreiung wieder gutgemacht werden; du wirst jede Genugtuung erhalten, die du selber ver-

langst. Du mußt nur den König in allen Stücken befriedigen und mit Ehrerbietung und Zuneigung mit ihm sprechen. Außerdem mußt du aber noch suchen, Bussy und Quelus zu versöhnen, damit kein Streit zwischen ihnen bleibe; denn der vorzüglichste Beweggrund von allem dem Übel ist, daß der alte Bussy, der würdige Vater des würdigen Sohnes, das Gutachten des Königs verlangt hat, seinem Sohn sekundieren zu dürfen, so wie auch der alte Quelus dem seinigen; sie viere wollten den Streit unter sich ausfechten, ohne den Hof weiter damit zu beunruhigen oder vielen anderen Leuten Mühe zu machen."

Mein Bruder meinte hierauf, Bussy würde, um nur aus dem Verhafte zu kommen, alles tun, was man von ihm verlangen werde, besonders, wenn er sähe, daß keine Hoffnung, sich zu schlagen, vorhanden sei. Darauf ging die Königinmutter hinunter und brachte es beim Könige dahin, daß die Befreiung ehrenvoll geschähe. Zu dem Ende begab er sich nach dem Zimmer der Königinmutter, nebst seinem ganzen Staatsrat und allen Prinzen und Herren; ich und mein Bruder wurden durch Herrn von Villequier heruntergerufen. Da wir durch die Säle und Vorsäle gingen, fanden wir viele Leute versammelt, die uns mit Tränen in den Augen ansahen und Gott dankten für unsere Befreiung. Als wir zu Sr. Majestät in die Versammlung traten, sagte der König zu meinem Bruder: Er ersuche ihn, nichts übel zu nehmen von dem, was geschehen und sich nicht beleidigt zu glauben; sein Eifer für die Ruhe des Staates habe ihn dazu verleitet, er solle überzeugt sein, daß er ihn nicht habe kränken wollen. Darauf sagte mein Bruder, es wäre seine Schuldigkeit, alles gut zu finden, was Sr. Majestät gefiele; nur flehe er Se. Majestät an, zu bedenken, daß seine Treue und Ergebenheit keine solche Begegnung verdiene; er schreibe dieses aber seinem unglücklichen Schicksal zu und wäre zufrieden, wenn nur Se. Majestät seine Unschuld einsehen wollten. Hierauf sagte der König, es bliebe ihm kein

Zweifel mehr, und er ersuche ihn, mehr als jemals von seiner Freundschaft überzeugt zu sein. Nun führte die Königinmutter sie beide zusammen, und sie umarmten sich.

Der König befahl hierauf, daß man Bussy hereinführe, um ihn mit Quelus auszusöhnen, und daß man Simier und La Chastre in Freiheit setze. Bussy trat mit der ihm allein eignen schönen Manier herein. „Ich verlange," sagte der König, „daß Ihr Euch sogleich mit Quelus aussöhnet und daß von diesem Streite nicht wieder die Rede sei," und befahl ihm, Quelus zu umarmen. „Sire, wenn Ihr es befehlt, ich bin ganz bereit, ihn zu küssen," und mit diesen Worten umarmte er ihn mit einem komischen Gestus à la Pantolone, worüber die ganze Versammlung, obgleich sie noch von der vorhergehenden Szene bewegt und erschreckt war, sich des Lachens nicht erwehren konnte. Viele der Gescheitesten sahen ein, daß mein Bruder mit einer so leichten Genugtuung nicht zufrieden sein könne.

Der König und die Königin nahten sich mir und sagten, ich müsse das meinige dazu tun, daß mein Bruder sich nichts mehr erinnere, was ihm Gelegenheit geben könne, sich von dem Gehorsam des Königs zu entfernen. Mein Bruder, antwortete ich, ist so vernünftig und seiner Pflicht so ganz ergeben, daß er weder von mir, noch von irgend jemand anders dazu angefeuert zu werden braucht; er würde auch von mir nie einen Rat erhalten, als der seiner Pflicht und ihrem Willen gemäß sei.

Es war drei Uhr nachmittags; kein Mensch hatte daran gedacht, zu Mittag zu essen. Die Königinmutter wünschte, wir möchten alle an einer Tafel speisen; dann befahl sie mir und meinem Bruder, den Anzug zu wechseln (denn der unsrige war der traurigen Lage angemessen) und uns zum Souper und Ball beim Könige anzuschicken. Es ward ihr gehorcht, soweit es sich tun ließ, nämlich in Kleidern und Schmuck; dem Gesicht aber, diesem Spiegel der Seele, konnten wir den gerechten Unwillen

und das Mißvergnügen über diese Tragikkomödie nicht nehmen. Ritter von Seure, den die Mutter meinem Bruder gegeben hatte, um bei ihm in der Kammer zu schlafen, besaß ein dreistes freies Wesen und eine gute Art, alles, was er sagen wollte, zu sagen; er glich darin den zynischen Philosophen. Die Königinmutter, die sich gern mit ihm unterhielt, fragte ihn bei dieser Gelegenheit, was er davon hielte? „Es ist", sagte er, „zum Ernst zu wenig und zum Scherz zu viel!" Dann sagte er mir leise, daß sie es nicht hören konnte: „Ich glaube nimmermehr, daß dies schon der letzte Akt des Spiels war; dieser Mensch (mein Bruder nämlich) würde mich sehr betrügen, wenn er hier stehenbliebe." Da nun das Übel zwar von außen, aber innerlich noch gar nicht gehoben war, und die jungen Leute, des Königs Günstlinge, den Sinn meines Bruders nach dem ihrigen beurteilten, weil sie nicht wissen konnten, was Pflicht und Liebe zum Vaterlande über einen Fürsten, wie er, vermögen, überredeten sie den König (um seinen Vorteil immer mit dem ihrigen zu vermengen), mein Bruder würde diese Beschimpfung nie vergessen können und würde sicher suchen, sich zu rächen. Der König, ohne sich im geringsten zu erinnern, zu welchem Irrtum diese Menschen ihn verleitet hätten, ließ sich den Augenblick wieder hinreißen und gab den Hauptleuten von der Garde Befehl, genau acht auf die Tore zu geben, damit mein Bruder nicht hinausginge, und daß seine Leute jeden Abend aus dem Louvre sich entfernen, und niemand bei ihm bleiben solle, als die zu seiner Garderobe gehörten und in seinem Zimmer schliefen. Da mein Bruder sich nun so behandelt und der Willkür dieser Brauseköpfe sich so ganz hingegeben sah, befürchtete er noch Ärgeres; seine Gefahr und der Verdruß waren ihm noch frisch im Gedächtnis, er beschloß also, den Hof zu verlassen und seinen Zug nach Flandern bei sich in seiner Provinz zu ordnen und zu betreiben. Er teilte mir seinen Entschluß mit und ich billigte ihn, denn es war zu seiner Sicherheit notwendig,

und weder der König noch der Staat verloren etwas dabei. Da er nun nicht aus dem Louvre konnte, denn die Tore wurden so genau bewacht, daß man sogar jedem Ein- und Ausgehenden scharf ins Gesicht sah, so blieb kein anderes Mittel, als sich aus meinem Fenster hinunterzulassen, welches aus dem zweiten Stock in den Graben ging. Er bat mich, den nötigen Strick zu verschaffen, ich schickte also noch denselben Tag einen Burschen, auf den ich mich verlassen konnte, mit einem zerbrochenen Lautenkasten hinaus, unter dem Vorwand, ihn zurechtmachen zu lassen. Nach einigen Stunden brachte er ihn wieder, der Strick lag darinnen.

Diesen Abend speiste die Königinmutter allein mit mir in dem kleinen Saal, der König speiste nicht zu Nacht, weil es ein Fasttag war[17a]). Mein Bruder, obgleich sonst ein Muster der Geduld und Mäßigkeit, war den Abend in der größten Ungeduld; er kam, als ich von der Tafel aufstand, zu mir und bat mich leise, zu eilen, daß ich auf mein Zimmer käme, er wolle mir gleich dahin folgen. Herr von Matignon, damals noch nicht Marschall, ein feiner, gefährlicher Normanne, der meinen Bruder nicht liebte, war vielleicht von irgendeinem Plauderer benachrichtigt worden, vielleicht hatte er auch etwas gemutmaßt an der Art, wie mein Bruder mit mir sprach, dieser sagte zur Königinmutter, als sie nach ihrem Zimmer ging, so daß ich fast alles hören konnte, denn ich stand neben ihr und gab auf alles, was vorging, genau acht, so wie man in einer solchen Lage und auf dem Punkt frei zu werden, bewegt von Furcht und Hoffnung, immer tut, er wüßte, sagte er, ganz gewiß, daß mein Bruder entfliehe, er stände dafür, daß er den anderen Tag nicht zu finden sein würde; sie möchte also dafür sorgen. Ich sah ihre Bestürzung bei dieser Nachricht und fürchtete also noch mehr, entdeckt zu werden. Als wir in ihr Kabinett kamen, zog sie mich beiseite und sagte: „Weißt du, was Matignon mir gesagt hat?" „Ich verstand ihn nicht, gnädige Frau," antwortete ich, „aber ich sah wohl, daß

es etwas war, das Euch verdrießlich war." „Ja, so ist es," sagte sie sehr laut, „denn du weißt, ich habe beim Könige dafür gut gesagt, dein Bruder würde nicht entfliehen; und nun sagte Matignon, er wisse bestimmt, er würde morgen fort sein." Hier fand ich mich nun zwischen den beiden Fällen, entweder meinem Bruder die Treue zu brechen und sein Leben in Gefahr zu bringen oder eine Unwahrheit zu bekräftigen (welches ich nie getan hätte, um tausendmal dem Tod zu entgehen). Ich befand mich in so großer Verlegenheit, daß, ohne die Hilfe Gottes, ich mich schon allein durch mein Aussehen verraten haben würde, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Da aber Gott die gute Absicht unterstützte und durch seine göttliche Güte so auf mich wirkte, daß ich, um meinen Bruder zu retten, eine Miene anzunehmen wußte und meine Worte so setzen konnte, daß die Königin nichts verstand, als was ich wollte, und so weder meinem Freunde noch meinem Gewissen durch einen falschen Eid zu nahe trat. Ich sagte ihr also, ob sie nicht wisse, daß Herr von Matignon ein boshafter Klatscher sei, der meinen Bruder hasse, und dem es leid sei, uns alle so einig zu sehen? Wenn mein Bruder fortginge, wollte ich mit meinem Leben für ihn haften; da er mir nie etwas verschwiegen, so würde er mir, wenn es seine Absicht wäre, auch wohl dieses entdeckt haben, und wenn dem so sei, so stände ich mit meinem Leben für ihn. Ich durfte das wohl sagen, denn war nur erst mein Bruder gerettet, so durfte man mir nichts zuleide tun, und im schlimmsten Falle, wären wir auch entdeckt worden, so wollte ich lieber mein eigenes Leben zum Pfande setzen als das meines Bruders in Gefahr bringen oder meine Seele durch einen falschen Eid belasten. Sie, die nicht auf den eigentlichen Sinn meiner Worte drang, sagte: „Bedenke, was du sprichst; du sollst mir für ihn haften; du sollst mit deinem Leben für ihn haften." Ich antwortete lächelnd: „Das wäre alles, was ich verlangte." Darauf wünschte ich ihr gute

Nacht und ging in mein Zimmer. Ich zog mich eilends aus und legte mich zu Bette, um meine Hofdamen los zu sein. Als ich mit meinen Kammerfrauen allein war, kam mein Bruder mit Simier und Cange; ich stand wieder auf, wir befestigten den Strick an einem Stock, und nachdem wir erst nachgesehen, ob auch niemand in dem Graben versteckt sei, ließen wir ohne andere Hilfe als der drei Kammerfrauen und des Burschen, der den Strick verschafft hatte, erst meinen Bruder hinab, welcher scherzte und lachte und nicht die geringste Furcht zeigte, obgleich es beträchtlich hoch war; dann Simier, der zitterte und sich vor Furcht kaum halten konnte, und zuletzt Cange, seinen Kammerdiener. Gott geleitete meinen Bruder glücklich nach der Abtei St. Genoveva, wo Bussy ihn erwartete; dieser hatte mit Bewilligung des Abtes eine Öffnung in die Mauer gemacht, durch welche er aus der Stadt kam. Draußen fand er Pferde bereit, mit welchen er ohne Unfall nach Angers kam. Als wir zuletzt Cange hinunter ließen, erhob sich ein Mensch aus dem Graben und lief nach der Seite des Ballhauses auf dem Wege nach der Schloßwache zu. Ich, die während dieser Begebenheiten nie etwas für mich, sondern nur immer für die Sicherheit meines Bruders gefürchtet hatte, ward halb ohnmächtig vor Schrecken; denn ich fürchtete, Herr von Matignon habe diesen Menschen dorthin gesteckt, um uns zu belauschen; da ich nun gewiß glaubte, mein Bruder würde gefangen werden, geriet ich so in Verzweiflung, wie nur der eine Vorstellung davon haben kann, der etwas Ähnliches erfahren. In diesem Zustande des Entsetzens nahmen meine Frauen, die mehr als ich auf meine wie auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, den Strick und warfen ihn ins Feuer, damit er nicht gefunden würde, wenn zum Unglück jener Mensch im Graben bestellt gewesen wäre, uns zu verraten. Der Strick war so lang und stark und verursachte ein solches Feuer, daß die Flamme aus dem Schornstein hinausschlug. Die wachhabenden Schützen wurden das Feuer

gewahr, kamen herauf, pochten gewaltig an der Türe und verlangten, man solle sogleich aufmachen. Ob ich nun gleich in diesem Augenblick meinte, mein Bruder sei gefangen und wir wären beide verloren, so behielt ich doch durch die Gnade Gottes und seiner großen Allmacht, auf die ich stets gehofft und die mich in allen Gefahren beschützte, eine solche Gegenwart des Geistes, daß ich, da der Strick nur erst zur Hälfte verbrannt war, zu meinen Frauen sagte, sie sollten ganz leise an die Türe gehen und ganz leise, als ob ich schliefe, fragen, was sie verlangten? Die Schützen antworteten ihnen, es brenne ein Schornstein aus einem Kamine, sie wollten das Feuer löschen. Darauf sagten meine Frauen, es hätte nichts zu bedeuten, sie würden es selber wohl löschen, sie sollten nur wieder gehen und mich nicht aufwecken. Da gingen sie fort. Um zwei Uhr des Morgens, nachdem dieser Lärm vorüber war, kam Herr von Lesse und forderte mich vor den König und die Königinmutter, um Rechenschaft zu geben von der Flucht meines Bruders. Der Abt vom Kloster der heiligen Genoveva hatte mit Bewilligung meines Bruders, als er weit genug entfernt war, um nicht eingeholt werden zu können, ihnen alles entdeckt, um nicht mit verwickelt zu werden. Er erzählte dem Könige, mein Bruder habe ihn in seinem Kloster überfallen und ihn so lange eingeschlossen, bis die Öffnung gemacht gewesen, er habe also Sr. Majestät nicht eher die Nachricht bringen können.

Herr von Lesse fand mich zu Bette; ich stand sogleich auf und nahm meinen Schlafrock um. Eine von meinen Frauen, erschrocken und unvorsichtig, hielt mich bei dem Schlafrocke fest und rief weinend: „Ihr werdet niemals wiederkommen!“ Herr von Lesse stieß sie zurück und sagte: „Hätte diese Frau das in Gegenwart eines anderen getan, der Euch weniger treu und ergeben ist, als ich, so könnte es Euch in Not bringen; aber fürchtet nichts und danket Gott, denn Euer Herr Bruder ist in Sicherheit!“ Diese Worte waren mir eine heilsame Stär-

kung, deren ich wohl bedurfte, um den Zorn, die Drohungen des Königs zu ertragen. Ich fand ihn am Bette der Königinmutter und in erschrecklicher Wut, die er mich, denke ich, auch genug würde haben fühlen lassen, wenn er nicht von meines Bruders Abwesenheit sowohl als von der Gegenwart der Königinmutter davon wäre abgehalten worden. Sie riefen mir beide entgegen, ich hätte gesagt, mein Bruder würde nicht entfliehen, und ich hätte mich für ihn verbürgt! Ich sagte, das sei wahr, aber er habe mich ebensowohl als sie betrogen; doch noch jetzt stände ich mit meinem Leben dafür, daß seine Entfernung dem Könige keinen Nachteil bringen würde, und daß er nur von seinem Hause aus die nötigen Vorkehrungen zu seiner Reise nach Flandern machen wolle. Der König ward einigermaßen davon besänftigt und ließ mich zurück in mein Zimmer gehen. Er erhielt auch bald Nachrichten von meinem Bruder, welche ihm die Versicherungen, die ich gegeben, bestätigten. Die Anklagen hörten nun zwar auf, aber nicht die Unzufriedenheit; denn obgleich er sich stellte, als wollte er ihm zu seinem Zuge nach Flandern hilfreich sein, tat er im Gegenteil unterderhand alles, um ihm Hindernisse in den Weg zu legen.

* * *

Ich bat nun den König stündlich um die Erlaubnis, zum Könige, meinem Gemahl, reisen zu dürfen. Er sah wohl ein, daß er mir diese nicht versagen durfte, doch wollte er mich nicht unzufrieden von sich lassen; außerdem wünschte er auch sehr, mich mit meinem Bruder zu entzweien; er machte sich mir also durch tausend Gefälligkeiten verbindlich und gab mir, dem Versprechen der Königinmutter gemäß, die Verschreibung meiner Mitgift in Ländereien und außerdem noch das Ernennungsrecht der Ämter und Pfründen; dann auch die

gewöhnliche Pension der Töchter vom Hause Frankreich und noch eine besondere Pension aus des Königs Schatulle. Jeden Morgen gab er sich die Mühe, mich zu besuchen und mir vorzustellen, wie nützlich mir seine Freundschaft sein könnte. Die Liebe meines Bruders würde mich verderben, die seinige aber mich glücklich machen; und mehr dergleichen Sachen, die ungefähr dahin führten. Meine Treue gegen meinen Bruder war unerschütterlich, und ich antwortete dem Könige nie anders, als daß ich nur wünschte, meinen Bruder in seiner Gunst zu sehen; ich würde bei meinem Gemahl immer seinen Befehlen gehorchen und immer mich bemühen, auch ihn im Gehorsam des Königs zu erhalten[17b]).

Die Königinmutter wollte meinen Bruder noch einmal zu Alençon sehen, ehe er nach Flandern ginge. Ich bat den König um Urlaub, sie begleiten zu dürfen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er erteilte ihn mir, obwohl ungern. Als wir von Alençon zurückkamen, hielt ich wieder um die Erlaubnis an, reisen zu dürfen. Die Königinmutter mußte auch in Geschäften des Königs nach der Gascogne reisen, es ward also beschlossen, daß ich mit ihr reisen solle[18]). Der König begleitete uns nach seinem Dolinville. Nachdem er uns einige Tage dort bewirtet hatte, nahmen wir von ihm Abschied, und in kurzer Zeit befanden wir uns in Guyenne. Sobald wir in die Staaten des Königs, meines Gemahls, gekommen waren, wurden uns allenthalben feierliche Einzüge gehalten. Der König, mein Gemahl, kam der Königinmutter bis La Reolle entgegen, er konnte nicht weiter kommen, weil man in den protestantischen Ländern noch voll Mißtrauen war. Er hatte ein schönes Gefolge von allen den Herren und Edelleuten von der Religion der Gascogner und auch von einigen Katholiken. Die Königinmutter dachte, sich nur eine kurze Zeit dort aufzuhalten, aber es fügte manches sich so, von seiten der Hugenotten sowohl als von seiten der Katholischen, daß sie sich gezwungen sah, länger als achtzehn Monate dort zu bleiben.

Sie ward verdrießlich darüber und war einige Male geneigt, zu glauben, man halte sie absichtlich so lange auf, um ihre Hoffräulein desto länger dort zu behalten, denn der König, mein Gemahl, hatte sich in Dayelle verliebt, und Herr von Turenne in La Vergne; dies aber verhinderte doch nicht, daß mir der König, mein Gemahl, mit aller Freundlichkeit und Achtung begegnete, die ich nur wünschen konnte. Er hatte mir gleich bei meiner Ankunft erzählt, welche Ränke man während seines Aufenthaltes am Hofe angewendet, um uns zu entzweien; er sah auch den wahren Grund und die Absicht wohl ein, um nämlich meinen Bruder von ihm zu trennen; er bezeigte große Freude, wieder mit mir zusammen zu sein. Solange die Mutter in der Guyenne war, befanden wir uns in einer recht angenehmen, glücklichen Lage; währenddem nahm sie auf Bitten meines Gemahls dem Marquis von Villars die Stelle als Leutnant des Königs und gab sie dem Marschall von Biron. Darauf begab sie sich nach Languedoc; wir begleiteten sie bis Casteleaudarry; dort nahmen wir von ihr Abschied und gingen zurück nach Pau in Bearn. Ich hatte keinen katholischen Gottesdienst daselbst; man erlaubte mir bloß, in einer kleinen Kapelle, die nicht mehr als drei oder vier Schritte lang war, Messe lesen zu lassen; es war so eng darin, daß es von uns sieben oder acht ganz voll war. Während die Messe gelesen wurde, zog man die Zugbrücke des Schlosses auf, weil man befürchtete, die Katholiken, die im Lande waren und keinen Gottesdienst halten durften, würden sich hinzudrängen, sie zu hören, denn sie waren sehr begierig nach dem heiligen Amte, das sie schon seit langer Zeit entbehren mußten. Von diesem heiligen Verlangen getrieben, fanden die Einwohner zu Pau an einem Pfingsttage Gelegenheit, ehe man noch die Brücke aufzog, in das Schloß und in die Kapelle zu schleichen; sie wurden bis gegen das Ende der Messe nicht daselbst entdeckt; da aber einige von meinen Leuten die Türe aufmachten, um hinauszugehen, wurden einige Huge-

notten, die an der Türe spionierten, jene gewahr und klagten es an Pin, Sekretär meines Gemahls, der sehr für ihn eingenommen war. Da er viel Ansehen im Hause und alle Geschäfte zu führen hatte, welche die Hugenotten betrafen, ließ er die Katholiken mit einer Wache von der Garde des Königs, meines Gemahls, abholen und sie in ein Gefängnis werfen, wo sie lange bleiben und noch eine starke Geldbuße zahlen mußten. Ich empfand diese üble Behandlung tief in der Seele, da ich gar nicht dergleichen erwarten durfte. Ich beklagte mich bei dem König, meinem Gemahl, und bat ihn, diese armen Katholiken freizugeben, die keine so harte Bestrafung verdienten, weil sie, die so lange ihres Gottesdienstes beraubt waren, meine Gegenwart zu benutzen suchten, um an einem der großen Festtage Messe zu hören. Pin mischte sich unberufen hinein, und nahm das Wort, gegen die schuldige Ehrfurcht für seinen Herrn, und ohne diesem Raum zum Antworten zu lassen. Ich möchte, sagte er, dem Könige, meinem Gemahl, mit dergleichen den Kopf nicht zerbrechen, denn jene hätten diese Strafe verdient, ich möchte auch sagen, was ich wollte, und meinen Worten zu Gefallen geschähe ihnen weder mehr noch weniger; ich könnte zufrieden sein, daß mir erlaubt würde, für mich Messe lesen zu lassen und für jeden meiner Leute, die ich mit hinein nähme. Diese Worte beleidigten mich erstaunlich von einem Menschen seines Standes, und ich flehte den König, meinen Gemahl, an, daß er, wenn ich so glücklich wäre, einigen Teil an seiner Gunst zu besitzen, sie mir zu erkennen gebe, indem er die unwürdige Behandlung seitens dieses geringen Menschen ahnde und mir Genugtuung verschaffe. Der König, da er sah, daß ich mich so ereiferte und mit Recht, ließ ihn hinausgehen aus meinen Augen und sagte zu mir, er wäre sehr böse über die Unschicklichkeit des Pin; der Eifer für seine Religion habe ihn zu weit geführt, und ich sollte jede Genugtuung, die ich verlangte, erhalten. Über die verhafteten Katholiken würde er mit

seinen Räten überlegen, was man tun könnte, um mich zufriedenzustellen. Nachdem er so zu mir geredet, ging er in sein Kabinett und sprach mit Pin, der ihn wieder ganz umkehrte, so daß er aus Furcht, ich möchte dessen Abschied verlangen, mich vermied und mir sehr kalt begegnete. Da ich nun aber eigensinnig darauf bestand, daß er zwischen Pin und mir wählen müsse, sagten ihm alle Anwesenden, denen Pins Anmassung verhaßt war, er möchte mich nicht wegen eines solchen Menschen, der mich beleidigte, mißvergnügt lassen; der König und die Königinmutter würden es ihm sehr übelnehmen, wenn sie es erführen. Dadurch ward er gezwungen, ihm den Abschied zu geben; aber er hörte nicht auf, mir darüber übel zu wollen und böse auf mich zu sein, wozu ihn, wie er nachmals mir gestand, Herr von Pibrac verleitete, der doppelzüngig zu mir sagte, ich dürfe nicht zugeben, daß ein so geringer Mensch mir trotze, und ich müßte ihn auf jeden Fall fortschicken lassen; und zu meinem Gemahl: es ginge gar nicht an, daß ich ihn eines Mannes beraube, der ihm so notwendig sei. Aber Herr von Pibrac tat dies nur, um mich dahin zu bringen, daß ich wieder nach Frankreich zurückginge, wohin sein Stand als Präsident und Rat im königlichen Staatsrat ihn rief[19]). Was meine Lage noch verschlimmerte, war, daß der König, mein Gemahl, seitdem Dayelle fort war, sich um Rebours bewarb, ein boshaftes Mädchen, die mir nicht wohl wollte und mir alles Böse tat, was sie vermochte. In diesen Widerwärtigkeiten, da ich zu Gott allein meine Zuflucht nahm, erbarmte er sich meiner Tränen und gab, daß wir von dem kleinen Pau weggingen, wo, zum guten Glück für mich, Rebours krank zurückblieb. Da der König, mein Gemahl, sie aus den Augen verlor, dachte er nicht mehr an sie und ließ sich mit Fousseuse ein, die damals schöner war und ganz gut, noch ganz ein Kind. Auf unserer Reise nach Montauban kamen wir durch eine kleine Stadt, Eause genannt; in der Nacht ward mein Gemahl daselbst krank an einem anhaltenden

Fieber von starkem Kopfweh begleitet; diese Krankheit dauerte siebzehn Tage, während denen er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, man mußte ihn immer aus einem Bett in das andere schaffen. Ich wartete ihn selbst auf das sorgfältigste und entfernte mich während der ganzen Zeit, ohne mich umzukleiden, nicht einen Augenblick von ihm. Meine Dienste wurden ihm endlich lieb, und er rühmte sie gegen jedermann, besonders gegen Herrn von Turenne, der mir als Anverwandter den Dienst leistete und ihn wieder so mit mir aussöhnte, daß ich besser als je bei ihm stand[20]). Diese Glückseligkeit währte die vier bis fünf Jahre, welche ich in der Gascogne mit ihm zubrachte, wo wir die meiste Zeit zu Nerac lebten. Unser Hof war so schön und angenehm, daß wir den französischen nicht beneiden durften. Die Prinzessin von Navarra war da, die seitdem den Herzog von Bar, meinen Neffen, geheiratet; ich und eine große Anzahl Damen und Fräulein; der König, mein Gemahl, hatte ein auserlesenes Gefolge von Herren und Edelleuten, so artigen und rechtlichen Leuten, als ich jemals am französischen Hofe gesehen; es war kein Mangel an ihnen, außer daß sie das Unglück hatten, Hugenotten zu sein. Man sprach aber gar nicht über die Verschiedenheit der Religion. Der König und seine Schwester gingen mit ihrem Gefolge auf der einen Seite zur Predigt, und ich mit dem meinigen nach der andern Seite zur Messe in eine Kapelle im Park, in welchem wir uns, wenn ich herauskam, vereinigten, um entweder hier oder in einem sehr schönen Garten spazieren zu gehen, mit langen Alleen von hohen Lorbeerbäumen und Zypressen; oder auch in dem Park, den ich hatte machen lassen, worin Alleen von dreitausend Schritten, längs dem Ufer des Flusses hingingen. Den Rest des Tages brachten wir in allen Arten von anständigen Lustbarkeiten zu. Während dieser ganzen Zeit bemühte sich der König um die Fousseuse, die sich so tugendhaft und ehrliebend betrug, daß, wenn sie sich immer so verhalten hätte, sie sicher

nicht in das Unglück geraten wäre, welches dann wieder die Schuld von so vielen andern war, die sie selbst und auch mich betrafen.

Das Schicksal neidete uns das glückliche Leben, in welchem wir ruhig und einig seine Macht zu verachten schienen, als ob wir seiner Unbeständigkeit nicht unterworfen wären, und erregte, um uns wieder zu zerstören, einen neuen Krieg zwischen dem Könige, meinem Gemahl, und den Katholiken, der damit anfing, daß der König, mein Gemahl, und der Marschall von Biron, der auf Verlangen der Hugenotten Statthalter des Königs in der Guyenne geworden war, sich so entzweiten, daß ich sie niemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, wieder hätte versöhnen können. Sie hatten ewigen Argwohn und Streitigkeiten mit- und gegeneinander, beklagten sich gegenseitig beim Könige; mein Gemahl verlangte, man solle den Marschall von Biron wieder zurückrufen; und der Herr Marschall klagte meinen Gemahl und alle von seiner Religion an, daß sie allerlei gegen den Friedenstraktat unternähmen. Dieser Anfang der Uneinigkeit wuchs nach und nach höher zu meinem größten Leidwesen. Der Marschall von Biron riet dem Könige, er solle selber nach der Guyenne kommen, damit seine Gegenwart die Ordnung wieder herstelle. Da das die Hugenotten erfuhren, fürchteten sie, der König möchte sich ihrer Städte bemeistern und sie verjagen; sie beschlossen also, die Waffen zu ergreifen. Nichts hatte ich wohl mehr zu fürchten als diesen Krieg, da ich einmal mit in die Schicksale des Königs, meines Gemahls, verwickelt war, also gegen die Partei des Königs und meiner Religion sein mußte. Ich suchte meinen Gemahl und seine Räte davon abzubringen; ich zeigte ihnen, wie wenig vorteilhaft der Krieg ihnen sein könnte, da sie einen Chef wie den Marschall Biron gegen sich hatten, einen so großen General, und der so gern gegen sie aufgebracht war, daß er sie gewiß niemals verschonen würde, wie viele andre getan. Würde der König einmal seine ganze

Macht dazu anwenden, sie alle zu vertilgen, so würden sie ihr nicht widerstehen. — Ihre Furcht, der König möchte nach der Guyenne kommen, die Hoffnungen, im Hinblick ihrer Unternehmungen auf die meisten Städte der Gascogne und des Languedoc, spornten sie so, daß ich sie, obgleich der König, mein Gemahl, viel Vertrauen zu mir hatte und die vornehmsten der Hugenotten mir Einsicht genug zutrauten, dennoch nie überzeugen konnte, was sie hernach auf ihre eigenen Unkosten erfuhren. Man mußte nun den Sturm ruhig vorüberziehen lassen, der sich aber bald legte, als sie jene Erfahrungen machten. Lange vorher hatte ich den König und die Königinmutter oft genug ermahnt, dem Übel zu steuern und dem Könige, meinem Gemahl, einiges nachzugeben; aber nie hatten sie darauf geachtet; sie schienen es im Gegenteil nicht ungern zu sehen, daß es soweit kam. Der Marschall von Biron überredete sie, er habe Mittel, die Hugenotten so tief herunter zu bringen, als er wolle. Mein Rat ward nicht geachtet, die Erbitterungen wurden immer heftiger, und man griff zu den Waffen[21]). Die von der sogenannten reformierten Partei hatten sich aber in Ansehung ihrer Macht sehr verrechnet, sie waren nicht so stark als der Marschall von Biron, und alle ihre Unternehmungen mißglückten, außer daß sie Cahors einnahmen, obgleich mit einem starken Verlust. Herrn von Vezies, der darin lag, hatten sie zwei Tage lang bekämpft, und sich Straße nach Straße, Haus für Haus errungen. Hierbei zeigte der König, mein Gemahl, seine Tapferkeit und Einsicht nicht allein wie ein Fürst seines Standes, sondern wie ein erfahrener, kühner Heerführer[22]). Die Einnahme von Cahors schwächte sie aber vielmehr, statt sie zu stärken. Der Marschall von Biron nahm seine Zeit wahr und behauptete das Feld, indem er alle kleinen Städte, welche mit Hugenotten besetzt waren, nahm und alles, was sich darin befand, über die Klinge springen ließ. Ich teilte gleich vom Anfang des Krieges an das Schicksal des Königs, meines Gemahls, ich hielt es für meine Pflicht, da er mich mit seinem Zu-

trauen beehrte; aber mit nicht geringen Leiden, weil der Vorteil der einen wie der anderen Partei immer mit meinem Nachteil verbunden war. Denn siegten die Hugenotten, so geschah es auf Unkosten meiner Religion, deren Erhaltung ich doch mehr als mein eignes Leben wert hielt; siegten die Katholiken, so war es auf Unkosten des Königs, meines Gemahls. Ich war aber durch meine Pflicht sowohl als durch seine Freundschaft und sein Zutrauen bei ihm zu bleiben verbunden; ich schrieb daher dem Könige und der Königinmutter die Lage der Dinge, da sie nicht auf meine Warnungen geachtet. Ich ersuchte sie, wenn sie auch in Rücksicht auf mich die beiden Feuer, zwischen welchen ich mich befände, nicht tilgen wollten, daß es ihnen doch gefallen möchte, dem Marschall von Biron zu befehlen, daß er Nerac neutral behandeln sollte, wo ich mich aufhielt, und auf drei Meilen den Krieg davon entfernt halte. Dasselbe würde ich von meinem Gemahl in Ansehung seiner Truppen fordern. Es ward mir unter der Bedingung bewilligt, wenn der König, mein Gemahl, nicht in Nerac sei; die Neutralität wäre aufgehoben, sobald er sich daselbst aufhielte. Diese Bedingungen wurden von beiden Seiten so ehrerbietig, als ich nur verlangen konnte, erfüllt; doch konnten sie den König, meinen Gemahl, nicht abhalten, oft nach Nerac zu kommen, wo er mich und seine Schwester traf; denn er war gern in Gesellschaft von Frauen und liebte besonders noch die Fousseuse sehr, über die ich aber niemals zu klagen Ursache hatte. Da der König, mein Gemahl, nun sah, daß ich nichts mehr wünschte als ihm gefällig zu sein, lebte er in aufrichtiger, brüderlicher Freundschaft mit mir.

Einmal blieb er mit seinem ganzen Gefolge drei Tage in Nerac; er konnte sich gar nicht entschließen, den ihm so angenehmen Aufenthalt zu verlassen. Der Marschall von Biron ward von seinen Kundschaftern davon unterrichtet, stellte sich, als wollte er mit seiner Armee nur nahe vorbeiziehen, um sich bei einer Überfahrt des Flusses

mit Herrn Cornusson, Seneschall von Toulouse, zu vereinigen, der ihm Truppen zuführte, und anstatt wirklich dahin zu ziehen, wandte er sich gegen Nerac und stand plötzlich eines Morgens um neun Uhr mit seiner Armee vor den Toren von Nerac. Der König, mein Gemahl, der den Abend vorher schon die Nachricht von der Ankunft des Herrn von Cornusson gehabt hatte, wollte ihre Vereinigung verhindern und jeden besonders schlagen; an Macht fehlte es ihm nicht dazu, denn er hatte damals Herrn von Rochefoucault mit dem ganzen Adel von Xainctonge und an achthundert Schützen zu Pferde, die er ihm zugeführt hatte; er war also mit Anbruch des Tages ausgezogen und meinte sie bei der Mündung des Flusses anzutreffen. Er war aber nicht genau berichtet; Herr von Cornusson war schon den Abend vorher über den Fluß gegangen, er kehrte also nach Nerac zurück, und während er in ein Tor hineinzog, hörte er, daß der Marschall von Biron vor dem andern stand, in völliger Schlachtordnung. Es war den Tag übles Wetter, es regnete so stark, daß die Büchsenschützen nicht dienen konnten. Demungeachtet warf der König, mein Gemahl, einen Teil seiner Truppen in die Weinberge, um den Marschall von Biron vom Vordringen abzuhalten. Der Marschall konnte auch wegen des Regens an dem Tage weiter nichts anfangen, als daß er in seiner Ordnung fest stehen blieb, sein Geschütz bedeckte, bis sie feuern konnten, und unterdessen einige absendete, die verlangten, eine Lanze zu brechen zur Ehre der Damen; dann ließ er plötzlich seine Truppen sich teilen und warf einige Kugeln in die Stadt, von denen eine das Schloß traf; worauf er sich zurückzog und mir einen Trompeter sandte mit Entschuldigungen für ihn. Wenn ich allein gewesen wäre, ließ er mir sagen, würde er dergleichen um keinen Preis unternommen haben, der König, mein Gemahl, wäre aber, wie ich wohl wisse, nicht in die Neutralität mit begriffen, und er habe Befehl von dem Könige, ihn anzugreifen, wo er ihn anträfe. Der Marschall von Biron hatte mir sonst bei allen Gelegenheiten alle

Achtung bezeigt und mir Beweise seiner Freundschaft gegeben; denn er hatte mir während des Krieges Briefe uneröffnet zugeschickt, die ihm in die Hände gefallen waren, und alle, die zu mir gehörten, behandelte er mit Achtung und Schonung. Ich gab seinem Trompeter zur Antwort: ich wisse sehr wohl, daß der Herr Marschall nur nach Kriegsgesetzen und nach den Befehlen des Königs gehandelt habe; ein verständiger Mann aber, wie er, könnte wohl beides tun, ohne seinen Freunden zu nahe zu treten; er hätte wohl der Gegenwart meines Gemahls mich können erfreuen lassen, diesen könnte er zu Nerac nicht angreifen, ohne zugleich mich anzugreifen; ich fände mich sehr dadurch beleidigt und würde mich beim Könige darüber beklagen.

Der Krieg dauerte noch eine Zeitlang, und die Hugenotten zogen den kürzern; dies half mir, den König, meinen Gemahl, zum Frieden zu bereden. Ich schrieb oft an den König und die Königinmutter darüber, aber diese wollten nichts davon hören, sie verließen sich auf das Glück des Marschalls von Biron. Zu derselben Zeit, als dieser Krieg losbrach, ward die Stadt Cambray, die sich seit meiner Abreise von Frankreich, durch die Vermittlung des Herrn von Ainsi, meinem Bruder ergeben hatte, von den Spaniern belagert. Mein Bruder erhielt diese Nachricht bei sich zu Plessis la Tour. Er war kürzlich von seinem ersten flandrischen Zuge zurückgekommen; die Städte Mons, Valenciennes und andre unter dem Gouvernement des Grafen Lalain stehende hatten sich ihm ergeben; Graf Lalain hatte offen die Partei meines Bruders genommen und ihn in allen Ländern, die unter ihm standen, als Oberherrn anerkennen lassen; er wollte nun dem Herrn von Ainsi in Cambray zu Hilfe kommen und ließ schnell Leute anwerben, um mit ihnen hinzueilen. Er konnte nicht schnell genug bereit sein, er ließ also Herrn von Balagny sich hineinwerfen, um die Belagerung so lange auszuhalten, bis er mit seiner Armee käme, sie aufzuheben. Als er nun eben

damit beschäftigt war, kam dieser Hugenottenkrieg dazwischen; die neuen Truppen verließen meinen Bruder, um dem Könige nach der Gascogne zu folgen, so daß jener keine Hoffnung behielt, Cambray zu Hilfe kommen zu können; mit Cambray ging ihm alles verloren, was er in dem Lande besessen hatte; und was am schlimmsten war, Herr von Balagny und alle, die mit ihm in Cambray eingeschlossen waren. Es verdroß ihn sehr, und da er sehr viel Urteilskraft besaß und es ihm bei seinen Unfällen niemals an einem Ausweg fehlte, so sah er gleich ein, daß das einzige Mittel für ihn sei, Frieden in Frankreich zu stiften. Sein Mut fand nie Schwierigkeiten in seinen Unternehmungen. Er sandte sogleich einen Edelmann zum Könige und ließ um die Erlaubnis zu Friedensunterhandlungen anhalten. Er unternahm es selber, damit nicht etwa ein andrer Bevollmächtigter die Sache so in die Länge zöge, bis er Cambray nicht mehr zu Hilfe kommen könnte; Herr von Balagny hatte ihm geschrieben, daß er nicht länger als sechs Monate Zeit habe, wenn er ihm noch zu Hilfe kommen könnte; länger könnte er das Volk in der Stadt nicht zurückhalten sich zu ergeben, wegen des Mangels an Lebensmitteln. Gott stand meinem Bruder in seinen Absichten bei; der König nahm seinen Vorschlag zu Friedensunterhandlungen an; er glaubte dadurch ihn von Flandern abzuhalten, woran er niemals einen rechten Gefallen gefunden hatte. Er gab ihm förmlichen Auftrag und Vollmacht zum Frieden und sandte ihm zur Unterstützung die Herren von Villeroy und von Bellievre. Es gelang meinem Bruder ganz vollkommen, er kam nach der Gascogne und machte Frieden, sowohl zur Zufriedenheit der Katholiken als der Protestanten. Sein Verfahren war so ganz vernünftig, daß er sich die Liebe und das Lob aller erwarb. Sieben Monate dauerte das Geschäft, die ihm lang genug dünkten wegen seiner Begierde, Cambray zu entsetzen, obgleich die Freude, mit uns zusammen zu sein, ihm seine Sorgen erleichterte[23]). Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit den

Marschall von Biron, der es übernahm, seine Armee nach Flandern zu führen; dem Könige, meinem Gemahl, zu Gefallen nahm er den Marschall fort und schickte den Marschall von Matignon nach der Guyenne. Vor seiner Abreise wünschte mein Bruder, noch den König, meinen Gemahl, mit dem Marschall von Biron auszusöhnen; er sollte mich wegen dessen, was bei Nerac vorgefallen war, bei der nächsten Unterredung um Verzeihung bitten; mir befahl er, ihn tüchtig und mit derben Worten auszuschelten. Diesem leidenschaftlichen Befehl meines Bruders gehorchte ich mit der in solchen Dingen gehörigen Schonung, er hätte es vielleicht sonst eines Tages bereuen können, denn er hatte von seinem Beistande viel zu hoffen. Mein Bruder kehrte, begleitet vom Marschall von Biron, nach Frankreich zurück. Diese Unruhen zur Zufriedenheit aller Parteien gestillt zu haben, häufte nicht weniger Ehre und Ruhm auf ihn als alle Siege, die seine Waffen erfochten. Seine Armee ward stärker und schöner als je. Aber wird nicht das Glück und der Ruhm immer vom Neide verfolgt? Der König fand kein Wohlgefallen an dem Ruhm meines Bruders, ebenso wenig als daran, daß er sieben Monate mit mir in der Gascogne zusammengewesen war. Um seinem Zorn eine Ursache zu geben, bildete er sich ein, ich hätte diesen Krieg gestiftet und meinen Gemahl dazu verleitet, (der aber wohl das Gegenteil bezeugen kann), um meinem Bruder den Ruhm zu verschaffen, Frieden gestiftet zu haben. Wäre es auf mich angekommen, er hätte diesen mit geringerer Mühe und weniger Zeitverlust haben können; seine Angelegenheiten in Flandern und Cambray hatten keinen Nutzen von diesem Aufenthalt. Doch wie? Verblenden Haß und Neid die Augen doch so, daß man nie die Dinge sieht, wie sie sind! Auf diesem Grund baute der König einen tödlichen Haß gegen mich; er suchte alle alten Erinnerungen wieder zusammen, wie ich in allen Angelegenheiten, sowohl während seines Aufenthaltes in Polen als nachher immer die Partei meines Bruders ge-

nommen hatte, und beschwor meinen Untergang. Das Schicksal begünstigte seinen Haß; denn während der sieben Monate, die mein Bruder sich in Gascogne aufhielt, wollte es das Unglück, daß er sich in die Fousseuse verliebte, die von meinem Gemahl geliebt ward. Dieser glaubte, ich begünstigte die Absichten meines Bruders, und war nahe daran, deswegen böse auf mich zu sein. Da ich es merkte, ließ ich nicht nach mit Bitten bei meinem Bruder und stellte ihm vor, wie vielen Verdruß er mir zuzöge; er, der mehr meine Zufriedenheit suchte als die seinige, bezwang seine Leidenschaft und redete nicht mehr mit ihr. Von dieser Seite hatte ich dem Übel so vorgebeugt; das gehässige Geschick läßt sich aber auf den ersten Wurf nicht abschrecken; es legte mir eine andre, weit gefährlichere Schlinge. Die Fousseuse liebte den König, sie hatte ihm aber noch keine andre Vertraulichkeit zugestanden, als die Sittsamkeit erlaubt; um ihm jetzt ihre ungeteilte Liebe zu beweisen und ihn von seiner Eifersucht wegen der Liebe meines Bruders zu heilen, gab sie sich ihm ganz und ohne alle Zurückhaltung hin, und zum Unglück ward sie schwanger. Da sie sich in diesen Umständen sah, veränderte sie ihr Betragen ganz gegen mich. Statt daß sie wie sonst offen und zutraulich gegen mich war und mir bei meinem Gemahle alle ersinnlichen guten Dienste leistete, verbarg sie sich nun gegen mich und suchte mir nun ebenso schädlich zu werden, als sie mir zuerst nützte. Sie hatte sich des Königs, meines Gemahls, so bemeistert, daß er in kurzer Zeit sich sehr gegen mich veränderte. Er entfremdete sich von mir, vermied mich, und meine Gegenwart war ihm nicht mehr so angenehm als in den glücklichen Jahren, die ich mit ihm in der Gascogne zubrachte, während denen die Fousseuse sich sehr ehrbar betragen.

Nachdem mein Bruder nach geschlossenem Frieden nach Frankreich gegangen, um seine Armee zu bilden, und wir nach Nerac zurückgekehrt waren, so setzte die Fousseuse, als wir kaum dort anlangten, dem Könige, meinem

Gemahl, in den Kopf, er solle nach den Bädern von Aigues-caudes im Bearnschen mit ihr gehen; es sei nun, um ihre Schwangerschaft zu verbergen oder sich ihrer zu entledigen. Ich ersuchte meinen Gemahl, ihn nicht nach Aigues-caudes begleiten zu müssen, er wisse wohl, daß ich wegen der Mißhandlung zu Pau geschworen habe, nicht eher wieder nach dem Bearn zu gehen, bis die katholische Religion daselbst herrsche. Er drang sehr in mich, mitzureisen, und erzürnte sich, als ich mich standhaft dessen weigerte. Endlich sagte er, sein Mädchen (so nannte er die Fousseuse) müsse wegen ihrer Magenkrankheit hinreisen. Ich hätte nichts dagegen, daß er hinreise, erwiderte ich. Es schickt sich nicht, meinte er, ohne mich zu reisen, es gäbe nur Gelegenheit, Böses zu denken, wo keins wäre. Darauf ward er sehr zornig auf mich, weil ich demungeachtet nicht mitwollte. Ich brachte es aber doch so weit, daß er sich zufrieden gab und mit ihr allein reiste, begleitet von der Hofmeisterin und von zweien ihrer Gespielinnen, der Rebours und der Villesavin; ich erwartete ihre Zurückkunft zu Bagneres. Von der Rebours bekam ich täglich Nachrichten, daß die Fousseuse mir schlechte Dienste erzeige, daß sie mich immer verleumde und sich einbilde, wenn sie einen Sohn bekommen sollte und mich loswerden könnte, würde sie die Gemahlin des Königs werden; zu dem Ende wollte sie mich nach Pau bringen lassen; sie habe auch den König, meinen Gemahl, schon dazu beredet, mich bei meiner Zurückkunft von Bagneres hinzuschicken, und das mit Gewalt, wenn ich nicht im guten wollte. Die Rebours war ein verderbtes, falsches Mädchen, die nichts wünschte, als die Fousseuse zu verdrängen, um sich wieder in die Gunst meines Gemahls einzuschleichen; aber ihre Nachrichten betrübten mich dennoch sehr, wie man wohl denken kann; ich erwartete jedoch, voll Vertrauen auf die Güte Gottes und meines Gemahls, seine Ankunft standhaft zu Bagneres, ich vergaß so viel Tränen, als sie Tropfen des Gesundheitswassers tranken, obgleich der ganze katho-

lische Adel der Gegend in meinem Gefolge war und sich alle ersinnliche Mühe gab, mich meinen Schmerz vergessen zu machen. Nachdem vier oder fünf Wochen verflossen waren, kamen der König, mein Gemahl, Fousseuse und ihre Begleiterinnen wieder. Da er von einigen Herren, die mit mir waren, erfuhr, in welcher Angst ich wäre, nach Pau zu müssen, drang er darum, weiter nicht sehr in mich, er sagte bloß, er hätte sehr gewünscht, daß ich es gern tun möchte. Da er nun aber aus meiner Antwort sowohl als aus meinen Tränen sah, daß ich lieber sterben wollte, als nach Pau gehen, änderte er seine Absicht und wir gingen nach Nerac zurück. Dort erfuhr ich, daß man ganz öffentlich und nicht allein an unserm Hof, sondern im ganzen Lande von der Schwangerschaft der Fousseuse redete; ich entschloß mich also daher, selber mit ihr davon zu sprechen, damit wir Mittel ausfinden möchten, dem öffentlichen Gerede ein Ende zu machen; ich nahm sie also zu mir in mein Kabinett, wo ich ihr sagte: „Obgleich Ihr Euch seit einiger Zeit von mir entfernt habt, und man mich versichert, daß Ihr mir bei dem Könige, meinem Gemahl, lauter Böses erzeigt, so erlaubt es mir doch nicht meine ehemalige Freundschaft für Euch und die achtungswürdigen Personen, Eure Angehörigen, daß ich Euch verließe und Euch nicht in Eurem Unglück beistehen wollte. Ich bitte Euch, nichts zu leugnen und nicht Eure Ehre mit der meinigen zugrunde zu richten. Seid versichert, ich werde Euch wie eine Mutter helfen. Ich kann unter dem Vorwande der Pest, die, wie Ihr wißt, in diesem Lande und sogar in unserer Stadt wütet, mich entfernen und nach Mas Agenois gehen, ein ganz entlegenes Haus des Königs, meines Gemahls. Ich werde kein stärkeres Gefolge mit mir nehmen, als Ihr selber wollt. Unterdessen wird der König, mein Gemahl, in einer andern Gegend auf die Jagd gehen, und ich rühre mich von dort nicht weg, bis Ihr befreit seid. So können wir dem Lärm ein Ende machen, der mir nicht weniger verdrieß-

lich ist als Euch." Sie nun, anstatt mir zu danken, sagte mit der ungeheuersten Impertinenz: Alle die, welche das behaupten, würde sie Lügen strafen. Sie wisse wohl, daß ich sie seit einiger Zeit nicht liebe und bloß einen Vorwand suche, sie zu verderben. Sie schrie so laut dabei, da ich doch sanft und leise mit ihr geredet hatte, ging voller Wut aus meinem Kabinett und klagte es dem Könige, meinem Gemahl. Dieser geriet in Zorn auf mich, daß ich seinem Mädchen dergleichen sagte, behauptete auch, sie würde alle die Lügen strafen, die sich über sie aufhielten, und war lange Zeit ganz böse mit mir, bis endlich nach einigen Monaten ihre Stunde kam. Sie schlief in dem Hoffräulein-Zimmer; des Morgens früh bekam sie heftige Schmerzen; sie ließ meinen Arzt holen und bat ihn, den König, meinen Gemahl, von ihrem Zustande zu benachrichtigen. Der Arzt kam in unser Schlafzimmer, wo wir, wie immer, in abgesonderten Betten schliefen, und gab meinem Gemahl diese Nachricht. Nun war er in großer Verlegenheit und wußte nicht, was zu tun. Denn er fürchtete, sie möchte verraten oder schlecht bedient werden; er liebte sie sehr. Endlich entschloß er sich, mir alles zu entdecken und mich um Hilfe für sie zu bitten, er wußte wohl, daß er mich immer bereit finden würde, ihm zu dienen, was auch vorhergegangen sein mochte. Er zog meine Bettvorhänge auf und sagte: „Meine Liebe, ich muß jetzt Euch etwas gestehen, das ich bis jetzt immer verleugnet hatte. Ich bitte, vergebt mir, denkt nicht mehr an das, was ich bisher darüber gesagt; steht mir zu Gefallen gleich auf und sucht der Fousseuse zu helfen, sie ist sehr übel dran. Ich bin gewiß, Ihr werdet Euch in ihrem jetzigen Zustande alles Vergangenen nicht mehr erinnern wollen. Ihr wißt, wie sehr ich sie liebe, ich bitte Euch also recht sehr, tut mir den Gefallen." Darauf antwortete ich: Ich ehrte ihn zu sehr, um durch ihn beleidigt werden zu können; ich wollte zu ihr gehen und sie wie meine eigene Tochter versorgen; er sollte unterdessen auf die Jagd gehen und

den ganzen Hof mitnehmen, damit man nichts erführe. Ich ließ sogleich die Fousseuse aus dem Hoffräulein-Zimmer fortnehmen und in ein entlegenes Zimmer bringen; schickte ihr meinen Arzt, Frauen zu ihrer Bedienung und ließ ihr aufs sorgfältigste Hilfe leisten. Gott gab, daß sie nur eine Tochter gebar, die auch nicht lebte. Nach der Entbindung brachte man sie wieder in das Hoffräulein-Zimmer. Aller angewandten Vorsicht ungeachtet konnte man dennoch nicht verhindern, daß das Gerücht davon nicht augenblicklich im ganzen Palast herumkam. Der König, mein Gemahl, ging gleich nach der Jagd zu ihr, wie er gewöhnlich tat; sie bat ihn, daß ich sie besuchen möchte (nach meiner Gewohnheit, die Hoffräulein zu besuchen, wenn sie krank waren), weil sie meinte, das Gerücht dadurch zu unterdrücken. Der König, mein Gemahl, kam zu mir und fand mich im Bette liegend. Ich war müde vom ungewöhnlich frühen Aufstehen und von der Mühe, die ich gehabt hatte. Er bat mich, doch aufzustehen und zu ihr zu gehen; ich wollte aber nicht und sagte ihm: ich wäre zu ihr gegangen, als sie meiner Hilfe bedurfte, jetzt aber könnte sie mich nicht weiter brauchen; ich würde, wenn ich jetzt hinginge, viel eher verraten, was es eigentlich sei, als daß ich es verberge; und auf mich würde die ganze Welt mit Fingern zeigen. Darüber ward er sehr aufgebracht, und dies verdroß mich nicht wenig, denn ich glaubte, nach dem, was ich den Morgen getan, eine andre Vergeltung verdient zu haben. Die Fousseuse setzte ihn oft in solche Laune gegen mich.

Der König, dem nichts verborgen blieb, was in den Häusern der Großen seines Reiches vorging, war besonders begierig, alles zu erfahren, was sich an unserm Hof zutrug; er trug noch immer dasselbe Verlangen, sich an mir zu rächen, das er ehemals gefaßt, bei Gelegenheit, als mein Bruder, wie ich schon erwähnt, bei seinem Friedensgeschäft sich so viel Ruhm erwarb. Er sah es als ein treffliches Mittel an, mich so elend zu machen,

als er mich zu sehen wünschte, wenn er mich vom Könige, meinem Gemahl, entfernen könnte; er hoffte, die Entfernung würde wie die Öffnung der mazedonischen Schlachtordnung wirken. Zu dem Ende ließ er mir durch die Königinmutter schreiben: sie wünsche mich wieder zu sehen; ich wäre beinah sechs Jahre von ihr entfernt, dies wäre lange genug; es wäre Zeit, daß ich den Hof wieder besuchte, es würde für die Angelegenheiten meines Gemahls wie für die meinigen sehr nützlich sein. Sie wisse, der König sei begierig, mich wiederzusehen, wenn es mir also an Mitteln zur Reise etwa fehlen sollte, würde er sie mir geben. Der König schrieb mir das nämliche und schickte Manniquet, seinen Haushofmeister, zu mir, mich zu überreden, denn ich hatte mich in der ganzen Zeit, die ich in der Gascogne zugebracht hatte, nicht entschließen können, den französischen Hof zu besuchen; jetzt fand er mich eher geneigt hierzu, wegen des Verdrusses mit der Fousseuse, von welchem ich den Hof benachrichtigt hatte. Der König und die Königinmutter schrieben mir zwei-, dreimal hintereinander und ließen mir 1500 Taler auszahlen, damit mich die Reisekosten nicht abhalten möchten. Die Königinmutter schrieb, sie würde mir bis Xainctonge entgegenkommen; sollte etwa mein Gemahl mich bis dorthin begleiten, so würde sie alsdann mit ihm sprechen und ihm die Zusicherung vom Willen des Königs geben. Er wünschte nämlich sehr, ihn wieder aus der Gascogne zu ziehen und ihn wieder unter denselben Bedingungen als ehemals an dem französischen Hof zu sehen. Auch trieb der Marschall von Matignon meinen Gemahl sehr dazu an, weil er Lust hatte, allein in der Gascogne zu bleiben. All dieser schöne Schein des Wohlwollens täuschte mich nicht über das, was man von dem Hof zu erwarten hatte; ich war zu gut von der Vergangenheit belehrt. Ich beschloß aber, von diesem Anerbieten Nutzen zu ziehen und nur auf einige Monate hinzureisen, um unsre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen[24]). Ich glaubte auch, es würde die

Liebe meines Gemahls zu Fousseuse etwas stören, denn ich nahm sie mit, und wenn er sie nicht mehr sähe, würde er sich vielleicht mit einer andern einlassen, die weniger feindlich gegen mich gesinnt wäre. Es kostete mir viel Mühe, ehe ich vom Könige, meinem Gemahl, Urlaub zu dieser Reise bekam, denn es tat ihm leid, sich von der Fousseuse zu trennen. Er begegnete mir besser und wünschte sehr, ich möchte die Lust verlieren, nach Frankreich zu reisen; ich hatte es aber in meinen Briefen dem Könige und der Königinmutter schon zugesagt und die angewiesenen Summen zur Reise schon erhoben. Mein Unglück zog mich also hin, trotzdem ich damals höchst ungern reiste, weil der König, mein Gemahl, eben anfing, mir freundlicher zu begegnen.

Hier endigen die Memoiren der Königin Margaretha von Valois. (Die nachfolgenden Ergänzungen sind der Übersetzung Friedrich von Schlegels entnommen.) Man kann es nicht genug bedauern, daß sie schon hier aufhören, denn sie sind, obgleich sie die Absicht hatte, sich eine Lobrede zu halten, doch in vielen Stücken ihren anderen Geschichtsschreibern vorzuziehen. Ihre Memoiren vereinigen mit der Eleganz des Stils und mit einer gewissen Wärme der Darstellung eine wahre Menschenkenntnis und gewähren eine klare Anschauung eines Teils der Intrigen an den Höfen Karls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. Man muß, um ihr Leben vollständig zu haben, die zerstreuten Stücke in der Geschichte sammeln, wo einige Erwähnung der Königin Margaretha geschieht, bei diesem Geschäft wird man aber von der Wahrheit des Ausspruchs des Autors vom Geist der Ligue überzeugt: „Man täte am besten," sagte er, „den Rest ihres Lebens von diesem Zeitraume an mit Stillschweigen zu übergehen."

Die Memoiren des Herrn von Sully erwähnen der Nichtachtung, mit welcher der König, ihr Bruder, ihr begegnete; er (Sully) wollte sich nach seiner Zurückkunft aus Flandern an die Königin Margaretha wenden, um eine Audienz bei dem König von Frankreich zu erhalten, aber die Frau von Béthune, seine Anverwandte und die Günstlingin der Königin von Navarra, versicherte ihn: ihre Fürsprache würde seinem Gesuche eher hinderlich als vorteilhaft sein, sie habe seit ihrer Zurückkunft an den Hof mit dem Könige einigemal sehr lebhafte Wortwechsel gehabt, bei denen sie beide sich Dinge vorgeworfen, welche schicklicher seien zu verschweigen, als wieder zu erzählen. Die Zänkereien haben sie sowohl um die Freundschaft der Königinmutter gebracht, als sie den Verfolgungen der Mignons ausgesetzt.

Achtzehn Monate nachher erfuhr sie, der König habe Joyeuse, seinem Günstling, der sich in Italien aufhielt, einem Edelmann, einen zwei Seiten langen Brief zugeschickt, der ganz von seiner Hand geschrieben war und der viel Schlechtes von seiner Schwester und von ihrer Aufführung enthalten sollte. Margaretha entschloß sich, diesen Brief aufzufangen, der Edelmann ward unterwegs von vier maskierten Leuten angegriffen, und auf seine Weigerung, ihnen den Brief auszuliefern, ward er von ihnen totgeschossen. (Dieser Streich wurde Margaretha in die Schuhe geschoben; wahrscheinlicher ist, daß jener Brief ganz andere Dinge enthielt, und die Guise es waren, die Grund hatten, sich seiner zu bemächtigen.) Diese Kühnheit verstärkte den Haß des Königs gegen seine Schwester, die ihm schon längst mißfiel, teils wegen ihrer Verbindung mit dem Herzog von Anjou, teils wegen ihrer Zänkereien mit den Mignons. Er warf ihr öffentlich ihre Unordnungen (am 7. August 1583 bei einem großen Hofballe, bei dem er sie gebeten hatte, seine Stelle einzunehmen und die Honneurs zu machen) vor, nannte alle ihre Liebhaber, von denen er glaubte, daß sie sich ihnen ergeben habe, besonders Chanvallon, von

dem sie, beschuldigte er sie laut, einen Sohn haben sollte. Die Details waren alle so genau und bestimmt angegeben, daß Margaretha auf diese Beschuldigungen ihres Bruders ganz stillschweigen mußte, es sei nun, daß sie wirklich sich nicht rechtfertigen konnte, oder daß sie den König durch Gegenreden nicht noch mehr aufbringen wollte. Dieser Auftritt endigte mit dem Befehl, daß sie sogleich Paris verlassen solle, um den Hof von ihrer ansteckenden Gegenwart zu entledigen. Den andern Morgen vollzog sie diesen Befehl in solcher Eile, daß sie weder ihre Leute, noch ihr Gepäck fortbringen konnte. Sie nahm ihren Weg nach den mittäglichen Provinzen, zu ihrem Gemahl zurück, indem sie immerwährend rief: „Keine unglücklicheren Fürstinnen hat es je gegeben, als die Königin Maria Stuart und mich!" Sie speiste zu Bourg-la-Reine zu Mittag, der König fuhr in einem zugemachten Wagen vorbei, ohne sie eines Grußes zu würdigen. Zwei Stunden von Paris holte ein Hauptmann von der Garde mit sechzig Mann zu Pferde sie ein, hält ihr Gefolge, ihre Sänfte an, durchsucht alles, zwingt sie unter beschimpfenden Redensarten, ihre Maske abzunehmen, und nahm ihren Stallmeister, ihren Arzt und ihren Chirurgus in Verhaft. Währenddem arretierte ein anderer ihre vertrauten Damen von Béthune und von Duras (die man der Unkeuschheit und der Kindsabtreibung bezichtigte), schlug sie und gab ihnen Ohrfeigen. Der König erwartete die Verhafteten, ein Prevot mußte sie in seiner Gegenwart über das Leben, die Sitten und das Betragen ihrer Königin befragen und ihre Aussagen aufschreiben. (Die Bestätigung seiner Beschuldigung, daß Margaretha kürzlich niedergekommen, erlangte der König jedoch nicht.)

Diesen Schimpf an seiner Schwester konnte er dem Könige von Navarra nicht verbergen; er fürchtete seine Rache, um dieser zuvorzukommen, schrieb er ihm: er habe es nötig gefunden, die Damen von Béthune und von Duras wegen ihres skandalösen Lebens von seiner Schwester zu entfernen, als gefährliche Insekten, die man

um eine Fürstin von seinem Hause nicht dulden dürfe. Der König von Navarra beantwortete sogleich diesen Brief und dankte ihm für die Sorgfalt, die er für den guten Ruf seiner Gemahlin trage. Gleich darauf erfuhr er aber die eigentlichen Umstände und wie unwürdig Margaretha von ihrem Bruder mißhandelt worden war, und zugleich erhielt er die Nachricht, sie sei auf dem Wege zu ihm. Er berief seinen Staatsrat und überlegte, wie er sich in dieser sehr intrikaten Sache zu verhalten habe. Man beschloß, Duplessis-Mornay, als einen sehr geschickten Unterhändler, zum König von Frankreich zu senden (am 17. August 1583).

Duplessis-Mornay sah die Schwierigkeit dieses Geschäftes ein: war die Königin schuldig, so wurde sie mit Schande bedeckt, war sie aber unschuldig, so ward es der König von Frankreich. Die Wahl war gefährlich, dennoch begab er sich aufs eiligste zum Könige nach Lyon. Hier stellte er ihm im Namen des Königs von Navarra zweierlei vor: erstlich möchte er ihm die Ursache seines Zornes erklären, welche ihn berechtigen konnte, seine Frau, welche die Ehre habe, die Schwester des Königs zu sein, so schimpflich zu mißhandeln? Da man doch keine Frau in der Welt der Ehre beraube, bevor sie sie verloren, welches er nach der ihr natürlichen Mäßigung und Klugheit nicht glauben könnte. Zweitens möchte er auf jeden Fall, als Herr und Oberhaupt der Familie, ihm raten, wie er sich in dieser Verlegenheit zu verhalten habe. Der König antwortete nicht geradezu und sprach immer nur von den Damen Béthune und Duras, aber Mornay ließ sich nicht abbringen. Der König, sein Herr, sagte er, habe ihn nicht um dieser Damen willen, sondern wegen der Königin, seiner Schwester, zu ihm geschickt, und zwar ihre Bestrafung zu fordern, wenn sie einen Fehler begangen, der ihn zu dergleichen Mißhandlungen berechtigt, oder Genugtuung zu fordern von denen, die ihm zur Schande des königlichen Hauses dazu rieten. Darauf wiederholte er alles

genau mit den kleinsten Umständen, um ihm zu beweisen, daß der König, sein Herr, von allem wohl unterrichtet sei, und fügte aufs neue hinzu, er habe den Auftrag, seiner Majestät vorzustellen, daß er entweder viel zu weit oder lange nicht weit genug gegangen sei, zu weit, wenn ihr Vergehen nicht das allergrößte war, nicht weit genug, wenn er sie einer solchen Verunehrung würdig fand, sie diese überleben zu lassen! Heinrich III. hatte keine Ausflucht mehr, gab ihm noch einmal eine unentschlossene, nichts entscheidende Antwort, mit dem Bedeuten, sie als ein treuer Untertan für gut anzunehmen und sie als solche dem König von Navarra zu hinterbringen. Duplessis hatte aber so gemessene Befehle, daß er ohne eine Entscheidung durchaus nicht fort wollte. „Was aber," erwiderte er, „wird die Christenheit sagen, wenn der König von Navarra sie als seine Gemahlin wieder annimmt, da Ihr sie besudelt zurücksendet?" — „Was," rief der König, „was anders, als daß er die Schwester seines Königs wieder annimmt! Was kann er weniger tun?" Endlich entschloß er sich, der Königinmutter zu schreiben, daß sie die Königin Margaretha überrede, sich irgend in einer Stadt, die ihr gutdünkte, unterwegs aufzuhalten. Duplessis-Mornay begnügte sich durchaus nicht mit einer mündlichen Antwort, sondern brachte es soweit, daß er ihm Briefe für den König von Navarra mitgab, worin er ihn bat, das Geschehene zu vergessen und seine Gemahlin wie immer zu empfangen und zu behandeln. Der König von Navarra war aber damit nicht zufrieden und beklagte sich über das Betragen, das ihn sehr befremdete.

Unterdessen setzte Margaretha ihre Reise fort, der König sandte Bellièvre an den König von Navarra mit eigenhändigen Briefen, worin er ihm bedeutete, daß er gehorchen müsse. „Die Könige," schrieb er, „sind ausgesetzt, betrogen zu werden, und die tugendhaftesten Fürstinnen sind nicht frei von üblen, verleumderischen Nachreden, Ihr wißt wohl, wie übel man von der ver-

storbenen Königin, Eurer Mutter, geredet!" Bei dieser Stelle fing der König von Navarra an zu lachen und sagte zu Bellièvre in Gegenwart des ihn umgebenden Adels: „Der König erzeigt mir viel Ehre: in seinem ersten Brief erklärt er mich zum Hahnrei und in diesem zweiten zum Bastard, ich danke ihm!" Er empfing zwar die Königin Margaretha zu Nerac (13. April 1584), aber sehr kalt und ohne ihr die mindeste Achtung zu beweisen, er hielt sich durch die Verachtung des Bruders zur eigenen Geringschätzung berechtigt. Der Aufenthalt zu Nérac ward ihr alsobald zuwider, durch den Tod des Herzogs von Anjou (er starb am 11. Juni 1584) ward sie vollends bestimmt, es zu verlassen. Sie verlor ihre letzte und einzige Stütze durch diesen Tod, übrigens ward er sehr wenig betrauert, und dies machte vollends das Maß der Schande und Verachtung voll, worin das Haus Valois seit Karl IX. gesunken war. Margaretha zog nach Agen, das zu ihrer Apanage gehörte (am 19. März 1585). Von den katholischen Einwohnern, welche ihre Trennung ihrem Religionseifer zuschrieben, ward sie sehr wohl aufgenommen, denn Papst Sixtus V. hatte soeben den König von Navarra feierlich exkommuniziert und ihn seiner Staaten entblößt. Margaretha kam hier auf den unseligen Gedanken, den Hugenotten den Krieg zu machen. Lignerac, ihr Liebhaber, und andere Edelleute führten ihr einige Truppen zu, mit diesen zog sie gegen ihren Gemahl zu Felde. Aber ihre Waffen waren nicht glücklich. Sie hatte kaum sich Tonneins auf der Garonne bemächtigt, als der König von Navarra es ihr wieder abnahm und ihre Garden niederhauen ließ. Dann wollte sie Villeneuve (Villeneuve-d'Agen) einnehmen, aber ihr Unternehmen scheiterte auch hier durch den Mut des Gouverneurs dieser Stadt. Sie hatte sich des einen Teils der Stadt, die durch den Lot getrennt war, bemächtigt, und da sie sah, daß Cieutat (Nicolas Cieutat, Herr von Pujols, sein Sohn hieß Arnaud), der Gouverneur, die Einwohner bewaffnet hatte, um sich aufs

äußerste zu verteidigen, nahm sie zu List und Verrat ihre Zuflucht und verlangte, mit dem Gouverneur zu sprechen. Der heldenmütige Greis sah die Schlinge voraus, die man ihm legen wollte, indessen durfte er es doch nicht verweigern, herauszukommen, um sich gegen die Gemahlin seines Königs keines Mangels an Achtung schuldig zu machen. Er ließ die Bürger zusammenkommen, ließ sie schwören, lieber jedes Übel zu ertragen, als sich zu ergeben, und nachdem er ihren Mut durch eine lebhafte Anrede befeuert, ging er hinaus und übergab die Bewachung der Brücke seinem Sohn, dem er bei Strafe seines Fluchs verbot, auf seine Überredung zu hören, zu welcher ihn die Macht der Feinde etwa zwingen könnte. Man empfing ihn jenseits der Brücke mit vieler Freundlichkeit und übergab ihn gleich darauf dem Kriegsrat, der ihn zum Tode verurteilte, wenn er nicht seinem Sohn den Befehl erteile, die Tore der Stadt zu öffnen. Vierzig Mann führten ihn sogleich gegen die Brücke zu, um das Urteil sogleich zu vollziehen. Sie setzten ihm den Degen auf die Brust und drohten, ihn auf der Stelle zu durchbohren, wenn er seinen Sohn nicht zur Übergabe zwänge. Da er standhaft schwieg, wandten sie sich gegen den Sohn und zeigten ihm seinen Vater und ihre Degen gegen seine Brust gekehrt. Die Lage des jungen Cieutat war schrecklich, er mußte entweder seinen Vater oder sein Vaterland opfern! Doch ein glücklicher Gedanke half ihm heraus: Er tat, als verstände er nicht recht, was jene von ihm verlangten, winkte ihnen näher, ging ihnen entgegen, wie mit ihnen zu unterhandeln, stürzt dann plötzlich von seiner Wache begleitet auf sie ein, schlägt sie in die Flucht und befreit seinen Vater. Beide kehren im Triumph nach Villeneuve zurück, zum großen Leidwesen der Königin Margaretha, die mit der Schande, eine so niedrige List angewendet zu haben, noch den Verdruß hatte, sie nicht gelungen zu sehen.

Cieutat ließ den Morgen darauf seine Trompeter ein

Signal geben, als ob der König von Navarra angekommen wäre. Margaretha ließ sich davon erschrecken, hob die Belagerung von Villeneuve auf und schloß sich zu Agen ein. Hier fand sie aber nicht mehr die vorige Sicherheit. Ihr Kabinettssekretär, Frau von Duras, hatte ihren Namen und ihre Gewalt zu Kontributionen von den Einwohnern gemißbraucht, und Margaretha wurde durch sie verhaßt, so daß sie den Vorschlägen des Herrn von Matignon, Gesandten des Königs von Frankreich, Gehör gaben, Margaretha aus Agen fortzutreiben, es koste, was es wolle, und die Stadt dem Könige von Frankreich zu übergeben. Margaretha hatte kaum Zeit, sich zu retten, sie setzte sich mit auf Ligneracs Pferd, und so entfloh sie (am 2. Oktober 1585), Frau von Duras und ihre übrigen Frauen folgten ihr in ähnlicher Unordnung. Sie ritt ohne sich aufzuhalten nach Carlat, vormals eine Festung der Auvergne, von der Ligneracs Bruder Gouverneur war. In dieser Stadt soll Margaretha einen Sohn von einem Aubiac gehabt haben, der Autor des Divorce satyrique sagt es, dem allerdings nicht unbedingt zu glauben wäre, aber der Geschichtsschreiber Dupleix sagt: „Dieser Sohn lebt noch, und ist ein Kapuziner, Pater Ange genannt." (Der toskanische Gesandte Cavrina nennt ihn einen edlen schönen jungen Herrn, dabei draufgängerisch und naseweis. Nach Ph. Lauzun war er mit Jean de Lart de Galart, dem zweiten Sohn Antonies de Lart de Galart, Herrn von Birac, Aubiac und Beauleras, identisch.) Aubiac soll nach dem Autor des Divorce satyrique das erstemal, als er Margaretha sah, ausgerufen haben: „Ah, welch ein wunderbares Geschöpf! Wenn ich so glücklich wäre, sie zu besitzen, so wollte ich in der Stunde darauf mein Herz dafür geben." Sein Wunsch ward ihm in allen Stücken gewährt. Die Königin Margaretha, heißt es, macht ihn glücklich, und gleich darauf ward er ein Opfer der Eifersucht des Marquis von Canillac. Die Einwohner von Carlat, die dem Könige von Frankreich schmeicheln wollten, beschließen, ihm die Königin Mar-

garetha auszuliefern. Sie erhielt davon Nachricht, verließ die Stadt und wollte sich nach Ivry retten, das der Königinmutter zugehörte; der Marquis von Canillac schnitt ihr diesen Weg ab, nahm sie gefangen und führte sie nach Usson, wo er kommandierte. Usson war ein Schloß, das Ludwig XI. vormals hatte befestigen lassen, um Staatsgefangene darin aufzuheben; Margaretha sah wohl, daß sie mit Gewalt hier nichts ausrichten würde, sie suchte also das Herz des Marquis zu rühren. Obgleich beinahe 35 Jahre alt, war sie noch so schön und reizend, daß ihr die Unternehmung leicht glückte. Der Marquis glaubte über sie zu triumphieren, und durch einen einzigen Blick auf das Elfenbein ihres Armes ward er besiegt, und er lebte von diesem Blicke an nur durch die Gunst der schönen Augen seiner Gefangenen. Seine Leidenschaft war so heftig, daß er den unglücklichen Aubiac aus Eifersucht unter irgendeinem nichtigen Vorwand aufhängen ließ. Der Arme konnte die Welt, die er verlassen mußte, nicht vergessen; bis zum letzten Moment seines Lebens küßte er mit tausend Tränen und Seufzern einen samtnen Muff, den die Königin ihm ehemals geschenkt hatte. (Aubiac wurde auf Befehl Heinrichs III. nach einem Scheinprozeß in Aiqueperse gehängt.)

Ihre Gefangenschaft dauerte nicht lange; kaum hatte ihr Liebhaber, der Marquis, sich bemüht, sie ihr erträglich zu machen, als sie mit der Hilfe, die der Herzog von Guise und die von der Ligue ihr sandten, sich des Schlosses Usson bemächtigte, die Garnison hinausjagte, das Schloß mit ihren Leuten besetzte (im Februar 1587) und sich gegen die ganze Macht des Königs, bis zum Jahre 1605, verteidigte, wo sie alsdann wieder an dem französischen Hof erschien. In Carlat war sie lange Zeit ohne Wäsche, ohne Bettvorhänge gewesen. Zu Usson war sie genötigt, ihren Schmuck an die Venezianer zu versetzen und ihr Silbergeschirr einzuschmelzen. Von ihrer Schwägerin, Eleonore von Österreich, Witwe Karls IX., erhielt sie oft Hilfe in ihrer Geldverlegenheit.

Der Tod der Katharina von Medici (am 5. Januar 1589) vermehrte das Unglück der Königin Margaretha. Heinrich III. hatte seine Mutter vor ihrem Tode gezwungen, sie zu enterben, ihr die Grafschaft von Auvergne wieder zu nehmen und sie dem Großprior von Frankreich (Charles de Valois, Sohn Karls IX. und der Marie Touchet) zu geben.

Der König von Navarra hatte ihren Tod sehnlich gewünscht, weil sie ihn von Heinrich III. entfernt hielt; gleich nach ihrem Tode versöhnte er sich auch wieder mit ihm zu Plessis-les-Tours. Als er ein Jahr nachher die Gräber zu St. Denis besah und an das ihrige kam, rief er lachend: „Ei, wie gut sie daliegt!"

Margaretha verlor nun alle Hoffnung, die Gunst ihres Gemahls je wieder zu erlangen; deshalb betrachtete sie Usson als den Ort, wo sie ihr Leben beschließen würde, wie sie sich darüber in einem Brief an Brantôme ausdrückte. „Aus dem Beweis Eures Andenkens an mich, der mir weniger neu als angenehm war, erkenne ich, daß Ihr noch immer die alte Anhänglichkeit für unser Haus erhalten habet; diesem kleinen Überrest aus dem traurigen Schiffbruch, der in jedem Zustand Euch zu dienen bereit sein wird. Wie glücklich fühle ich mich, daß mein böses Geschick doch meinen Namen nicht aus dem Gedächtnis meiner ältesten Freunde tilgen konnte. Ich erfahre, daß Ihr, eben wie ich, ein ruhiges, einsames Leben erwählt habt; ich schätze jeden glücklich, der es sich erhalten kann. Gott hat mir seit fünf Jahren die Gnade erzeigt, mich ruhig in einer Arche des Heils wohnen zu lassen, wo die Stürme und Ungewitter der Zeit, Gott sei Dank, nicht bis zu mir dringen und mir nicht schaden können. Sollte mir hier noch ein Mittel bleiben, meinen Freunden, und insbesondere Euch in irgendeiner Sache dienlich zu sein, so sollt Ihr jederzeit mich dazu bereit finden."

Schwerlich hätte sie wohl je diese gefälligen Anerbietungen verwirklichen können; denn seit ihrem Aufent-

halt zu Usson schien alles sie zu verlassen. Sie sah, von den Zinnen ihrer Festung, ganz Frankreich vom Bürgerkrieg zerrissen; ihren geliebten Herzog von Guise mit seinem Bruder zu Blois ermordet; Heinrich III. das Blutbad von St. Barthélemy durch einen fürchterlichen Tod büßen (am 10. März 1580). Die Königinmutter voll Gram und Kummer ins Grab stürzen; Maria Stuart, die Gespielin und Freundin ihrer Jugend, von der Hand des Henkers sterben, und endlich die Königin Eleonore von Österreich, die ihr oft so großmütig beigestanden, ihr tugendhaftes, weises und gerechtes Leben zu früh endigen! Dann mußte sie noch mit eigenen Augen alle ihre Garden niederhauen, und den Chef, den Herrn von Randan umbringen sehen, an demselben Tage, an dem Heinrich bei Ivry (am 14. März 1590) siegte.

Im Jahre 1591 ward der König von Navarra durch den Tod Heinrichs III. König von Frankreich. Außer daß er eine Menge Frauen liebte, ergab er sich noch der größten Ausschweifung und leichtsinnigen Liebeshändeln. Du Plessis-Mornay machte ihm Vorwürfe darüber, Heinrich antwortete: „Warum denkt man nicht daran, mich zu vermählen?" „Ihr müßt Euch erst scheiden lassen," erwiderte Mornay, „und wenn es Euch ernst damit ist, so will ich versuchen, die Sache zustande zu bringen." Mornay ließ dem König keine Zeit, zu widerrufen. Er ließ der Königin Margaretha durch ihren Requetenmeister Erard vorstellen: der König sei auf Verlangen seiner Untertanen entschlossen, sich wieder zu vermählen. Die Königin wüßte alle Gründe zur Scheidung, die er ihr anführen könnte, es bliebe also nichts Besseres zu tun übrig, als sich dem Willen des Königs zu unterwerfen, damit er nicht zu der traurigen Notwendigkeit gezwungen werde, Gewalt anzuwenden. Ferner, welche Ehre die Königin von diesem Schritte haben würde, wenn sie ihren Rang dem Wohl des Vaterlandes opferte, dann forderte er eine Vollmacht und eine Erklärung von dem Weihbischof, wodurch dargetan wird, daß, da sie nie

ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung gegeben, welche übrigens ohne Dispensation und in einem verbotenen Grad der Verwandtschaft stattgefunden habe, sie um ihrer Gewissensruhe willen dieselbe aufgelöst und für nichtig erklärt haben will. Herr Erard ging mit diesem Auftrage nach Usson und brachte es bei der Königin nach drei Monaten so weit, daß er die verlangte Vollmacht und Briefe an den König voller Unterwerfung brachte (im Juli 1593).

Obgleich sich Paris dem König ergeben hatte und alle Provinzen diesem Beispiele gefolgt waren, gab es dennoch Übelgesinnte, welche den Absichten Heinrichs entgegen waren. Sie sandten einen, namens Vermand, zur Königin, der ihr vorstellen mußte, wie unrecht sie an sich selber täte, die Scheidung zuzugeben. Sie ward aber davon nicht irregemacht und schrieb an Mornay einen sehr höflichen Brief, worin sie ihm versicherte, daß nichts sie bewegen würde, ihren Entschluß zu ändern.

Die Sache litt dennoch großen Aufschub, weil man genötigt war, sich nach Rom zu wenden, und der König Heinrich IV. nicht zu viel auf einmal vom Papste fordern wollte, da er durch dessen Gnade erst auf dem französischen Thron konnte befestigt werden. Hernach verzögerte Margaretha wieder ihre Einwilligung zu geben, weil Heinrich IV. die schöne Gabrielle heiraten und auf den Thron setzen wollte. Diese liebte er sehr, und er sparte keinen Eifer, weder bei Margaretha noch bei Klemens VIII. um die Scheidung zu befördern. Diese Absicht des Königs hatte Margaretha die Augen geöffnet; sie fühlte den Schimpf, sie als die letzte vom Hause Valois, als Tochter, Schwester und Gemahlin von Königen, einem simpeln Fräulein nachzustehen! Ihr eine Krone zu überlassen, zu der sie selber die größten Rechte hatte!

Heinrich überhäufte Gabrielle mit Würden und Ehrenstellen, um sich wegen des Aufschubs der Scheidung zu rächen. Er machte sie zur Herzogin von Beaufort, ihren Sohn Cäsar vermählte er mit der einzigen Tochter des Herzogs von Mercoeur, und die Verlobung ward mit dem-

selben Pomp gefeiert, wie bei einem königlichen Prinzen. Aber die schöne Herzogin war doch immer nicht Königin! Der Papst war weit entfernt, die Liebe des Königs zu begünstigen. Er könne, sagte er zu Sillery, dem Gesandten Heinrichs, eine Verbindung nicht autorisieren, welche die Rechte der vor der Scheidung erzeugten Kinder unbestimmt lasse, wodurch nach dem Tode des Königs Frankreich wieder in ebendieselben Unruhen gestürzt würde, aus denen es kaum anfinge, sich zu erholen. Alle aufgeklärten Rechtsgelehrten und jeder unterrichtete Franzose war von der Meinung des Papstes, ohne es jedoch offen erklären zu dürfen.

Heinrich sandte Boten auf Boten nach Rom, und man fürchtete, er würde eine gewalttätige Partie ergreifen, ein Zufall ebnete alle Schwierigkeiten! Sillery und d'Ossat wollten den Widerstand des Papstes bezwingen, indem sie ihm zu verstehen gaben, Heinrich würde seine Erlaubnis zu entbehren wissen, wenn er sie ihm zu lange vorenthielte, und das Beispiel Heinrichs VIII. von England wäre noch frisch genug, um befolgt werden zu können. Klemens VIII. erschrak; er fürchtete, der französische Held möchte sich auf ebendie Weise von der Autorität des Papstes befreien, wie der König von England, und schon wollte er nachgeben. Er erwägt noch einmal, verordnet allgemeinen Bet- und Bußtag und versenkt sich in seine Andacht. Plötzlich erwacht er wie aus tiefem Nachdenken und ruft: Gott hat dem abgeholfen. Nach einigen Tagen kam die Nachricht von dem Tode der Gabrielle d'Estrées, sie war in Konvulsionen gestorben, kurz nach ihrer Entbindung (am 10. April 1599). Einige haben behaupten wollen, es sei dieser Tod sehr zur rechten Zeit gekommen, und schreiben ihn Sully zu, dem Helden, Vertrauten und Freund Heinrichs IV., der aber dieser Verbindung entgegen war, und den Papst von den Maßregeln benachrichtigte, durch welche er sie verhinderte. Der König tröstete sich sehr bald für den Verlust seiner schönen Gabrielle mit dem Fräulein d'Entragues; Sully, Mornay

und der ganze Staatsrat eilten, durch eine seines Ranges angemessene Verbindung die Ansprüche zu vereiteln, welche Fräulein d'Entragues verriet, sobald sie des Königs gewiß war.

Margaretha bot von selbst ihre Hände den Absichten der Staatsräte dar, sobald sie sich von der verhaßten Nebenbuhlerin befreit sah; sie schrieb an Sully folgenden Brief:

„Mein Vetter! Ich fange an, gute Hoffnungen für meine Angelegenheiten zu haben, da Ihr sie in Euren Schutz nehmt. Ich wünsche Ihnen guten schleunigen Erfolg, um der Zufriedenheit des Königs und aller guten Franzosen willen, die so sehnlich wünschen, rechtmäßige Kinder des Königs zu sehen, die ihm in Frieden auf den Thron folgten, den er mit solcher Mühe und so vieler Gefahr aus den Ruinen gezogen. Wenn ich bis jetzt Schwierigkeiten gemacht habe, so geschah es aus der einzigen Absicht, die Ihr auch recht gut wißt, nämlich um nicht einer solchen verrufenen Hure meinen Platz zu überlassen, die ich nicht würdig achte, ihn zu besitzen. Die Dinge aber haben sich durch den himmlischen Ratschluß nun geändert: ich zweifle nicht an der Weisheit des Königs und seiner treuen Diener, daß sie sicher eine schickliche Wahl treffen werden. Sobald sie also meine Angelegenheiten und meine Forderungen berichtigt haben werden (denn ich will den Rest meiner Tage in Ruhe und frei von allen Sorgen des Körpers wie des Geistes verleben), so will ich zu allem, was gefordert wird und was Ihr selber mir raten werdet, mich bereitfinden lassen. Vorzüglich sichert mir meine Pension und Geld meine Schulden zu bezahlen, damit diese mich nicht länger quälen.

Usson, den 29. Juli 1599.

Eure treue Cousine Margaretha."

Sie wollte nicht gerne persönlich bei der Scheidung erscheinen, weil, wie sie sich in einem Briefe an Du Plessis

ausdrückte, sie zwar recht gern und ohne Bitterkeit alles tun wollte, was zur Zufriedenheit des Königs beitragen könnte; „aber die Vorstellung, die mich nie verlassen wird, daß diejenigen, die dabei zugegen sein werden, nicht eben der Meinung sein möchten, wird mich dergestalt beschämen und kränken, daß ich es sicher nicht ertragen werde, und meine Tränen könnten bei den Kardinälen etwa einen Argwohn von Zwang oder Gewalt erregen, und das könnte der Wirkung, welche der König wünscht, entgegen sein." Heinrich sandte ihr also auf ihre Bitte den Agenten der Geistlichkeit, Bertier, Kanzler der Königin. Er forderte ihre christliche unbedingte Einwilligung, und sie gab sie ohne alle Schwierigkeit. Der König konnte sich, als er sie sah, der Tränen nicht enthalten; er rief: „Ah, die Unglückliche! Sie weiß wohl, wie sehr ich sie liebte und ehrte; aber sie nicht mich! Sie ist schuld, daß wir schon so lange getrennt sind." Hernach schickte er ihr den Grafen Beaumont und ließ ihr danken, daß sie so viel beitragen wollte zu seiner eigenen Zufriedenheit als zum Glück und zur Erfüllung der Wünsche seines Reichs und seiner Untertanen. Graf von Beaumont versicherte ihr, der König würde sie immer als seine Schwester ehren und lieben; würde ihr jede Gunst zugestehen, die sie verlangen würde und gäbe ihr Erlaubnis, sich an jedem Orte aufhalten zu dürfen, den sie sich erwählte. Er erklärte ihr, daß sie den Titel als Königin und Herzogin von Valois immer behalten sollte und bestätigte zu gleicher Zeit für sie und ihren Erben den ruhigen, ungestörten Besitz der Domänen Agenais, Condomois und Rouergue, der vier Gerichtsbarkeiten von Verdun, Rieux, Riviere und Albigeois und der Grafschaft von Valois, die ihr zur Mitgabe war gegeben worden, mit Vorbehalt der Oberherrschaft, der letzten Instanz der Gerichtsbarkeit und des Rechts des Wiederkaufs. Zu alledem noch die Zahlung ihrer ungeheuren Schulden.

Margaretha dankte Heinrich dafür in einem sehr ver-

bindlichen Brief. Da nun beide Parteien einig und jede Förmlichkeit beobachtet worden, so ward die Scheidung vollzogen und 1599 die Ehe für nichtig erklärt (am 17. Dezember). Es hätte leichter geschehen können, wenn Heinrich hätte erklären wollen, die Ehe sei nie wirklich vollzogen worden. Margaretha wünschte diese Erklärung von ihm; aber er ließ ihr vorstellen, das würde niemand glauben.

Margaretha blieb bis zu 1605 in den Felsen der Auvergne. Sie entschloß sich endlich, Usson zu verlassen und nach Paris zu gehen, sie fürchtete, der König möchte sich dieser Reise widersetzen, sie reiste also ganz im stillen aus der Auvergne, begleitet vom Adel des Landes. In Orléans schrieb sie an Sully und beredete ihn, ihr entgegenzukommen und den König auf ihr Erscheinen vorzubereiten, auch wollte sie ihm von den Manövern Nachricht geben, welche die Freunde des Herzogs von Bouillon in Quercy und Limousin vorhatten. Sie hatte sich viel Mühe gegeben, um sich beim Könige beliebt zu machen, es auszukundschaften, und es war ihr gelungen, den ganzen Gang der Verschwörung zu entdecken. Heinrich war ihr für diesen Eifer sehr dankbar, ihre Gegenwart hatte ihn aber anfangs etwas erschreckt, er ließ ihr durch Sully sagen, sie könne kommen, wann sie wollte, ihr Aufenthalt in Paris würde ihm recht angenehm sein. Sie stieg bei ihrer Ankunft am Schloß Madrid (im Boulogne-sur-Seine) ab, dort ließ der König sie durch die Herzoge von Vendome, von Montbazon und noch verschiedenen Herren vom Hofe begrüßen. Die Königin Maria von Medici schickte ihr einige von ihren Leuten, denen der König selber bald folgte. Er blieb drei Stunden bei ihr, und war sehr zufrieden mit ihrem Betragen. Bei dieser Zusammenkunft war es wahrscheinlich, daß er sie bat: „Doch sparsamer zu sein, und nicht mehr aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht zu machen.“ Darauf gab sie ihm zur Antwort: Die Verschwendung und Mangel an Sparsamkeit seien ein Familienfehler der

Medici, und was das zweite beträfe, so könne sie unmöglich eine so alte Gewohnheit ablegen. Nachher hielt sie ihren Einzug im Louvre, wo der König, die Königin und der ganze Hof sie unten an der großen Treppe empfingen, hernach bewohnte sie das Haus des Erzbischofs von Sens. Sie entdeckte dem Könige verschiedene sehr wichtige Dinge von der Verschwörung des Grafen von Auvergne und des Fräuleins d'Entragues.

Sie gewann für diesen Eifer ihren Prozeß gegen Karl von Valois, Grafen von Auvergne, einen Sohn von Karl IX. und von Maria Touchet, der in der Bastille saß, gegen seine Gläubiger und gegen alle, die mit dieser Sache verwickelt waren. Der Prozeß war wegen sehr großer Güter der Katharina von Medici, welche der Graf von Auvergne von Heinrich III. als eine Schenkung erhalten hatte. Sie war in der Messe, als sie die Nachricht von diesem gewonnenen Prozeß erhielt, sie stand sogleich auf, eilte in das Franziskanerkloster und ließ ein Tedeum singen! Bald nachher machte sie eine Schenkung von diesen Gütern zugunsten des Königs und des Dauphins (im Mai 1606) mit der Bedingung, daß sie mit den Domänen vereinigt und auf keinen Fall und unter keinem Vorwand davon getrennt werden könnten, sie selber behielt sich die Revenuen auf Lebenszeit vor, in der Folge überließ sie auch diese für eine starke Pension. Seitdem gab es keinen Dauphin von Auvergne mehr, man kannte nun in Frankreich keinen anderen Dauphin, als den ältesten Sohn des Königs.

Während sie diesen Prozeß mit großer Lebhaftigkeit betrieb, hatte sie sehr empfindlichen Kummer von einer Begebenheit, die sich damals zutrug. Sie hatte sehr viel Zuneigung für einen jungen Provenzalen, namens Date, den sie allenthalben als Pagen mit sich führte. Vor diesem Günstling hatte sie einen andern, namens Vermond gehabt, dessen Vater und Mutter vormals in Diensten der Margaretha gewesen und von ihr zusammen verheiratet worden waren. Vermond war wütend, daß

Date sein Glück und das Glück seiner Eltern störte, und beschloß, ihn zu verderben, er erschoß ihn am Kutschenschlag seiner Gebieterin, als sie eben von den Cölestinern zurückkam (am 5. April 1606). Er wollte gleich davon, aber er hatte ein schlechtes Pferd, ward ergriffen und nach dem Hotel de Sens zurückgeführt, wo er den Mord begangen hatte. Margaretha tat im Zorn ein Gelübde, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, bis sie sich an dem Tode ihres Lieblings gerächt. Vermond ward nach zwei Tagen vor dem Hotel de Sens geköpft, er wollte die Königin nicht um Verzeihung bitten, und sie war grausam genug, seine Hinrichtung mit anzusehen.

Das Bild des ermordeten Lieblings machte ihr die Wohnung verhaßt, worin es geschah, sie verließ das Hotel de Sens und kaufte sich ein Haus in der Vorstadt St. Germain, nah an der Seine. Sie legte dort große Gebäude und Gärten an, im Jahre 1734 sah man noch in der Seinestraße ein Haus, welches man das Hotel der Königin Margaretha nannte. Das Unglück verfolgte sie auch hier, sie hatte kaum angefangen sich einzurichten, als die Pest, welche damals in Paris wütete, sie zwang, es wieder zu verlassen, nachdem drei von ihren Leuten gestorben waren. Sie flüchtete nach Issy, denn sie besorgte, alle ihre Diener möchten sie verlassen, wenn sie dieser Plage länger trotzen wollte, für sich fürchtete sie nicht sehr.

Alle ihre Diener waren auserwählte Leute, unter ihnen bemerkte man Scipion Dupleix, ihren Requetenmeister, einen guten Historiker. Jeder, der ihr nahe war, hatte die größte Anhänglichkeit für sie. Dupleix, der noch bekannter ist durch seinen Philosophischen Kurs, den ersten, der in französischer Sprache geschrieben ward, als durch seine historischen Schriften über Rom und über Frankreich, hat etwas zu lange bei den Fehlern seiner Wohltäterin verweilt; man hat es ihm immer als eine Undankbarkeit vorgeworfen.

Bajeaumont, ihr neuer Liebling, ward in demselben

Jahre krank (im Mai 1607), worüber sie sich sehr betrübte und in schmerzliche Schwermut fiel. Der König besuchte sie währenddem, und als er von ihr kam, sagte er zu den Hofdamen der Königin: „Betet für die Genesung des Bajeaumont, ich gebe euch auch einen Jahrmarkt, denn wenn er stirbt, kostet es mich weit mehr. Die Königin kann ihr Haus dann nicht mehr leiden, und ich muß ihr ein anderes kaufen." Er tadelte sie oft laut und bitter wegen ihrer Fehler, öffentlich aber begegnete er ihr mit der gehörigen Achtung. Er und seine Gemahlin kamen zu allen Festen, die Margaretha unaufhörlich veranstaltete. Einmal gab sie ihnen eine prächtige Kollation, unter anderen Prachtstücken bemerkte man drei große silberne Schüsseln, auf einer war ein Zitronenbaum, auf der andern ein Orangenbaum und auf der dritten ein Granatbaum, alle drei vortrefflich und bis zur Täuschung wahr nachgeahmt. Freude und Ergötzen kamen bei diesem Feste der Pracht gleich, der König und die Königin verließen es erst am andern Morgen mit Tagesanbruch. Margaretha mußte nicht allein sehen, daß Maria von Medici auf dem Thron saß, der eigentlich ihr gehörte, ihr Rang zwang sie sogar gegenwärtig zu sein bei dem Triumph, den jene gewissermaßen über sie hielt. Der König bat sie nämlich, sich zu St. Denis zur Krönung seiner Gemahlin (am 16. Mai 1610) einzufinden, er bat so dringend, daß sie es ihm nicht versagen zu dürfen glaubte. Man sah also die Königin Margaretha der kleinen fünfjährigen Tochter des Königs nachtreten, derselben, die nachmals Königin von Spanien ward. Beide Königinnen waren in Silberstoff gekleidet, trugen den königlichen Mantel, von violettem Samt, mit Hermelin ausgeschlagen, mit zwei Reihen goldner Linien gestickt; sehr reich mit Edelsteinen geschmückt und die Krone auf dem Kopf. Den sehr prächtigen Mantel schenkte sie hernach an die Kirche St. Sulpice, zum Thronhimmel für das Allerheiligste bei großen Zeremonien. Der König stand auf der Emporkirche mit den Herzogen von Bellegarde und von Sully,

unterhielt sich von den Zeremonien, die seine Gemahlin beschäftigten und bedauerte die Königin Margaretha ironisch daß sie so früh habe aufstehen müssen.

Den 14. Mai, den Tag nach der Krönung der Königin, kehrte Margaretha wieder nach Issy zurück, um ihren Geburtstag zu feiern. Auf den Abend unterhielt Dupleix sie mit der Bemerkung, daß der 14. immer für Frankreich ein günstiger Tag gewesen sei und erinnerte sie an alle die glücklichen Begebenheiten, welche immer den 14. stattgefunden, und in demselben Moment erhielt sie die entsetzliche Nachricht, der König sei ermordet! (durch Ravaillac in der Rue de la Ferronerie).

Dieser traurige Fall, welcher Frankreich wieder in alles Unglück und in die Verwirrung stürzte, woraus der gute König es nach zwanzig Jahren langer Mühe und Arbeit gezogen, änderte weiter nichts an der Lage der Königin Margaretha; diese war unveränderlich bestimmt. Maria von Medici bezeigte ihr immer die größte Achtung; sie erschien auch bei dem Feste, das Margaretha ihr nach einiger Zeit zu Issy gab. Als sich die Königinregentin von Issy weg begab, ritt sie ein wildes spanisches Pferd im Galopp bis zum Eingang der Vorstadt St. Germain; da stieg sie in ihren Wagen, umringt von einer starken Leibwache. Eine arme Frau, die dieses große Gefolge sah, rief laut genug, um von ihr gehört zu werden: „Wollte Gott, gnädige Frau, man hätte unseren armen König so gut bewacht, als Ihr bewacht werdet, wir wären nun nicht in solcher Not."

Im Jahre 1615 ward Margaretha krank. Ihr Beichtvater, der Bischof von Grasse, kündigte ihr an, daß sie in Gefahr sei, und die Ärzte hätten wenig Hoffnung zu ihrer Genesung. Sie dankte ihm herzlich und ließ ihm einen Teil ihres Silbergerätes als eine Erkenntlichkeit für diese wichtige Nachricht geben.

Den 27. Mai starb sie in ihrem 63. Jahre; ihre Leiche blieb einige Zeit in der Kirche des Augustinerklosters, zu dem sie im Jahre 1608 den Grundstein gelegt hatte; ihr Herz ward auch darin aufbewahrt. Dann ward sie zu

St. Denis in der Kapelle, welche Katharina von Medici erbauen ließ, begraben.

Man kann mit Recht sie zu den außerordentlichen Fürstinnen ihres Jahrhunderts zählen; sie vereinigte in sich alle Fehler und alle Eigenschaften der Könige vom Stamm Orléans-Valois. Sie hatte die sanften angenehmen Sitten, die Gütigkeit Ludwigs XII. und auch seine Verblendung für seine Lieblinge und für die, welche sich eine gewisse Herrschaft über sein Gemüt anzumaßen verstanden; denselben festen Sinn bei selbstgefaßten Ideen und dasselbe Vertrauen in ihre Freunde, wie Ludwig es hatte. Wie Franz I., ihr Großvater, hatte sie einen zu den Wissenschaften fähigen Geist, große Leichtigkeit zur Erlernung fremder Sprachen und der schönen Künste. Man findet noch in einigen Kabinetten der Sammler von ihren Poesien[25]), die mit zu den besten ihrer Zeit gehören; ihre Memoiren sind ein Beweis ihrer Beredsamkeit und der Zierlichkeit ihres Vortrags; dann hatte sie auch alle Eitelkeit und Ruhmsucht Franz I.; die Gelehrten, die sie ständig umgaben, nannten sie Göttin, Venus Urania, und Margaretha hörte sich sehr gern so nennen; so wie Franz I. beschützte sie die Krieger, deren Taten sie schätzte, die Gelehrten, die sie wohl zu beurteilen verstand, und die Künstler, deren Talent sie verehrte. Von ihrem Vater, Heinrich II., hatte sie die Leutseligkeit und das herablassende Wesen, aber sie war auch ebenso leichtsinnig, ebenso unbeständig; ihre Verbindungen schienen ebenso wie die seinigen mehr die Wirkung der Laune und der Leidenschaftlichkeit, als die Frucht der Überlegung oder die Wahl des Herzens. Sie war nicht ganz freizusprechen von der Grausamkeit Karls IX., wenn man übrigens vorüberfliegende Anfälle mit dem eingewurzelten Laster vergleichen kann. Um ihre Ähnlichkeit mit ihrem ganzen Stamme recht zu vollenden, denke man sie sich bald an den Stufen des Altars hingeworfen, wie sie mehreremal des Tages Messe hörte, Hospitäler besuchte, an ihrem Geburtstage und den vier großen Festen Almosen austeilte,

elfhundert Armen jährlichen Unterhalt gab und vierzig englischen Priestern; wie sie Klöster baut und bereichert, unter andern das der Jesuiten zu Agen und das der Augustiner in der Vorstadt zu St. Germain; wie sie mit Andachtsübungen und den allersinnlichsten Vergnügungen wechselt und sich nach einer wahrhaft heiligen strengen Abgeschiedenheit zu den verfeinertsten Lüsten wendet. In dieser wunderbaren Mischung von Andacht und Leichtsinn verlebte sie ihre letzten Tage. Sie vereinigte den Luxus und die Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften; Tanz und Musik mit den ernsthaftesten Studien; sie war bei jedem Gottesdienst zugegen, gab den Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, die von ihrer Freigebigkeit lebten; zu gleicher Zeit suchte sie etwas darin, irgendeine Intrige zu führen, Feste zu erdenken und nie ihre Schulden zu bezahlen. Kurz, sie schien ganz dazu ausersehen, den Fürstinnen künftiger Zeiten das Beispiel zu geben, wie unglücklich der Mißbrauch der Talente und die Ungezähmtheit der Leidenschaften machen.

MARGARETHA VON VALOIS KÖNIGIN VON FRANKREICH UND NAVARRA VON BRANTÔME

Wenn ich das Elend erwäge und die Unfälle jener schönen Königin von Schottland, von der ich oben schon gesprochen habe[25a]), und anderer Fürstinnen und Damen, die ich hier nicht anführen will, um nicht die Abenteuer in Schatten zu stellen, welche die Königin von Navarra, von der ich jetzt rede, trafen, als sie noch nicht Königin von Frankreich war, so kann ich nichts anderes glauben, als daß Fortuna, die unumschränkte Göttin des Glücks und Unglücks, eine ganz erbitterte Feindin aller menschlichen Schönheit sei. Denn war je eine Dame in der Welt eine vollkommene Schönheit, so ist es die Königin von Navarra, die aber wurde so schlecht vom Schicksal behandelt, daß man von der Fortuna sagte, das geschähe aus Neid; weil nämlich die Natur diese Fürstin so schön geschaffen habe, habe sie dieselbe vorsätzlich verfolgt. Ihre Schönheit bleibt so erhaben, daß die Anfälle der gedachten Fortuna ihr nichts anhaben konnten. Überdies leistete sie ihr auch bis zu diesem Augenblick stets mutigen Widerstand, vermöge der edlen Beherztheit, die sie von so vielen braven und tapferen Königen, ihrem Vater, Großvater, den Urgroßvätern und übrigen Ahnen ererbte.

Um also auf die Schönheit dieser seltenen Fürstin zu kommen, so glaube ich, daß alle, welche sind und sein werden und je gewesen sind, neben ihr häßlich scheinen müssen und gar nicht Schönheiten genannt werden können. Denn die Strahlen der ihrigen verbrennen

jeder andern in der Welt die Flügel; so sehr, daß sie es nicht wagen noch vermögen, sich bis zu ihr emporzuschwingen und um die ihrige zu flattern.

Sollte jemand so schwergläubig sein, daß er aus schwachem Glauben nicht an Wunder Gottes und der Natur glaubte, so komme er und sehe sie! Ihr schönes, so herrlich gebildetes Angesicht muß ihm der stärkste Beweis sein; und man möchte sagen, die Mutter Natur, die vollkommenste Bildnerin, habe ihren seltensten Stoff und den feinsten Geist zusammengenommen, um sie zu bilden. Denn mag sie nun Sanftheit oder Ernst im Antlitz zeigen, sie ist jederzeit sicher, eine ganze Welt damit in Flammen zu setzen, so herrlich sind ihre Formen, so vortrefflich gezogen ihre Züge, so durchdringend und doch so angenehm ihre Augen, daß nicht das mindeste zu wünschen übrigbleibt. Noch mehr: dies schöne Gesicht steht auf einem Körper von dem schönsten, stolzesten und üppigsten Wuchs, den man je sehen konnte, mit einer solchen Haltung und so ernster Majestät, daß man sie allemal eher für eine himmlische Gottheit als für eine irdische Fürstin halten wird: deshalb mag man auch die Meinung jener annehmen, daß nie eine Göttin schöner gewesen sein kann. Um ihre Schönheiten, ihre Verdienste und Tugenden zu verkünden, müßte Gott also die Welt verlängern und den Himmel höher emporziehen, indem der Raum der Welt und des Luftkreises viel zu enge ist für den hohen Schwung ihrer Vollkommenheit und ihres Ruhms. Überdies, wenn die Erhabenheit des Himmels nur ein Zoll weniger breit wäre, — es gäbe nicht den mindesten Zweifel, daß die ihrige ihr ganz gleich käme.

So sind also die Schönheiten des Gesichts und Körpers dieser schönen Fürstin, wie ich sie jetzt als ein getreuer Maler nach dem Leben und eigener Betrachtung darstellen kann. Ich rede nämlich hier von jenen, die man äußerlich sehen kann: denn die, welche geheimer sind und unter weißem Linnen, reichem Putz und Schmuck

verborgen stecken, lassen sich nicht beschreiben und nicht beurteilen, man kann nichts anderes tun als auch sie für sehr schön und vorzüglich halten; dies indessen ist doch nichts als bloßer Glaube und Mutmaßung, da ihr Anblick ja leider versagt ist. Und sehr hart ist es in der Tat, daß man ein so schönes Bild eines göttlichen Meisters nur halb in seiner Vollkommenheit soll sehen dürfen; allein die Sittsamkeit und löbliche Schamhaftigkeit dieser Fürstin — Eigenschaften, die sich weit eher bei großen Fürstinnen und Damen als bei dem niedern Pöbel zeigen — verstatten es nicht anders.

Um einige Beispiele anzuführen, die beweisen, wie sehr die Schönheit dieser Königin bewundert und hochgehalten wurde: ich erinnere mich noch, daß, als die polnischen Abgesandten nach Frankreich kamen, um unserm König Heinrich seine Wahl zum polnischen Thron zu verkünden und ihm ihre Huldigung darzubringen, sie, nachdem sie dem König Karl und der Königinmutter wie auch ihrem Könige die Aufwartung gemacht hatten, auch noch an verschiedenen Tagen besonders dem Bruder des Königs und dem König und der Königin von Navarra aufwarteten, wobei ihnen diese letztere so schön und so prächtig und reich geschmückt und gekleidet mit so großer Majestät und Grazie erschien, daß sie alle beim Anblick einer solchen Schönheit ganz verloren waren. Unter andern war einer dabei, Le Lasqui, einer der Vornehmsten von der Gesandtschaft, der, wie ich hörte, als er hinwegging, ganz entzückt über eine solche Schönheit sagte: „Nein, nach dem Anblick einer solchen Schönheit mag ich nun gar nichts weiter sehen! Gern wollte ich es nun machen, wie manche türkische Pilgrime, die nach Mekka zum Grab ihres Propheten Mahomet kommen, und so froh und entzückt sind, eine so schöne und prächtige Moschee gesehen zu haben, daß sie nun gar nichts weiter sehen wollen, sondern sich mit glühenden metallenen Platten die Augen ganz subtil ausbrennen lassen, erklärend, sie könnten nun nichts Schöneres in ihrem Leben mehr

sehen und wollten darum also lieber gar nichts mehr sehen."

So sprach dieser Pole auch von der bewunderungswürdigen Schönheit dieser Fürstin: und in der Tat, wie die Polaken von solcher Bewunderung hingerissen wurden, so gings noch vielen andern. Ich berufe mich hier auf Dom Juan von Österreich, welcher, wie ich oben von ihm angeführt habe, bei einer geheimen Reise durch Frankreich nach Paris kam und hörte, daß am selben Abend glänzender Ball im Louvre sei; er wohnte ihm verkleidet bei, und dies mehr aus Verlangen, die Königin von Navarra dort zu sehen, als aus irgendeinem andern Grund. Er hatte auch Gelegenheit, ihr ganz bequem zuzusehen, als sie tanzte, geführt von dem König, ihrem Bruder, wie das gewöhnlich der Fall war; er betrachtete sie mit aller Aufmerksamkeit, bewunderte sie und erhob sie dann über alle Schönheiten Spaniens und Italiens, (wie fruchtbar diese beiden Länder auch in der Hinsicht sind) und sagte dabei diese spanischen Worte: „Aunque tal hermosura dé reyna sea mas divina que humana, es mas para perder y damnar los hombros que salvarlos." (Obschon die Schönheit dieser Königin mehr göttlich als menschlich ist, so ist sie doch eher danach angetan, die Männer zugrunde zu richten und in die Hölle statt in den Himmel zu bringen.)

Kurz darauf sah er sie, als sie gerade nach Liège ins Bad reiste, und sie hatten in Namur eine Begegnung, durch die also der heißeste Wunsch des Dom Juan, eines so schönen Anblicks zu genießen, erfüllt wurde. Er trat ihr dort in großartig stolzer spanischer Pracht entgegen und empfing sie, als wenn sie die Königin Elisabeth, ihre Schwester, zur Zeit da sie noch lebte und seine und Spaniens Königin war, gewesen wäre. So sehr er nun schon von der Schönheit ihres Leibes befriedigt und entzückt war, jetzt geschah ihm das gleiche durch die Schönheit ihrer Seele, die ich noch später schildern zu dürfen hoffe.

Dom Juan war indessen nicht der einzige, der sie rühmte und sich in Lobpreisungen über sie gefiel; alle die großen und braven spanischen Offiziere bis zu den berühmten Soldaten jener alten Regimenter taten so, indem sie überall auf ihre soldatische Art sagten: „Que la conquistad de tal hermosura valia mas que la d'un reyno y que bien aventurados serian los soldados, que por servirla podrian morir sobre su bandera." („Daß also die Eroberung einer solchen Schönheit mehr wert sei als die eines ganzen Königreichs, und die Krieger glücklich zu preisen, die, ihr dienend, unter ihrem Panier fallen dürften.")

Wenn Leute dieser Art, von solch großer Geburt und Erziehung diese Fürstin so reizend fanden, darf man sich also nicht wundern, daß selbst Türken, die als Gesandte an unsern Hof kamen, wie sehr sie auch Barbaren waren, sich ganz in ihr Anschauen verloren und sagten: Die Pracht ihres Großherrn, wenn er zur Moschee gehe oder mit seinem Heer ausziehe, sei lange nicht so schön anzusehen als die Schönheit dieser Königin.

Kurz, ich weiß noch von einer Menge anderer Fremden, die nach Frankreich und an den Hof einzig in der Absicht kamen, diese berühmte Schönheit zu sehen, deren Ruhm, so sagten sie, sich über ganz Europa verbreitet habe.

Ich sah einst einen galanten neapolitanischen Kavalier, der nach Paris und an den Hof gekommen war, und der, weil er diese Königin, die damals just ins Bad gereist war, nicht zu sehen bekommen konnte, seine Abreise noch zwei Monate länger aufschob, bloß um sie zu erwarten; und als er sie gesehen hatte, sagte er die Worte: „Ehemals stand die Prinzessin von Salerno bei uns in Neapel ihrer Schönheit wegen in einem solchen Ruf, daß ein Fremder, der dahin kam, und bei seiner Zurückkunft nicht sagen konnte, er habe sie gesehen, sich der Antwort aussetzte: er sei also zu Neapel gewesen und habe doch Neapel nicht gesehen. Das wäre auch mein Teil gewesen, wenn ich zurückgereist wäre, ohne

diese schöne Fürstin gesehen zu haben, und man mich gefragt hätte, ob ich Frankreich und den französischen Hof gesehen habe, — ich hätte, was ich auch alles sonst sah, dennoch wohl zu sagen gehabt: Nichts! — da ich diese Königin nicht gesehen hätte, die ich mit gutem Recht die Zierde und den Stolz dieses Hofes nennen muß. Aber jetzt, da ich sie so gut gesehen und betrachtet habe, jetzt kann ich sagen, ich habe alle Schönheit der Welt gesehen, und versichern, daß unsere Prinzessin von Salerno, an ihr gemessen, rein nichts sei. Und jetzt reise ich wohl zufrieden weg, weil mir zuteil worden ist, eines so schönen Anblicks zu genießen. Ihr Franzosen dürfet also selbst hieraus schließen, wie sehr ihr glücklich seid, da ihr dies schöne Gesicht täglich in Muße sehen und euch diesem göttlichen Feuer nähern könnt, das von weitem schon jede kalte Brust weit mehr zu erhitzen und in Flammen zu setzen vermag, als allen unseren schönen Damen sonst selbst in der Nähe verstattet ist." So sprach eines Tages dieser artige neapolitanische Kavalier zu mir.

Ein vortrefflicher französischer Edelmann, dessen Namen ich anführen könnte, und der einst eben diese schöne Königin in ihrem schönsten Glanz und ihrer hohen Majestät im Tanzsaal erblickte, sagte dann zu mir, als wir miteinander davon sprachen, folgendes: „Ach, wenn Sieur des Essard, der sich in seinen Büchern von Amadis so sehr angestrengt und bemüht hat, der Welt seine schöne Nicquée in ihrer Herrlichkeit darzustellen und vollkommen zu beschreiben, zu seiner Zeit diese herrliche Königin gesehen hätte, er hätte nicht so viele schöne und prächtige Worte zu borgen gebraucht, um sie zu schildern, er hätte nur sagen dürfen: sie gliche der Königin von Navarra, der Einzigsten der Welt; und so hätte er seine Nicquée ohne großen Wortaufwand weit besser geschildert, als jetzt mit all seiner Weitläufigkeit."

Der Herr von Ronsard hatte daher vollkommen recht, jene vortreffliche Elegie zu verfassen, die sich in seinen

Werken findet, und die zu Ehren dieser schönen Fürstin von Frankreich, als sie noch unvermählt war, gedichtet ist; dort läßt er die Göttin Venus ihren Sohn fragen, ob er auf allen seinen Wanderungen über die Erde und besonders unter den Damen am französischen Hof etwa eine Schönheit bemerkt habe, welche die ihrige übertreffe? „Ja, Mama," antwortete der kleine Amor, „ich habe eine gesehen, in welche sich alle Seligkeit des Himmels gleich bei ihrer Geburt ergossen hatte." Venus wurde ganz rot, wollte ihm nicht glauben, und schickte erst eine ihrer Charitinnen auf Erden hinab, um sie in Augenschein zu nehmen und ihr dann wieder zu sagen, wie sich das verhalte. Da findet sich dann in dieser Elegie eine sehr schöne und sehr prächtige Beschreibung der Schönheiten dieser vollkommenen Fürstin unter dem Namen und der Gestalt der schönen Huldin Passithea.

Niemand kann dieses Gedicht lesen ohne Wohlgefallen. Allein, — wie mir einst eine vortreffliche und sehr einsichtsvolle Dame sagte, der Herr von Ronsard hätte hier doch ein kleines Versehen begangen und viel zu kurz abgebrochen. Er hätte nämlich die Passithea wieder nach dem Himmel zurückkehren lassen sollen, sich da ihres Auftrags entledigen und der Venus sagen, ihr Sohn habe noch lange nicht so viel gesagt, als er hätte sagen sollen; und dann müßte Venus traurig werden und vor Eifersucht fast vergehen und sich bei Jupiter über das Unrecht beschweren, das er ihr zugefügt habe, da er auf Erden eine Schöne gebildet habe, welche die himmlischen Schönheiten beschäme, besonders die ihre, die sie vor allen andern für die rarste halte, und aus Verdruß darüber müßte sie sich in Trauer kleiden und für eine Weile allen Freuden und Lustbarkeiten entsagen: denn nichts kränkt eine schöne Dame mehr, als wenn man ihr sagt, daß es eine andere gibt, die ebenso schön sei oder gar sie übertreffe.

Man bemerke hierbei, daß, wenn unsere Königin schon schön an sich und von Natur war, sie sich dabei auch

noch sehr gut und so geschmackvoll und reich zu kleiden wußte, am Leibe sowohl als am Kopf, daß nichts mehr ihre Vollkommenheit noch in ein helleres Licht hätte setzen können.

Man rühmt der Königin Isabella von Bayern, der Gemahlin König Karls VI., nach, daß sie prächtige und stattliche Moden nach Frankreich gebracht habe, um die Damen prächtig und stattlich auszustaffieren. Sieht man auf den alten Tapisserien der königlichen Schlösser jener Zeit die Damen so abgemalt, wie sie sich damals kleideten, so schienen diese nichts als Possen, Albernheiten und Protzereien gegen die schönen und kostbaren Gewänder, Schnittarten und Zierden, die unsere Königin für den Kopfschmuck sowohl als die Bekleidung des Leibes erfand; was sich denn auch alle Damen am Hof und im Reiche so gut zunutze machten, daß sie nachher, nach ihrer Mode herausgeputzt, weit eher großen Damen glichen als zuvor, wo sie eher gemeinen Mädchen gleichsahen; und dadurch sind sie weit reizender und begehrenswerter geworden, und dies haben sie alles unserer Königin Margaretha zu danken.

Ich erinnere mich auch: — denn ich war mit dabei — wie es war, als die Königinmutter ihre Tochter dem König von Navarra, ihrem Gemahl, zuführte und sich auf der Durchreise in Coignac einige Zeit aufhielt. Da warteten verschiedene vornehme, schöne und vortreffliche Damen des Landes ihnen auf und waren alle entzückt über die Schönheit dieser Königin von Navarra und konnten gar kein Ende finden sie vor der Königinmutter zu rühmen, welche darüber ganz schwindlig vor Freude wurde. Sie bat daher eines Tages ihre Tochter, sich aufs herrlichste zu kleiden und ihren prächtigsten, schönsten Schmuck anzulegen, den sie sonst bei Hof zu den höchsten Festlichkeiten und Gelagen trage, um diesen wackeren Damen ein Vergnügen dadurch zu machen.

Sie tat es denn auch, um einer so guten Mutter zu gehorchen, und erschien sehr prunkvoll gekleidet, in

einer Robe von Silberstoff und einem Colombin à la Boulonnoise, mit hängenden Ärmeln, reicher Coiffure, weißem, aber nicht zu großem und nicht zu kleinem Schleier und dabei mit einer Majestät und so gutem Anstande, daß man sie eher für eine himmlische Göttin als für eine irdische Königin angesehen hätte. Waren die Damen zuvor von ihrem Anblick schon entzückt gewesen, so waren sie's nun noch hundertmal mehr.

Die Königin sagte daher zu ihr: „Sie sehen sehr gut aus, meine Tochter!"

Sie gab zur Antwort: „Madame, ich fange beizeiten an, meine Roben zu tragen und zu brauchen, so wie ich sie jetzt nach dem neuesten Schnitt mit von Hof gebracht habe: denn wenn ich dahin zurückgehe, werde ich nichts als Scheren und Stoffe mitnehmen, um mich dann nach der laufenden Mode zu kleiden."

Die Königin gab ihr hierauf zur Antwort: „Warum sagen Sie dies, meine Tochter? Sie sind doch jene, welche die schönsten Kleidermoden erfindet und aufbringt, und wohin Sie auch kommen mögen, der Hof wird sie von Ihnen annehmen, nicht Sie vom Hof."

In der Tat fand man auch bei ihrer Zurückkunft nichts bei ihr, das nicht noch besser gewesen wäre als bei Hof; so gut wußte ihr feiner Geist alle diese artigen Dinge zu erfinden.

Wie aber sich diese schöne Königin auch anziehen mochte, ob auf französisch mit ihrem „Chaperon" oder in einem schlichten „Escoffion", ob mit ihrem großen Schleier oder einer Mütze, man war doch nie imstande zu sagen, was ihr am besten stehe, oder welche Art, sich zu tragen, sie schöner, bewunderungswürdiger und liebenswürdiger erscheinen lasse; so sehr verstand sie es, alle diese verschiedenen Schnitte ihrer Persönlichkeit anzupassen, indem sie immer irgendeine neue, nicht gewöhnliche und unnachahmliche Kleinigkeit, die sie selbst herausgefunden hatte, hinzufügte. Und wenn andere Damen es auch versuchen wollten, ihr Modell ganz genau zu

kopieren, sie konnten ihm doch nicht ganz beikommen, was ich hundertmal habe anmerken hören.

Ich — und andere mit mir — habe sie oft in einer Robe aus weißem Satin mit einer Menge Goldflittern und etwas Inkarnat untermischt gesehen, dazu einen Schleier von braunem Flor oder Gaze à la romaine, der nur nachlässig über den Kopf geworfen schien; und ich weiß von keinem schöneren Anblick. Was man auch von den Göttinnen der Vorzeit sagen mag oder von den Kaiserinnen, wie wir solche auf alten Medaillen prächtig genug geschmückt erblicken, sie scheinen gegen sie doch bloß Kammerkätzchen.

Ich habe oft unter uns Hofleuten darüber streiten hören, welches Kleid ihr wohl am besten stehe, sie am schönsten mache. Jeder hatte schließlich darüber seine Meinung. Ich selbst — und auch mancher andere teilte meine Meinung — fand, daß jener Putz sie am besten kleidete, den sie einst anhatte, als eines Tages die Königinmutter den polnischen Gesandten ein Fest in den Tuilerien gab. Da war sie nämlich in eine Robe von spanischem Inkarnatsamt gekleidet, die reich mit Fransen besetzt war, und hatte eine Kappe aus dem nämlichen Samt auf dem Kopfe, die so herrlich mit Federn und Edelsteinen besetzt war, daß nichts darüber ging. Sie sah darin wunderschön aus, was ihr auch gesagt wurde, so daß sie später oft das gleiche Kleid trug, sich auch so abmalen ließ, weshalb denn auch unter allen Bildnissen, die sie zeigen, dies die andern alle übertrifft. Leute mit gutem Blick können dies denn auch noch heute sehen und mit den andern, deren sehr viele und schöne vorhanden sind, vergleichen. Als sie so geschmückt in den Tuilerien erschien, sagte ich zu Herrn von Ronsard, welcher mit mir war: „Sagen Sie einmal die Wahrheit, Herr von Ronsard, kommt Ihnen diese schöne Königin in dieser Kleidung nicht vor wie die herrliche Aurora, wenn sie vor Tag erscheint, mit diesem schön-weißen Gesicht, in dem das rote Inkarnat leuchtet, sowie denn

auch Antlitz und Kleidung bei ihr überhaupt sehr viel von dieser auffallenden Ähnlichkeit und Übereinstimmung haben?" Der Herr von Ronsard stimmte mir zu; und diesen Vergleich, den er treffend fand, nahm er zum Anlaß eines sehr schönen Sonnetts, das er mir schenkte; und das ich wünschte, noch heute zu besitzen, um es hier einrücken zu können.

Ebenso sah ich unsere hohe Königin auf dem ersten Reichstag zu Blois am Tage, als der König, ihr Bruder, seine Rede hielt. Sie hatte eine Robe von schwarzem Grund mit orangefarbenen Streifen mit einer Menge Fransen an und ihren großen majestätisch wallenden Schleier; und als sie sich an ihren Platz gesetzt hatte, war sie so schön und reizvoll anzusehen, daß ich von mehr als dreihundert Personen in der Versammlung sagen hörte, ihre Aufmerksamkeit sei stärker durch den Anblick einer so himmlischen Schönheit gefesselt und entzückt worden als durch das Anhören des würdigen und anmutsvollen Vortrages ihres königlichen Bruders; trotzdem auch seine Rede vorzüglich und aufs beste gesprochen war.

Ich sah sie auch oft bloß in ihren natürlichen Haaren, ohne daß sie irgend etwas Erkünsteltes von Perücken hinzugetan hätte; und wenn die Haare auch, wie die ihres Vaters, des Königs Heinrich, ganz schwarz waren, so wußte sie doch nach dem Vorbild ihrer Schwester, der Königin von Spanien, welche ebenfalls ihr eigenes Haar einfach, schwarz, und zwar auf spanische Sitte trug, sie so gut zu kräuseln, zu toupieren und zurechtzumachen, daß ihr dies gleich gut oder gar noch besser stand als irgendein anderer Kopfputz. So großen Wert hat eben eine schöne natürliche Anlage, welche jede Künstelei, wie sie auch sein mag, weit übertrifft. Indessen gefiel sie sich doch nicht ganz recht darin und trug die Coiffure nur selten so, sondern hatte meistens recht zierlich zugerichtete Perücken.

Ich wills nur sagen: ich würde nie fertig werden, wenn ich den Putz und die Kleidungsarten alle beschreiben

wollte, worin sie ausnehmend schön war: denn sie wechselte damit sehr häufig, und alle standen ihr gut und schön, so daß Natur und Kunst miteinander neidisch wetteiferten, wer sie am schönsten erscheinen lassen könne.

Dies ist noch nicht alles: denn all ihre schönen Kleidungen und ihr Schmuck wagten sich nie daran, ihren schönen Hals und ihren reizenden Busen zu bedecken, aus Furcht, den Augen der Welt, die sich an einem so entzückenden Gegenstand weideten, ein Unrecht zu tun. Denn gewiß ist nie ein so schöner, weißer, üppiger, voller Busen gesehen worden als der ihrige, und sie zeigte ihn so bloß, er lag so unverhüllt da, daß die meisten Kavaliere am Hof darüber zu Tode verschmachteten; ja sogar Damen habe ich gesehen, die ihr so vertraut waren, daß sie sich die Freiheit ihres Umgangs zunutze machten und ihn mit feurigem Entzücken küßten.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß ein wackerer, neu an den Hof gekommener Kavalier, der sie nie vorher erblickt hatte, als er sie dann zum erstenmal sah, mir sagte: „Ich wundere mich nicht, daß ihr Herren so gern bei Hofe seid: denn, wenn ihr täglich sonst kein Vergnügen hättet, als diese schöne Fürstin zu sehen, so wäre das doch schon so gut, als wenn ihr in einem irdischen Paradiese wäret." Die alten römischen Kaiser gaben dem Volke, um es sich gewogen und ihm eine Lust zu machen, Spiele und Kämpfe in ihren Theatern, um aber das französische Volk zu gewinnen und ihm Vergnügen zu verschaffen, dürfte man ihm nur öfters diese Königin Margaretha vorstellen und zeigen, damit es sich an dem Anblick eines so himmlischen Gesichts weiden und ergötzen könne, das sie zudem nicht wie alle die anderen Damen unseres Hofes hinter einer Larve versteckte —, denn meist ging sie mit bloßem Gesicht.

So sah ich sie einst beim Palmfest zu Blois, als sie noch Madame und Schwester des Königs war — wiewohl damals schon über ihre Vermählung verhandelt wurde —, in der Prozession erscheinen, so schön, daß man in der

Welt nichts Schöneres sehen konnte. Denn außer der Schönheit ihres Gesichts und ihrer schlanken Gestalt, war sie auch noch sehr prächtig und reich geschmückt und gekleidet. Ihr zartes weißes Gesicht, das dem schönsten, heitersten Himmel glich, war auf dem Kopf mit einer solchen Menge großer Perlen und reicher Steine, besonders glitzernden Diamanten, die als Gestirne angebracht waren, geziert, daß man hätte sagen mögen: die natürliche Pracht des Gesichtes und die künstliche der Edelsteine wetteifern mit einem schön gestirnten Himmel um den Preis der Schönheit. Ihr herrlicher, edel gewachsener Leib war in den schönsten und reichsten Goldstoff gekleidet, der je in Frankreich gesehen worden ist. Es war ein Geschenk, das der Großherr dem Herrn von Grand-Champ bei seiner Abreise vom Gesandtschaftsposten zu Konstantinopel gemacht hatte, wie er ja überhaupt vornehme fremde Gesandte zu beschenken pflegte. Es war ein Stück von fünfzehn Ellen, und Grand-Champ selbst sagte mir, die Elle habe hundert Taler gekostet, denn es war ein Meisterstück. Als er nun nach Frankreich zurückkam, wußte er nicht, wie er diesen reichen Stoff am würdigsten verwenden könnte, um ihm durch die Person, die ihn tragen solle, zu neuem Glanz und rechter Wirkung zu verhelfen; so verschenkte er ihn weiter an Madame, die Schwester des Königs, welche sich eine Robe daraus machen ließ, die sie an diesem Tage zum erstenmal trug, und die ihr aufs beste zu Gesicht und Erscheinung paßte, denn Größe und Größe reichen einander die Hand. Sie trug dies Kleid den ganzen Tag, ohnerachtet es außerordentlich schwer war und drückte: allein ihr schöner, reicher und starker Wuchs kam ihr hierbei sehr zustatten, daß sie dies Gewicht zu tragen vermochte, denn wäre sie eine kleine Zwergin von Prinzessin oder so ein Dämchen eine Elle hoch gewesen, wie ich ihrer wohl sonst gesehen habe, so wäre sie unter der Last zerdrückt worden oder hätte wenigstens die Robe ausziehen und sich eine andere anziehen müssen.

Das ist aber noch nicht alles: als sie bei der Prozession an ihrem Range angemessener Stelle ging, hatte sie das Gesicht ganz bloß, um das Volk an einem so hohen Feste nicht dieses Glanzes zu berauben; und sie sah nun noch herrlicher aus, da sie in der Hand einen Palmenzweig trug (wie unsere Königinnen jederzeit pflegen), und sie tat dies mit königlicher Majestät halb hoheitsvoll, halb sanft und auf eine ganz eigene und gar nicht gewöhnliche Art; so daß, wer sie noch nie gesehen noch gekannt hätte, gesagt haben würde: „Siehe da, eine Fürstin, die sich immer und in jedem Stück vor allen andern auszeichnet!"

Wir alle am Hofe sagten da einstimmig und ohne Hehl, diese schöne Fürstin trage die Palme mit Recht; sie dürfe es wahrhaftig, da sie über alle andern in der Welt durch Schönheit, Anstand und jederlei Vollkommenheit die Palme davontrage. Ich kann dabei auch wohl darauf schwören, daß es bei dieser Prozession mit unserer Andacht gar schlecht bestellt war. Denn wir vergaßen darauf, da wir nur diese göttliche Fürstin betrachteten und anstaunten und uns durch ihren Anblick eher hinreißen ließen als durch den Gottesdienst; dennoch glaubten wir uns hierin nicht einer Sünde schuldig zu machen, denn wer eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, der kann die Gottheit im Himmel nicht dadurch beleidigen, da sie jene ja so schön erschaffen hat.

Als die Königinmutter sie vom Hof wegnahm, um sie ihrem Gemahl nach der Gascogne zu bringen, sah ich gleichsam den ganzen Hof in Trauer, ihrer Abreise wegen, als wenn alle ein großer Unfall betroffen hätte. Die einen sagten: „Der Hof ist Witwer, denn er hat seine Schönheit verloren!" die andern sagten: „Der Hof ist sehr verdunkelt, er hat seine Sonne eingebüßt." Andere: „Es ist rabenschwarze Nacht am Hof, weil kein Licht mehr leuchtet." Noch andere: „Das fehlte uns noch, daß Gascogne uns noch unsere Schönheit weggascognieren und rauben mußte, die doch bestimmt ist, Frankreich und den Hof und den Louvre, Fontainebleau, Saint-Germain

und andere Schlösser unserer Könige zu verschönern, statt daß sie jetzt nach Pau und Nerac soll, in Orte, die himmelweit von jenen unterschieden sind." Wieder andere sagten: „Nun ist's aus, der Hof und Frankreich haben die schönste Blume aus ihrem Kranz verloren." Kurz, man hörte allerwärts nichts als solche und andere ähnliche Ausrufe über diese Abreise, halb dem Verdruß und Unwillen, halb der Traurigkeit entspringend; trotzdem doch die Königin Luise von Lothringen, eine sehr schöne, geistreiche und tugendhafte Fürstin, noch dageblieben war, von der ich bei einer anderen Gelegenheit, wie sich's gebührt, reden zu dürfen hoffe. Allein da der Hof sich schon lange Zeit an einen so schönen Anblick gewöhnt hatte, so konnte er nicht anders als diesen Verlust bedauern und solche Reden führen; und es gab etliche, die sich vermaßen, den Herrn von Duras aus Ärger darüber umbringen zu wollen, da er sie geholt hatte im Namen des Königs von Navarra, seines Herrn, wie ich wohl weiß.

Als man dann vor einigen Jahren bei Hof Nachricht erhielt, sie sei vor kaum acht Tagen in der Auvergne gestorben, da sagte jemand hierüber: „Das kann nicht sein, denn in diesen Tagen war der Himmel viel zu schön und heiter, wäre sie gestorben, so würden wir wegen der großen Sympathie zwischen diesen zwei Sonnen eine Sonnenfinsternis und nichts als Dunkel und Wolken gehabt haben."

Nun mag meines Erachtens genug von ihrer körperlichen Schönheit gesagt sein, wiewohl der Stoff so reich ist, daß er eine ganze Dekade verdiente; indessen hoffe ich bei einer andern Gelegenheit noch einmal darauf zurück zu kommen. Jetzt aber muß ich doch auch etwas von ihrer schönen Seele sagen, die so schön in einem so schönen Leibe wohnte. So schön diese auch schon von ihrer Geburt an war, so schön wußte sie sie zu bewahren und zu erhalten. Denn sie ist eine große Freundin der Wissenschaften und der Lektüre, sowohl früher in ihrer frühen Jugend als in ihrer Reife.

Man kann von ihr rühmen, daß sie die Fürstin, ja überhaupt die Dame ist, welche von allen in der Welt am besten und beredtesten spricht und beim Reden die schönste und angenehmste Art hat. Als die polnischen Gesandten, wie ich oben schon erwähnt habe, ihr aufwarteten, hielt der vornehmste unter ihnen, der Bischof von Krakau, im Namen aller und als Wortführer der Gesandtschaft eine Anrede an sie, und zwar in lateinischer Sprache, denn er war ein gelehrter Mann und als Prälat also am rechten Platze. Die Königin aber antwortete so treffend und fließend, ohne sich eines Dolmetschers oder einer Hilfe zu bedienen, da sie die Rede vollkommen verstanden hatte, daß alle darüber sehr in Bewunderung gerieten und sie einstimmig eine zweite Minerva oder Göttin der Beredsamkeit nannten.

Als die Königinmutter sie dem König, ihrem Gemahl, zuführte — wie ich auch schon erzählt habe —, hielt sie einen feierlichen Einzug in Bordeaux, was ihr als Tochter und Schwester des Königs und Gemahlin des Königs von Navarra, des ersten Prinzen von Geblüt und Gouverneurs der Provinz, mit Recht zukam. Ihre Mutter wollte es so; denn sie liebte sie unendlich und schätzte sie sehr. Ihr Einzug war schön, nicht sowohl wegen der dabei herrschenden Pracht und des Aufwands, als vielmehr weil man die schönste, vollkommenste Königin der Welt im Triumph einziehen sah, auf einem schönen weißen, sehr herrlich aufgezäumten Zelter, wobei sie selbst ein orangefarbenes Kleid mit Fransen trug, so prächtig wie nichts anderes auf der Welt, daß das Volk gar nicht satt werden konnte, sie zu sehen, anzustaunen, zu bewundern und bis in den Himmel zu erheben.

Vor ihrem Einzug kamen ihr die Stände der Stadt entgegen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihr alles anzubieten, was in ihren Kräften stünde, und sie ins Karthäuserkloster einzuladen, wie das so herkömmlich ist. Der Herr von Bordeaux redete im Namen der Geistlichkeit; der Herr Marschall von Biron als Maire und in

der Kleidung des Maires im Namen der Stadt; als Lieutnant-General hielt er seine Anrede nachher noch besonders; und der Herr von Largebaston, erster Präsident, sprach im Namen des Hofes.

Sie antwortete ihnen allen nacheinander (ich sah es, da ich auf ihren Befehl mich bei ihr auf ihrer Tribüne aufhielt), so beredt, so einsichtsvoll und so geschwind, mit solcher Anmut und Majestät und in jeder einzelnen Rede mit so viel Abwechslung, ohne, ungeachtet der Gegenstand jedesmal derselbe blieb, die gleichen Worte zu wiederholen — was bemerkenswert ist —, daß gedachter Herr Präsident, als er am Abend darauf in das Zimmer der Königin kam, zu mir und andern sagte: Er habe in seinem ganzen Leben überhaupt noch nie jemand besser reden hören (und er verstand sich doch auf derlei Kram), er habe zwar oft die Ehre gehabt, die Königinnen Margaretha und Johanna, ihre Vorgängerinnen, bei eben solchen Gelegenheiten, wie die heutige, reden zu hören; allein wenn die zu ihrer Zeit auch zwei der beredtesten Damen Frankreichs gewesen wären, die „Gold im Munde gehabt hätten" — so drückte er sich aus —, so hätten sie doch an die Beredsamkeit der jetzigen Königin Margaretha nicht herangereicht, seien bloße Novizen, Anfängerinnen gegen sie gewesen, und sie sei die rechte Tochter ihrer Mutter. Ich erzählte der Königinmutter nachher, was mir gedachter Präsident gesagt hatte; es freute sie ungemein, und sie sagte zu mir: er habe recht, solches zu glauben und zu sagen; denn wenn sie auch ihre Tochter sei, so könne sie doch der Wahrheit nach sagen, daß sie die vollkommenste Prinzessin von der Welt sei und ihre Sprache immer ganz vortrefflich in ihrer Gewalt habe. Ein Gleiches hörte ich von einer Menge Gesandter und großer Herren des Auslandes; wenn sie mit ihr gesprochen hatten, verließen sie sie ganz verwirrt über ihre schöne Redegabe.

Ich hörte oft so schöne, nachdrückliche und sinnreiche Reden von ihr, daß, wenn ich sie klar und richtig hier

zu Papier bringen könnte, alle Welt darüber erstaunen und entzückt sein sollte; es wäre aber mir so wie jedem andern schlechterdings unmöglich, sie wiederzugeben, so ganz unnachahmlich sind sie.

Ist sie aber erhaben, voll ernster Majestät und beredt in ihren wichtigen und ernsthaften Reden, so kann sie auch wieder leicht und reizend in witzigen Scherz- und Stichelreden einem begegnen, lieb plaudern, einen hübsch begrüßen und anmutig verabschieden, so daß ihre Gesellschaft angenehmer als irgendeine in der ganzen Welt ist: denn wenn sie gleich jemand stichelt und schraubt, so trifft sie doch so ins Schwarze und tut's auf eine so feine Art, daß man unmöglich verdrießlich darüber werden kann, sondern selbst noch eine Freude daran haben muß.

Ferner, wenn sie gut zu reden weiß, so weiß sie auch mindestens ebensogut zu schreiben. Die schönen Briefe, die man von ihr hat, beweisen dies hinlänglich, denn ob's ernsthafte, ob's vertrauliche sind, es sind die schönsten und bestgeschriebenen, so daß alle großen Schriftsteller der Vorwelt sowohl als unseres Zeitalters sich verkriechen müssen, wenn die ihrigen erschienen, gegen die jene bloßes Geleier sind. Niemand kann sie lesen, ohne sich über den armen Cicero mit seinen vertraulichen Briefen lustig zu machen, und wer eine Sammlung davon und von ihren Reden veranstalten könnte, der gäbe Schule und Unterweisung für jedermann. Man darf darüber auch nicht weiter befremdet sein, denn sie ist schon von Natur von fähigem schnellen Geist, starker Auffassung und tiefem gründlichen Verstande. Kurz, sie ist eine wahre Königin in allen Stücken und verdiente wohl ein großes Königreich, ja Kaisertum zu regieren. Ich will hierbei folgende Abschweifung mir erlauben, da sie doch zu unserer Sache gehört.

Als ihre Vermählung mit dem König von Navarra zu Blois endlich bestimmt war, gab es viele Schwierigkeiten, und zwar von seiten der Königin Johanna, die plötzlich

ganz andern Sinnes war als früher einmal, da sie an meine Mutter, ihre dame d'honneur, die damals krank und nicht bei ihr war, geschrieben hatte. Ich habe diesen Brief von ihrer eigenen Hand im Archiv unseres Hauses gesehen, darin sagt sie: „Meine große Freundin! Um Ihnen Freude zu machen und zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit durch die guten Nachrichten, welche der König, mein Gemahl, mir meldet, beizutragen, schreibe ich Ihnen, daß er so kühn war, von dem König und Madame deren jüngste Tochter für meinen Sohn zu erbitten, und Seine Majestät haben ihm sie versprochen, worüber ich Ihnen meine Freude nicht verbergen kann..." Es ließe sich viel über die ganze Sache reden. Zur Zeit, da diese Sache in Ordnung kam, gab es bei Hof eine Dame, die ich nicht nennen will, und die betrug sich so albern, als sie nur irgend konnte. Abends beim Auskleiden fragte nämlich die Königinmutter ihre Damen, ob sie ihre Tochter gesehen hätten, und welche Freude sie über das Zustandekommen der Vermählung gezeigt habe. Unsere einfältige Dame nun, die noch nie bei Hofe gewesen war, war am ersten mit der Antwort bei der Hand und sagte: „Wie, gnädigste Frau, muß sie nicht froh sein über eine solche Vermählung, da sie dadurch zu einer Krone kommt und vielleicht gar noch Königin von Frankreich werden kann, wenn diese Krone nämlich dem Manne, dem sie versprochen, zufallen sollte, was mit der Zeit wohl geschehen mag?" Als die Königin dieses törichte Geschwätz hörte, gab sie zur Antwort: „Meine liebe Freundin, Ihr seid recht dumm! Ich wollte lieber, daß Ihr einen hunderttausendfachen Tod stürbet, als daß Eure dumme Prophezeihung zur Wahrheit und Wirklichkeit werde; denn ich wünsche dem König und meinen andern Kindern langes Leben und alles Wohlergehen." Darauf sagte eine andere große Dame, die auf einem sehr guten Fuß mit ihr stand und dabei war: „Immerhin, Majestät, wenn, was Gott verhüte, dies Unglück sich wirklich ereignen sollte, wäre es Ihnen nicht lieb, Ihre Tochter als Königin von Frank-

reich zu sehen, da die Krone ihr doch vermöge der Gerechtsame ihres Gemahls mit vollem Recht zufiele?"

„Wie sehr ich diese Tochter auch liebe, so denke ich doch, wenn dies sich ereignete, würden wir Frankreich von vielem Übel und Unglück und Trübsal zerrüttet sehen. Und ich wollte lieber hundertmal sterben (wie sie es auch wirklich tat), als es in diesem Zustand erblicken! Ich glaube nämlich, man würde dem König von Navarra aus vielen Gründen, die ich nicht sagen mag, nicht so unbedingt gehorchen wollen wie meinen Kindern."

Man sieht, es gab also zwei Prophezeiungen, und beide gingen in Erfüllung, eine von einer einfältigen Dame, die andere von einer sehr klugen Fürstin und beide innerhalb weniger Jahre. Eine Weissagung ist jedoch zurzeit zunichte gemacht durch die Gnade, welche Gott Ihm[26]) schenkte durch die Stärke seines guten Schwerts und die Kraft seines mutigen Herzens, die Ihn zu einem so großen, siegreichen, gefürchteten und unumschränkten König gemacht haben, wie er es nach so vielen Zwischenfällen und Mühsalen gegenwärtig ist. Gott erhalte Ihm durch seine heilige Gnade dieses große Glück, so wie es auch für uns Untertanen nötig ist.

„Wenn nun durch Aufhebung des salischen Gesetzes," setzte die Königin damals noch hinzu, „das Reich vermöge ihrer unbestreitbaren Gerechtsame meiner Tochter zufiele, sowie auch andere Reiche von der Lanze auf die Kunkel[27]) fallen, so ist gewiß meine Tochter ebensogut fähig zu regieren oder noch besser als viele Männer und Könige, von denen ich weiß, und die schon regiert haben; und ich glaube auch, daß ihre Herrschaft ruhmvoll ihrem Großvater sowie dem König, meinem Vater, Ehre machen würde, denn sie besitzt einen großen Geist und große Anlagen hierzu."

Bei dieser Gelegenheit sagte sie noch, dieses salische Gesetz sei eine sehr üble Einrichtung, und sie habe den Herrn Kardinal von Lothringen ehemals, als er mit den andern Abgeordneten in der Abtei Cercan den Frieden

zwischen den beiden Königen schließen half, sagen hören: als ein Punkt des salischen Gesetzes, die Erbfolge der weiblichen Linie auf den französischen Thron betreffend, berührt wurde, hätte der Kardinal von Granvelle, früher auch von Arras genannt, ihn heftig angefahren und ihm gesagt: es seien wahre Albernheiten und Betrügereien in diesem unseren salischen Gesetz, und er habe ihm den Star darüber gestochen; bloß alte Träumer und Geschichtenschwatzer hätten es so aufgeschrieben, ohne zu wissen, warum, und es den Leuten so weisgemacht; es sei in Frankreich nie gegeben, nie wirklich Gesetz gewesen, sondern nur eine Art Gewohnheitsrecht, das bei den Franzosen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und so eingeführt worden sei, und da es zudem gegen alle Billigkeit gehe, könne man es recht gut abschaffen.

So sprach darüber die Königinmutter. Und geht man der Sache auf den Grund, so war es nach der Meinung der meisten Pharamond, der es aus seinem Lande mitbrachte und einführte; wir sollten es also besser nicht halten, da er ein Heide gewesen war; unter uns rechtgläubigen Christen die Gesetze eines Heiden so streng zu befolgen, heißt Gott gröblich beleidigen. Es ist allerdings wahr, daß der größte Teil unserer Gesetze von heidnischen Kaisern herstammt; aber soweit sie heilig, gerecht und billig sind, was bei vielen ist, mögen wir uns ihnen unterordnen; dieses salische Gesetz von Pharamond aber ist unbillig und widerspricht dem göttlichen Gesetz Gottes; im Alten Testament (fünfundzwanzigstes Kapitel des vierten Buches Mosis) steht nämlich geschrieben: „Die männlichen Kinder sollen zuerst nachfolgen und dann nachher, wenn solche fehlen, die Töchter." Dieses heilige Gesetz läßt also die Töchter nach den Söhnen zur Erbfolge zu.

Überdies, nähme man dieses salische Gesetz genau dem Buchstaben nach, so wäre es nicht schlimm; das meinen wenigstens manche große Persönlichkeiten, die ich habe sagen hören: „Solange männliche Erben da sind, erben und

regieren die Töchter nicht." Folglich sollten sie erben und auf den Thron gelangen können, wenn keine männlichen Erben da sind. Und dann, ist es Rechtens, daß in Spanien, Navarra, England, Schottland, Ungarn, Neapel und Sizilien die Töchter regieren, warum sollte es da nicht ebensogut in Frankreich angehen? Denn was recht ist, ist überall und allerorten recht, und am Ort liegt es nicht, ob ein Gesetz auch recht und billig ist.

Alle die Lehen, die wir in Frankreich haben, Herzogtümer, Grafschaften, Baronien und andere königliche Herrschaften, die nach ihren Gerechtsamen und Freiheiten gleichsam (und zwar recht wesentlich) von königlicher Art sind, fallen an Weiber und Töchter; so haben wir als Beispiele Bourbon, Vendôme, Montpensier, Nevers, Rhetel, d'Eu, Flandern, Bourgogne, Artois, Zelande, Bretagne, oder Mathilde, welche Herzogin von der Normandie war, und Eleonora, Herzogin von Guyenne, welche den König Heinrich den Zweiten, den König von England, bereicherten; Beatrix, Gräfin von Provence, die diese Provinz ihrem Gemahl, dem König Ludwig, zubrachte; die einzige Tochter Raymonds, die Gräfin von Toulouse, durch die es Alfons, der Bruder Ludwig des Heiligen, als Mitgift bekam, und noch ganz kürzlich Anna, die Herzogin der Bretagne, und andere; warum sollte dann das Königreich Frankreich nicht ebenso die Töchter Frankreichs auf seinen Thron berufen?

Herrschte die schöne Galathee, als Herkules sich nach Eroberung Spaniens mit ihr vermählte, nicht auch in Gallien? Stammen nicht gerade aus dieser Verbindung unsere braven, tapfern und heldenmütigen Gallier, deren Ruhm ehemals so weit erscholl?

Und warum sollten die Töchter der Herzöge in diesem Reich fähiger sein, ein Herzogtum oder eine Grafschaft gerecht zu beherrschen, was nahe an königliches Tun und Ansehen grenzt, als die Töchter der Könige zur Regierung des Königreichs? Und warum sollten französische Prinzessinnen nicht ebensogut imstande sein zu

befehlen und zu herrschen wie die Töchter in andern, so in den schon genannten Königreichen und großen Herrschaften?

Wie albern dieses salische Gesetz ist, beweist zudem, daß die Menge von Chronikenschreibern, Schriftstellern und Schwätzern, die darüber geschrieben haben, nicht einmal über die Abstammung des Wortes unter sich einig werden können. Einige, wie Postel, halten dafür, daß es Namen und Ursprung von den Galliern habe und „salisch" statt „gallisch" genannt worden sei wegen der großen Ähnlichkeit der Buchstaben G und S in der alten Schreibart; allein er ist ein wirrer Kopf in solcher Behauptung wie auch in vielen andern Stücken, was mir eine hohe Person versichert hat. Jean Ceval, Bischof von Avranches, ein großer Altertumsforscher des französischen Galliens, wollte es von dem Wort Salle herleiten, weil dies Gesetz nur für königliche Säle und Paläste gegeben sei. Claudius Seisel war so ungeschickt zu meinen, es komme von dem lateinischen Wort Sal her, als ein Gesetz „voll Salzes", das heißt, voll Weisheit, das Salz sei als Metapher zu nehmen. Einem Doktor der Rechte, namens Ferrarius Montanus, beliebte es, die Behauptung aufzustellen, Pharamond habe ehedem Saliq geheißen. Andere wieder leiten es von Salogast ab, einem der vornehmsten Räte Pharamonds. Andere, die tiefer dringen möchten, sagen, der Name des Gesetzes komme daher, daß so viele Artikel darin mit den Wörtern anfangen „si aliquis", „si aliqua". Noch andere leiten es von den salischen Franken ab, wie im Marcellin zu lesen ist. Kurz, es gibt da genug Rebusse und verwirrte Meinungen, man darf sich also nicht wundern, daß der Herr Bischof von Arras dem Herrn Kardinal von Lothringen darüber zu Leibe ging. Wie ja überhaupt die Leute seiner Nation in ihren Späßen und Bänkeln Philipp von Valois den gefundnen König nannten, in der Meinung, dieses Gesetz sei eine ganz neue Erfindung und er selbst kraft eines neuen, zuvor in Frankreich noch

nie anerkannten Rechts König geworden. Hierbei beruft man sich darauf, daß König Karl V., als die Grafschaft Flandern an die weibliche Linie gekommen war, weder wirklich noch auch der Form nach einen Anspruch darauf erhob, sondern es im Gegenteil seinem Bruder Philipp Burgund als Apanage gab, um die Heirat mit der Gräfin von Flandern zu ermöglichen, die er für sich nicht behalten wollte, weil sie ihm nicht schön genug war, wenn sie auch reicher war als die von Bourbon. Dies ist freilich ein starker Beweis dafür, daß dieser Artikel des salischen Gesetzes nicht immer im ganzen wie im einzelnen befolgt worden ist, und darum darf man nicht zweifeln, daß die Töchter, wenn sie zur Krone gelangten, besonders wenn sie schön, wacker und tugendhaft sind wie die, von der ich spreche, das Herz ihrer Untertanen durch ihre Schönheit und ihre Reize weit stärker an sich fesseln würden, als alle Stärke der Männer dies könnte.

Der Herr du Tillet schreibt, daß die Königin Clotilde die christliche Religion in Frankreich eingeführt hat, und von dieser Zeit an ist keine zu finden, die vom rechten Glauben abgefallen wäre, was den Königinnen sehr zur Ehre gereicht; den Königen seit Chlodwig kann nicht das gleiche nachgerühmt werden; denn Chilperich I. war von der arianischen Ketzerei angesteckt, und es gelang, wie Gregorius von Tours meldet, nur zwei Prälaten der gallicanischen Kirche, ihn davon loszureißen. Und dann, wurde denn Katharina, die Tochter Karls VI., nicht von ihrem Vater und dessen Staatsrat als Königin von Frankreich eingeholt?

Du Tillet sagte noch dazu, die Prinzessinnen des königlichen Hauses seien so sehr verehrt worden, daß man ihnen, trotzdem sie mit Fürsten vermählt gewesen seien, deren Rang geringer gewesen sei als der königliche, dennoch erlaubt habe, den königlichen Titel zu führen und sie, ihren eigenen Namen hinzufügend, „Königinnen" genannt habe. Eine Ehre, die ihnen Zeit ihres Lebens blieb zum Zeichen, daß sie Töchter des Königs von

Frankreich seien. Diese alte Gewohnheit gab stillschweigend zu erkennen, daß die königlichen Töchter so gut Königinnen sein könnten wie die Söhne Könige. Man findet auch die Anmerkung, daß zur Zeit Ludwigs des Heiligen, als ein Pair-Gericht gehalten wurde, die Gräfin von Flandern unter den Anwesenden genannt wird und ihren Platz unter den Pairs einnahm.

Man höre weiterhin, was Herr du Tillet von dem salischen Gesetz sagt: es sei bloß für die Untertanen geschrieben worden, wenn keine Söhne da wären, so erbten die Töchter das alte Gut. Sollte also nach dem Recht die Krone vergeben werden, so müßten die königlichen Prinzessinnen, wenn keine Prinzen da sind, sie bekommen; trotzdem sind sie durch die Sitte und ein Sondergesetz des französischen königlichen Hauses immer davon ausgeschlossen, und das hat seinen wahren Grund im Stolz der Franzosen, die es nicht leiden wollen, von Weibern beherrscht zu werden. Anderswo sagt er: man müsse sich sehr wundern über die Unkenntnis, die es fertig bringe, solche Gewohnheit so lang dem salischen Gesetz zuzuschreiben, während es in Wahrheit dagegen ist. Als König Karl V. über die Vermählung seiner Tochter Marie mit Wilhelm, Grafen von Hennegau, im Jahre 1374 unterhandelte, ließ er sich ausdrücklich von diesem Grafen einen Verzicht auf Krone und Dauphiné geben; dies ist übrigens ein wesentlicher Punkt, von dem viele Streitigkeiten ihren Ausgang genommen haben.

Sicher ist das eine: Wenn die Weiber so gut die Waffen führen könnten wie die Männer, so würden sie wohl die ihnen günstige Auffassung durchsetzen. Aber zum Ersatz haben sie ihre Schönheit, die man nur nicht so anerkennt, wie man sollte. Denn es ist doch bei Gott besser, von schönen, artigen und trefflichen Damen kommandiert zu werden, als von mürrischen, eitlen, häßlichen und eklen Männern, wie es deren ehemals in unserem Frankreich wohl gegeben hat.

Ich möchte gern wissen, ob unser Vaterland sich unter

unendlich vielen albernen, hochmütigen, tyrannischen, einfältigen, nichtswürdigen, unwissenden und närrischen Königen, die regiert haben, besser befunden hat? Wobei ich jedoch beileibe unsere tapferen Könige, wie die Pharamond, Chlodio, Chlodwig, Pipin, Martell, Karl, Ludwig, Philipp, Johann, Franz und Heinrich nicht meine, denn diese waren heldenhaft und großherzig, und das Volk, das unter ihnen lebte, war glücklich, sie aber erzeugten eine Menge Prinzessinnen, die vortrefflich, einsichtsvoll und würdig waren zu regieren. Ich berufe mich hierbei darauf, wie gut es allen unter der Regentschaft der königlichen Mütter ergangen ist.

Wie ausgezeichnet verwaltete Fredegunde die Geschäfte des Reiches während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Königs Chlotar! So weise und geschickt tat sie es, daß er Monarch von Gallien und einem großen Teil von Deutschland wurde!

Ein Gleiches tat Mathilde, die Gemahlin Dagoberts, für ihren Sohn, den König Chlodwig II.; und lange hernach Blanche, die Mutter Ludwigs des Heiligen. Sie schaltete so weise, daß gleichwie ehemals die römischen Kaiser sich zum Andenken der glücklichen Zeiten Roms unter dem großen Kaiser Augustus, Augustus nennen ließen, ebenso alle Königinnenmütter nach dem Hinscheiden ihrer königlichen Gemahle reines blanches heißen wollten, zum ehrenvollen Gedächtnis der Regierung dieser Fürstin. Der von mir erwähnte Herr von Tillet ist allerdings hierin anderer Meinung, ich habe aber dies von einem großen Senator mir so sagen lassen.

Um noch etwas weiter zu gehen: Isabella von Bayern erhielt die Regentschaft für ihren Gemahl Karl VI. auf Anraten und Gutheißen des Staatsrates, als der König geisteskrank wurde; ebenso Madame von Bourbon während der Minderjährigkeit ihres kleinen Bruders, des Königs Karl VIII.; Madame Louise von Savoyen für König Franz I. und die Königinmutter für ihren Sohn, den König Karl IX.

Wenn nun fremde Damen wie diese (Madame von Bourbon ausgenommen, die aus dem französischen Hause war), so fähig waren, Frankreich gut zu regieren, warum sollten es unsere eigenen nicht ebenso sein und nicht ebenso mit gleichem Eifer und gleicher Hingabe herrschen, da sie es doch in ihrem Vaterland täten, wo sie die erste Milch gesogen haben, und wo alles sie näher angeht?

Ich möchte wohl wissen, worin unsere letzten drei Könige unsere letzten drei königlichen Prinzessinnen, Elisabeth, Claudia und Margaretha, so sehr übertroffen haben, daß sie, wenn sie zur Regierung gekommen wären, nicht ebensogut hätten auf dem Thron sitzen können wie ihre Brüder, wobei ich übrigens deren Geschick und Herrschertugenden nicht in Zweifel ziehen will, da beides bei ihnen allerdings in hervorragender Art da war.

Ich habe verschiedene große und einsichtsvolle und weitsehende Personen versichern hören, daß das Ungeschick, das wir zu erdulden hatten, zu erdulden haben und noch erdulden werden, uns in diesem Falle vielleicht nicht betroffen hätte, und sie gaben auch gute Gründe dafür an, deren Erörterung mich aber hier zu weit führen würde.

Allein siehe da, trotz dem allem sagt der dumme, gemeine, große Haufe: Man muß das salische Gesetz befolgen. Elender Einfaltspinsel, weiß Er denn nicht, daß die alten Deutschen, von deren Samen wir stammen, die Übung hatten, die Weiber zu Staatsgeschäften zuzuziehen ebenso wie die Männer, was wir aus Tacitus lernen können. Da sie damals die Weiber würdig befanden, auf die Regierung Einfluß zu nehmen und zu herrschen, so erhellt zur Genüge daraus, daß dieses salische Gesetz erst später verfälscht worden sein muß. Es ist eben auch nichts als ein Gewohnheitsrecht, und da die armen Mädchen zu schwach waren, ihr Recht mit der Degenspitze zu erweisen und zu behaupten, wie dies einstens Sitte war, so wurden sie von den Männern eben

ausgeschlossen und verdrängt. Ach, daß unsere braven und tapferen Paladins nicht mehr am Leben sind, ein Roland, ein Renaud, ein Ogier, ein Olivier, ein Deudon, ein Graffon, ein Yvon und noch soundsoviele andere tapfere Ritter, die sich's zum Beruf und zum Ruhme machten, den Damen in ihrem Mißgeschick und ihren Drangsalen an Ehre, Gut und Blut beizuspringen; ach daß diese noch lebten, um die Gerechtsame unserer Königin Margaretha zu verfechten; ihr Schicksal ist es ja, nicht einen Zoll breit Land von dem Reich zu besitzen, von dem sie so edel abstammt, und das vielleicht nach göttlichem und menschlichem Recht ihr sogar gebührt, ja nicht einmal ihre Grafschaft Auvergne, die ihr als der einzig noch überlebenden Erbin ihrer königlichen Mutter zukommt, darf sie genießen, einsam muß sie im Schlosse Usson in den Einöden, Felsen und Gebirgen von Auvergne leben; das aber ist ein Aufenthalt, der doch zu sehr gegen eine große Stadt wie Paris absticht, wo sie jetzt thronen und zu Gericht sitzen sollte, nach dem ihr selbst angeborenen Recht sowohl, als auf Grund berechtigter Ansprüche des Königs, ihres Gemahls. Das Unglück ist aber, daß man weder das eine noch das andere anerkennen will. Wären beide Gatten recht einig zusammen, in Leib und Seele wie in Freundschaft, so wie sie es ehedem waren, dann ginge vielleicht alles besser für alle, und sie würden gefürchtet, geehrt und als das anerkannt werden, was sie sind! (Gott hat es, seit ich dies schrieb, gefügt, daß sie sich wieder miteinander versöhnt haben, was ein sehr großes Glück ist.)

Ich hörte einmal den Herrn von Pibrac sagen, die Verbindung mit dem Hause Navarra bringe überhaupt das Unglück, daß eheliche Uneinigkeiten erstehen, wie ehemals zwischen Ludwig, dem Zänker, König von Frankreich und Navarra, und seiner Gemahlin Margaretha von Burgund, Tochter des Herzogs Robert III. Oder zwischen Philipp dem Langen, König von Frankreich und Navarra, und Johanna, Tochter des Herzogs Othelin von Burgund,

die unschuldig war und ihre Unschuld auch vor aller Augen bewies.

Ebenso ging es mit Karl dem Schönen, König von Frankreich und Navarra, und Blanca, seiner ersten Gemahlin, ebenfalls einer Tochter des Grafen Othelin von Burgund. Und in allerletzter Zeit mit dem König Heinrich von Albret und Margaretha von Valois, der, wie ich aus guter Quelle weiß, sie sehr übel behandelte und es noch schlimmer gemacht haben würde, wenn ihr Bruder, König Franz, nicht gewesen wäre, der ihm darüber ordentlich seine Meinung sagte und ihn heftig bedrohte, wenn er seine Schwester nicht besser in Ehren hielte und nicht mehr Rücksicht auf ihren erhabenen Rang nähme.

Der letztverstorbene König, Anton von Navarra, lebte ebenfalls in sehr schlechter Ehe mit seiner Gemahlin, der Königin Johanna.

Ebenso ist nun auch unsere Königin Margaretha ein wenig veruneinigt mit ihrem Gemahl und lebt nicht mit ihm; Gott wird sie aber trotz dieser jammervollen Zeit einst wieder vereinigen und zusammenführen!

Ich habe eine Fürstin versichern hören, daß sie ihrem Gemahl bei dem Blutbad in der St. Bartholomäusnacht das Leben gerettet hat, denn er war ohne Zweifel mit unter den Geächteten und stand auf der Blutliste, dem „roten Papier", wie man zu sagen pflegt. Man meinte nämlich, man müsse die Wurzeln ausrotten, wie den König von Navarra, den Prinzen von Condé, den Admiral und andere Großen. Die Königin von Navarra warf sich aber vor ihrem Bruder, dem König Karl, auf die Knie und bat um das Leben ihres Herrn und Gemahls. Und wenn sie auch seine Schwester, die er liebte, war, so hielt es doch schwer, bis ihr der König gewährte. Ob dies ganz so gewesen ist, muß ich indessen dahingestellt sein lassen, denn ich weiß es nur vom Hörensagen.

Dies Blutbad ging ihr überhaupt sehr zu Herzen; sie rettete dabei jedoch mehreren das Leben, unter andern

sogar auch einem gascognischen Kavalier (ich denke, er hieß Lerac), der verwundet, wie er war, sich unter das Bett warf, worin sie lag, und von dem sie die Mörder, die ihn bis dahin verfolgten, verjagte; denn sie war nie grausam, sondern voll Güte, wie alle französischen Königstöchter.

Der Zwist zwischen ihr und ihrem Gemahl soll seinen Grund mehr in der Religionsverschiedenheit als in irgend etwas anderem haben; denn jeder Teil liebt und behauptet die seine. Als nun die Königin nach Pau, der Hauptstadt in Bearn, gereist war und die Messe daselbst lesen ließ, gab es dort einen Sekretär des Königs, ihres Gemahls, namens Le Pin, der ehemals bei dem Herrn Admiral in Diensten gewesen war, und der sich über dies Messelesen so ärgerte, daß er deswegen einige Leute aus der Stadt, die ihr beigewohnt hatten, einsperren ließ.

Darüber war die Königin sehr ungehalten. Und als sie ihn deswegen zur Rede stellte, antwortete er ihr von oben herab in unanständigem Ton, wie er ihm gar nicht zukam, sogar in Gegenwart des Königs, der es ihm heftig verwies und ihn aus seinem Dienst jagte. Denn als ein edler und vornehmer Herr weiß er wohl zu lieben und zu achten, was er soll, wie seine schönen und edlen Handlungen jederzeit erwiesen haben.

Dieser du Pin aber berief sich auf das Edikt, das dorten gilt und Messelesen und Messehören bei Todesstrafe verbietet. Da die Königin sich, der Himmel weiß wie, dadurch verletzt fühlte, schwur sie hoch und teuer, nie wieder einen Fuß in dies Land setzen zu wollen, verlangte freie Religionsübung, reiste ab und hielt von der Zeit an diesen Schwur getreu.

Ich habe mir sagen lassen, daß nichts ihr so sehr je zu Herzen ging als diese Unbill, daß man ihr die freie Übung ihrer Religion rauben wollte; um dies ganz nach Herzenslust tun zu können, bat sie ihre gute Mutter, die Königin, zu ihr zu kommen, und eilte alsdann mit ihr

nach Frankreich zu ihrem Bruder, dem König, den sie hoch ehrte und sehr liebte.

Als sie an dessen Hof kam, wurde sie jedoch nicht so von ihm empfangen und aufgenommen, als er wohl hätte sollen. Sie fand, daß eine große Veränderung in seinem Wesen zu ihr seit ihrer Abreise vorgegangen war, und daß manche Personen, von denen sie es nie gedacht und geglaubt hätte, unterdessen zu hoher Stellung und Rang gekommen waren; dies verdroß sie nun gar gewaltig, und sie brachte es nicht übers Herz, jetzt um deren Gunst zu betteln und ihnen zu hofieren, wie andere, die aber nicht so hoch standen wie sie, es wohl taten; sie verachtete sogar solche Menschen und solches Tun tief, wie ich selbst mit angesehen habe. So groß war ihr Mut. Ach, nur allzu groß war er und war Ursache all ihres späteren Unglücks! Denn hätte sie sich nur ein wenig Gewalt antun wollen und nachgeben, so hätte sie nicht so viel Mißgeschick betroffen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit folgendes erzählen. Als ihr Bruder, der König, nach Polen reiste und später, als er dort war, erfuhr sie, daß der Herr von Gua, der beim König, ihrem Bruder, in ganz besonderer Gunst stand, recht üble Reden über sie geführt hatte, die gar wohl zwischen dem Bruder und der Schwester Feindschaft oder Bitterkeit stiften konnten. Einige Zeit darauf kam gedachter Herr von Gua aus Polen zurück an den Hof und ging, da er Briefe von dem König an seine Schwester hatte, selbst hin, um sie auf ihr Zimmer zu bringen und ihr die Hände zu küssen. Das habe ich selbst mit angesehen.

Als sie ihn eintreten sah, geriet sie in heftigen Zorn; und als er sich ihr näherte, um ihr seinen Brief zu übergeben, da sagte sie mit zornrotem Gesicht zu ihm: „Es ist Ihr Glück, de Gua, daß Sie mit diesem Brief von meinem Bruder vor mir erscheinen, der Ihnen als Schutz dient, denn ihn liebe ich so sehr, daß alles, was von ihm kommt, bei mir frei und sicher ist. Sonst wollte ich

Sie lehren, von einer Fürstin, wie ich es bin, einer Schwester Ihrer Könige, Ihrer Herren und Souverains solche Reden zu führen."

Der Herr von Gua antwortete ihr sehr demütig: „Ich würde es auch nie gewagt haben, gnädigste Frau, Ihnen je unter die Augen zu treten, da ich weiß, daß Sie mir ungnädig sind, wenn ich nicht gewissermaßen einen Schutzbrief von dem Könige, meinem Herrn, hätte, der Sie liebt und den auch Sie sehr lieben; ich gebe mich darum der gewissen Hoffnung hin, daß Sie, gnädigste Frau, aus Liebe zu ihm, und da Sie ohnehin gnädig und großmütig sind, mich anhören werden."

Er brachte hierauf seine Entschuldigungen vor, führte seine Verteidigungsgründe an, wie er denn überhaupt sehr gut zu sprechen wußte. Dabei leugnete er rundweg, daß er von der Schwester seiner Könige je anders als mit der äußersten Ehrerbietung gesprochen habe. Sie aber schickte ihn fort, heftig beteuernd, daß er stets eine bittere Feindin an ihr haben werde, und dies Versprechen hielt sie ihm auch bis an seinen Tod.

Nach einiger Zeit schrieb der König an Frau von Dampierre und bat sich von ihr als größten Liebesdienst aus, daß sie die Königin bewege, dem Herrn von Gua um seinetwillen zu vergeben und ihn wieder zu Gnaden anzunehmen. Die Frau von Dampierre unterzog sich diesem Geschäft nur höchst ungern, da sie das Naturell der Königin sehr gut kannte. Weil indessen der König sie liebte und großes Vertrauen in sie setzte, so wollte sie auf gut Glück wenigstens einen Versuch wagen. In dieser Absicht kam sie denn eines Tages zu der Königin auf ihr Zimmer, und da sie sie bei ziemlich guter Laune antraf, brachte sie ihr Anliegen aufs Tapet. Sie stellte ihr vor, sie solle, um die Gewogenheit, Gunst und Freundschaft ihres königlichen Bruders, welcher bereits König von Frankreich war, zu bewahren, dem Herrn von Gua verzeihen, ihm alles Vergangene erlassen und ihn wieder zu Gnaden annehmen; der König liebe ihn sehr und sei ihm

mehr gewogen als irgendeinem seiner andern Diener, und so könnte sie denn, wenn sie ihm ihre Freundschaft schenke, viel angenehme Dienste und Gefälligkeiten von ihm erhalten, da er das Herz des Königs, seines Herrn, so sicher in der Hand habe und lenke; es sei doch besser, daß sie ihn auf ihre Seite bringe und sich seiner bediene, als daß sie ihn zur Verzweiflung treibe und ihn gegen sie erbittere, was ihr dann sehr schaden könnte; sie hätte zu ihrer Zeit unter der Regierung des Königs Franz I. die Prinzessinnen Magdalena und Margaretha, von denen die erste nachher Königin von Schottland, die andere Herzogin von Savoyen wurde, beide ihre Tanten, gesehen, wie sie, so hohen und stolzen Herzens sie auch waren, sich dennoch so weit herabließen, dem Herrn von Sourdis geradezu den Hof zu machen, der doch weiter nichts als Garderobemeister des Königs, ihres Vaters, war, und seine Gunst zu suchen, bloß um durch seine Vermittlung die Gnade und Gewogenheit ihres königlichen Vaters zu erlangen; nach dem Beispiel dieser ihrer Tanten sollte sie es ebenso mit dem Herrn von Gua machen.

Nachdem die Königin ihr aufmerksam zugehört hatte, antwortete sie der Frau von Dampierre ziemlich frostig, jedoch, wie das ihre Art, ein wenig lächelnd: „Frau von Dampierre, was Sie mir da sagen, möchte allenfalls wohl für Sie gut sein, die Sie Gunst, Gefälligkeiten und Wohltaten bedürfen; und wäre ich Sie, so würden solche Reden, wie Sie mir da sagen, sehr gut angebracht und passend sein, und ich würde sie gern annehmen und befolgen; allein bei mir, einer Königstochter und Schwester französischer Monarchen und der Gemahlin eines Königs ist das anders. Mit solchen erhabenen und schönen Eigenschaften kann ich nicht in Ehren um Gunst, Gnade und Wohltaten des Königs, meines Bruders, betteln; ich denke, er ist so gut gesinnt und kennt seine Pflicht so genau, daß er sie mir auch ohne die Gewogenheit de Guas nie versagen wird, sonst würde er seine Ehre und königliche Würde arg beflecken. Sollte er aber auch so sehr ent-

artet sein, daß er sich so weit vergessen könnte, mich anders zu halten, als ihm zukommt, so will ich aus Stolz und Ehrgefühl lieber seine Gewogenheit darüber, daß ich de Gua und dessen Gunst nicht suchen wollte, entbehren, als daß man mir vorwerfe oder von mir argwöhnen könnte, sie durch dieses Mittel und seine Verwendung erlangt zu haben. Mir scheint, um sie zu verdienen, hinlänglich, daß ich das bin, was ich bin; und wenn er sich wert fühlt, König zu heißen und von mir und seinem Volk geliebt zu werden, so fühle ich mich, als seine Schwester, wert Königin zu sein und nicht nur von ihm, sondern von aller Welt geliebt zu werden. Und wenn schließlich meine Tanten, wie Sie mir sagen, sich so tief erniedrigten, so — konnten sie's tun, wenn sie's wollten und so gelaunt waren; ihr Beispiel kann jedoch kein Gesetz für mich sein, noch mich zur Nachahmung bringen, ich will mich nach keinem andern als meinem eigenen Modell formen."

Dann sagte sie nichts weiter, und Frau von Dampierre mußte gehen; immerhin trug ihr die Königin es nicht weiter nach, denn sie liebte sie sehr.

Ein andermal, als der Herzog von Espernon nach dem Tode Monsieurs nach der Gascogne ging — eine Reise, für die es, wie man sagte, allerlei Gründe gab —, besuchte er den König von Navarra zu Pamyers, und beide erwiesen einander große Höflichkeiten und Liebkosungen. Ich gebrauche diese Worte, denn damals war der Herr von Espernon halb König von Frankreich wegen der ausschweifenden Gunst, die ihm der König, sein Herr, erwies. Nachdem sie also sehr zärtlich miteinander gewesen waren und Feste gefeiert hatten, bat ihn der König von Navarra, ihn auf dem Rückweg von Toulouse zu besuchen, was er ihm auch versprach. Der König von Navarra machte sich hierauf auf den Weg, um alles zu einer guten Bewirtung für ihn vorzubereiten. Aber die Königin, die damals dort war und aus vielen ernsten Gründen den Herzog von Espernon bis auf den Tod

haßte, sagte zu dem König, ihrem Gemahl: Sie wolle unterdessen wegreisen, um das Vergnügen nicht zu stören noch zu hindern, da sie schlechterdings den Anblick des Herrn von Espernon nicht ertragen könne, ohne daß ihr giftiger Zorn sich Luft schaffe und zum Ausbruch käme, was dem König, ihrem Gemahl, Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten verursachen könnte. Und da sie darauf beharrte, wegzureisen, bat es sich der König als die größte Gefälligkeit von ihr aus, zu bleiben, gedachten Herrn von Espernon empfangen zu helfen und ihm zu lieb allen ihren Groll gegen ihn beiseite zu setzen, da sehr viel für sie beide und für ihre Hoheit davon abhinge.

„Nun gut, mein Gemahl," sagte die Königin zu ihm „da Sie geruhen, mir's zu befehlen, so will ich bleiben und ihn gut empfangen, aus schuldigen Respekt und Gehorsam gegen Sie." Und dann sagte sie zu einigen von ihren Damen: „Aber ich stehe euch dafür, daß ich bei seiner Ankunft und die ganze Zeit seines Aufenthalts über ein Kleid anziehen werde, das ich sonst nie wieder anziehe: Heuchelei und Verstellung. Denn ich will mein Gesicht so gut verlarven, daß er nichts als alles Liebe und Gute und Sanfte darin lesen soll; gleichen Zwang werde ich auch meinem Mund auferlegen und also äußerlich so scheinen, daß man auch mein Inneres für gut halten soll, dafür kann ich aber nicht gut sagen, das steht auch keineswegs in meiner Gewalt; mein Herz gehorcht nur sich, so voll Freimütigkeit ist es, es vermag nicht das Gift irgendeiner Heuchelei zu verbergen, noch sich im mindesten zu erniedrigen, nur Gott und der Himmel könnte es erweichen und zärtlich machen, wenn er es umschüfe oder umschmölze."

Um also den König, ihren Gemahl — den sie, so wie er seinerseits ebenfalls wieder sie, gar sehr ehrte —, zufrieden zu stellen, verstellte sie sich so sehr, daß sie den Herzog von Espernon bei seinem Besuch auf ihrem Zimmer ebenso empfing, wie der König sie gebeten und sie es ihm versprochen hatte, so gut, daß alle im ganzen

Zimmer, das voll von einer Menge Menschen war, die sich drängten, um diese Zusammenkunft zu sehen, ganz erstaunt darüber waren, sowie auch der König und der Herr von Espernon ihrerseits sehr zufrieden; allein die Hellsehendsten, und die das Naturell der Königin kannten, vermuteten wohl, daß etwas dahinterstecke; auch sagte sie selbst, sie habe bei dieser Komödie ungern eine Rolle übernehmen müssen. Ich habe dies alles aus sehr guter Quelle.

Dies sind zwei Anekdoten, die gut zeigen, wie hoch der Mut dieser Königin ging, ich habe auch die Königin, ihre Mutter, selbst darüber sagen hören, sie gleiche hierin sehr dem König, ihrem Vater, so wie denn überhaupt keins ihrer Kinder ihm mehr gleiche als sie, sowohl an Manieren, Launen, Bildung und Gesichtszügen als an Herz und Großmut; ebenso habe sie den König Heinrich unter der Regierung seines Vaters, des Königs Franz, gesehen, wie er nicht um sein ganzes Reich dem Kardinal von Tournon oder dem Admiral von Annebaut, den „Favoris" des Königs, hofiert noch geschmeichelt haben würde. Ja, er würde oft von Kaiser Karl Frieden oder Waffenstillstand erhalten haben, wenn er darum hätte bitten wollen, allein sein Sinn vermochte nicht, sich unter dergleichen zu beugen.

So war der Vater, und so geriet auch die Tochter. Aber ihr hat dies alles sehr zum Nachteil gereicht. Ich erinnere hierbei an eine schwere Menge Widerwärtigkeiten und Unanständigkeiten, die ihr deswegen am Hof widerfuhren, und die ich nicht anführen mag, denn sie sind zu ekelhaft. Es ging ja so weit, daß sie wahrhaftig mit großem Schimpf fortgeschickt wurde, wiewohl sie dessen, was man ihr zur Last legte, nicht schuldig war, wie sich erwies und mir wohl bekannt ist. Und als der König, ihr Gemahl, sich davon überzeugt hatte, verlangte er dann auch von dem König Genugtuung dafür, worüber wieder zwischen den beiden Brüdern beinahe heimlicher Haß und Groll entstand.

Der Krieg der Ligue brach hierauf aus, und da die Königin von Navarra sich von gewissen Leuten nichts Gutes versah, weil sie sehr eifrig katholisch war, so begab sie sich nach Agen, das ihr, nebst der zugehörigen Landschaft, von ihren königlichen Brüdern als Apanage und Geschenk auf Lebenszeit gegeben worden war. Weil es nun um die katholische Religion ging, und alles darauf ankam, diese zu behaupten und die andere auszurotten, so wollte sie ihrerseits auch alles hierzu tun, was in ihren Kräften stand, und gegen die reformierte Religion nach Möglichkeit Krieg führen. Hierin wurde sie aber von der Frau von Duras, die sie ganz beherrschte und unter ihrem Namen große Bedrückungen und Erpressungen ausübte, sehr übel bedient.

Das Volk in der Stadt wurde darüber erbittert und sann unter der Hand auf Mittel, sich zu befreien, sowohl ihre Frau als ihre Besatzung zu verjagen. Der Marschall von Matignon bediente sich dieser Unzufriedenheit, um einen Überfall auf die Stadt zu machen und auszuführen, was ihm der König, als ihm der Plan dazu vorgelegt wurde, mit großer Herzensfreude befahl, um seiner Schwester, die er nicht liebte, mehr und mehr Mißvergnügen zu verursachen.

Die Unternehmung, welche beim erstenmal fehlgeschlagen war, wurde aufs zweitemal durch den gedachten Herrn Marschall und die Inwohner so geschickt ausgeführt, daß die Stadt mit solcher Schnelligkeit und solchem Alarm genommen und besetzt wurde, daß unserer unglücklichen Königin nichts übrigblieb, als sich hinter einem Kavalier aufs Pferd zu setzen (wie die Frau von Durat hinter einen andern) und mit solcher Hast zu fliehen, daß sie am ersten Tag in einem Ritt zwölf starke Meilen machten und am andern Tag wieder ebensoviel, bis sie endlich die stärkste Festung Frankreichs, Carlat, erreichten. Als sie hier in Sicherheit zu sein glaubte, wurde auch dieser Platz durch die geheimen Schliche des Königs, ihres Bruders, der ein so feiner und schlauer

König war als je einer, von den Bewohnern des Landes und des Orts verkauft. Und sie, die Argwohn geschöpft und den Platz verlassen hatte, fiel auf ihrer Flucht dem Marquis von Canillac, Gouverneur der Auvergne, in die Hände, der sie gefangen nahm und auf das Schloß Usson brachte, das ebenfalls ein sehr fester, ja unbezwingbarer Platz ist, den der feine und schlaue Fuchs, König Ludwig XI. zum Teil so angelegt hatte, um seine Gefangenen dort zu verwahren, weil er sie da hundertmal sicherer hielt als zu Loches, im Bois de Vincennes oder in Lusignan. So saß also diese arme Fürstin hier gefangen und wurde nicht wie eine königliche französische Prinzessin und nicht, wie es einer so großen Fürstin zukäme, behandelt! Allein wenn ihr Leib auch gefangen war, so war es doch ihre tapfere Seele nicht, der Mut verließ sie nicht, was ihr sehr gut zustatten kam, daß sie sich von der Betrübnis nicht ganz niederdrücken ließ.

Wieviel Gewalt aber hat ein starkes Herz, unterstützt von großer Schönheit! So wurde der, dessen Gefangene sie war, nach kurzer Frist selbst ihr Gefangener, wie tapfer und stark er auch war. Armer Mann, was dachte er nur? Bildete er sich ein, die in seinem Gefängnis eingesperrt und unfrei halten zu können, die mit ihren Augen und ihrem schönen Gesicht die ganze Welt wie einen Galeerensklaven in Fesseln schlagen kann?

So wurde denn auch dieser Marquis von ihrer Schönheit entzückt und gefesselt; allein sie, die nicht an süße Freuden der Liebe dachte, sondern ihre Ehre und Freiheit wieder zu gewinnen strebte, spielte ihr Spiel mit solcher Schlauheit, daß sie die Stärkere wurde, sich des Platzes bemächtigte und den Marquis von dort verjagte, der sehr erstaunt war, sich so überrumpelt und überlistet zu sehen. Sie hat den Platz nun schon seit sechs bis sieben Jahren inne, wenn auch nicht sonderlich zufrieden und vergnügt, da sie sich der Grafschaft Auvergne beraubt sehen mußte, die ihr der Großprior von Frankreich vorenthielt; den hatte nämlich der König von der

Königinmutter in ihrem Testament zum Erben einsetzen lassen, wie sehr es sie auch verdroß, daß sie ihrer guten Tochter nicht wenigstens etwas von ihrem Eigentum hinterlassen konnte. So weit also ging der Haß, den der König, ihr Bruder, auf sie geworfen hatte.

Ach, wie anders war es nun als ehemals, wo ich sah, daß sie einander inbrünstig liebten und nur ein Leib, eine Seele und ein Wille waren. Ach wie schön sah sich's ehemals an, wenn sie miteinander sprachen, denn mochte es über einen ernsthaften oder scherzhaften Gegenstand sein — man konnte nichts Schöneres sehen noch hören, so gut hatten sie die Sprache in ihrer Gewalt. Ja, es sind nicht mehr die Zeiten, wo man sie noch miteinander im großen Tanzsaal mit Lust und in himmlischer Harmonie tanzen sah! Der König führte sie gewöhnlich zum großen Ball. Zeigte eines von beiden schöne Majestät beim Tanze, so ließ das andere sie nicht missen. Ich sah sie oft genug zusammen die spanische Pavanne tanzen, einen Tanz, bei dem Grazie und Majestät sich liebenswürdig miteinander paaren. Alle Augen im Saal konnten sich dabei nicht satt sehen, noch des Entzückens bei diesem angenehmen Anblick ein Ende finden; denn die Passagen wurden so gut ausgeführt, die Tritte so kunstvoll abgemessen und die Cadenzen so richtig eingehalten, daß man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, das kunstreiche Tanzen oder die majestätische Ruhe, wenn sie stehen blieben, worin bald eine angenehme Munterkeit, bald ein schöner und ernster Stolz zum Ausdruck kamen. Denn wer sie diesen Tanz tanzen sah, mußte allemal gestehen, daß er ihn noch nie habe so schön tanzen sehen als von diesen königlichen Geschwistern, nie so voll Grazie, nie so voll Majestät. Was mich betrifft, so bin ich ebenfalls ganz dieser Meinung, trotzdem ich ihn auch noch von den Königinnen von Spanien und Schottland sehr gut habe tanzen sehen.

Ebenso sah ich sie den italienischen Tanz Pazzemeno sehr schön tanzen, worin sie bald mit ernster Haltung und

Miene und mit feierlichem Schritt marschierten, bald nur dahin — schleiften, bald so schöne, artige und ausdrucksvolle Passagen machten, daß weder ein Prinz noch irgendein anderer es ihnen beiden darin gleich zu tun vermochte, so wie auch keine andere Dame, denn man mußte dazu eine recht majestätische Art haben. Unsere Königin fand aber auch großes Vergnügen daran, dergleichen ernste Tänze zu tanzen, weil sie in ihnen ihre schöne Grazie, ihren herrlichen Anstand und ihre ausdrucksvolle Majestät ungleich vorteilhafter ins Licht setzen konnte als in anderen Tänzen, wie z. B. in den Branslen, Volten und Couranten. Wenn sie diese auch gleichfalls sehr gut tanzte, mochte sie sie dennoch nicht sehr, weil sie eben ihrer Majestät nicht angemessen waren, wohl aber den gewöhnlichen Reizen anderer Damen. Aus eben dem Grunde sah ich sie ebenfalls öfters den Fackeltanz gerne tanzen. Ich erinnere mich hierbei, daß sie einst zu Lyon bei der Zurückkunft des Königs von Polen auf der Hochzeit eines ihrer Fräuleins — de Besnes — diesen Tanz ebenfalls tanzte, wobei viele Fremde aus Savoyen und Piemont und anderen Gegenden zugegen waren, die sagten, sie hätten nie etwas so Schönes gesehen als diese Königin, noch einen so schönen, ernsten Tanz, wie dieser in der Tat auch ist. Bei dieser Gelegenheit sagte jemand, diese Königin hätte es nicht nötig gehabt, eine Fackel zu tragen, wie die andern Damen, denn die, welche aus ihren schönen Augen flammte und nicht erlösche — wie die andern, wäre schon hinreichend und besäße eine ganz andere Kraft, als bloß den Männern beim Tanze zu leuchten, indem sie alle im ganzen Saal in lichterlohe Flammen setzen könne, ohne jemals zu erlöschen, wie die andere, die sie in der Hand habe, und sie vermöge zur Nachtzeit die Finsternis zu erhellen und am Tage selbst die Sonne zu überstrahlen.

So muß man sagen, daß das Schicksal sich uns anderen hierin ebenso feindlich bewiesen hat als gegen sie, da uns diese schöne Sonne nicht mehr ihre Strahlen

schicken kann und sich hinter jenen Fels- und Bergspitzen von Auvergne verborgen hat. Hätte sie sich doch nur wenigstens an irgendeinem schönen Seehafen gelagert, daß bei ihren Strahlen die vorüberfahrenden Seeleute sich vor Schiffbruch bewahren könnten und sie ihnen so gewissermaßen als Leuchtturm diene —, dann würde ihr Aufenthalt doch wenigstens schöner, nützlicher und ehrenvoller sein, für sie sowohl als für das allgemeine Beste, als jetzt.

O du Volk von Provence, du solltest sie um die Gnade anflehen, an deinen schönen Seehäfen und an deinen schönen Seeküsten sich niederzulassen, die sie durch ihre Gegenwart noch berühmter, bevölkerter und reicher machen würde, als sie jetzt schon sind; denn aus allen Teilen der Welt würden alsdann Wallfahrten, Galeeren, Fahrzeuge und Schiffe dort landen, um das Wunder der Welt zu sehen, so wie ehemals nach Rhodus wegen seines schönen, berühmten Pharus! Statt dessen ist sie jetzt in die engen Schranken ihrer auvergnischen Gebirge eingeschlossen, die nicht leicht zugänglich sind, unser aller Augen verborgen und unbekannt; nur in der Erinnerung lebt ihr schönes Bild noch.

Ah, du schöne, uralte Stadt Marseille, wie glücklich wärest du, wenn deinen Hafen die Flamme und der Leuchtturm ihrer schönen Augen zierte! Eigentlich gehörte übrigens die Grafschaft Provence sowieso ihr sowie noch mehrere andere Provinzen, ja ganz Frankreich. Verwünscht sei der unglückliche Eigensinn, den man in diesem Königreich hat, daß man sie nicht mit dem König, ihrem Gemahl, gleich ehrt, hochhält und aufnimmt, wie sich geziemen würde.

(Ich schrieb dies mitten in der größten Hitze der Kriege der Ligue.) Wäre sie eine schlimme oder boshafte, geizige oder tyrannische Königin oder Fürstin, wie es deren ehemals in Frankreich die Menge gegeben hat und vielleicht noch geben wird, so wollte ich kein Wort darum verlieren; in Wahrheit aber ist sie lauter Güte und

Freigebigkeit, nichts, nichts ist ihr eigen, sie gibt aller Welt und behält wenig für sich, aus lauter christlicher Liebe, Milde und Wohltätigkeit gegen die Armen. Die Größten beschämte sie mit ihrer Freigebigkeit, wie ich denn selbst gesehen habe, daß sie zum Jahrestag dem ganzen Hof Geschenke machte, über welche die Könige, ihre Brüder, erstaunten, die es ihr nicht gleichtaten. Sie gab der Königin Louise von Lothringen einst zum neuen Jahre einen Fächer aus Perlmutter, mit Steinen und großen Perlen besetzt, so schön und reich, daß man ihn für ein wahres Meisterstück hielt und auf mehr als zwölfhundert Taler schätzte. Jene erwiderte ihr Geschenk mit langen Schmucknadeln, die der Spanier Puntas nennt, woran einige Perlen und Steine sich befanden, deren Wert vielleicht hundert Ecus sein mochten, und so bezahlte sie also die Königin Margaretha ziemlich ungleich für ihr Neujahrsgeschenk.

Kurz, diese Königin ist in allem königlich und freigebig und ehr- und prachtliebend. Und die Kaiserinnen der Vorzeit mögen es mir zugut halten: ihre von Suetonius, Plinius und andern uns beschriebene Pracht kann sich mit ihrer nicht messen, sowohl wenn sie am Hof und in Städten war, als wenn sie sich unterwegs und auf dem Lande befand, wobei sie prächtige, schönvergoldete und mit schönen Devisen bemalte Sänften, Kutschen, Karossen und Reitpferde mit reichem Zeuge hatte.

Wer sie in solchem prächtigen Aufzuge gesehen hat, wie ich, der kann davon reden. Und jetzt muß sie dies alles entbehren, da sie seit sieben Jahren nicht aus diesem rauhen und unlustigen Schloß fortgekommen ist; sie aber läßt sich's doch in aller Geduld gefallen, da sie in einem vorzüglichen Grad die nach der Meinung mehrerer Philosophen sehr große Tugend besitzt, über ihre Neigungen zu gebieten.

Um noch einmal auf ihre Güte zu kommen, so ist solche so groß, so edel und so großmütig, daß ich glaube, sie hat ihr sehr geschadet. Denn ob sie auch gute Ursache und

die Mittel hatte, sich zu rächen und ihren Feinden zu schaden, hielt sie sich dennoch öfters zurück. Wenn sie aber den Rachegedanken hätte Raum geben oder sich auch nur anderer, die auf jeden ihrer Winke bereit waren, bedienen hätte wollen, würde sie wohl durch das Beispiel jener, die ihre Rache hätten empfinden müssen, bewirkt haben, daß die andern auch vorsichtiger und bescheidener geworden wären; sie aber stellte jederzeit die Rache Gott anheim. Das gleiche sagte ihr auch einmal der Herr von Guast, als sie ihm drohte: „Madame, Sie sind so gut und so großmütig, daß ich noch nie davon gehört habe, daß Sie jemand beleidigt hätten. Ich hoffe, daß Sie nicht bei mir, Ihrem alleruntertänigsten Diener, den Anfang machen werden." Und trotzdem er ihr sehr geschadet hatte, so rächte sie sich doch nicht und vergalt ihm nicht Gleiches mit Gleichem; allerdings sagte sie, als er ermordet wurde und man ihr, da sie just krank war, seinen Tod meldete: „Es tut mir sehr leid, daß ich nicht wohl genug bin, um diesen Tod recht vergnügt zu feiern." Sie hatte aber auch die gute Eigenschaft, wenn man sich demütigte und ihre Verzeihung und Gnade suchte, alles zu vergeben und zu verzeihen und dadurch die Großmut des Löwen nachzuahmen, der dem, der sich demütigt, nie etwas zuleide tut.

Ich erinnere mich hierbei folgenden Vorfalls. Als beim Ausbruch des Kriegs der Marschall von Biron, damals Statthalter des Königs in Guyenne, auf seinem Zug — er tat es vielleicht absichtlich — an Nerac vorbeikam, wo damals der König und die Königin von Navarra sich aufhielten, ließ er von seinen Büchsenschützen einen Angriff darauf machen. Es kam zu einem Scharmützel, wobei der König von Navarra an der Spitze der Seinigen in eigener Person bloß im Kollett wie ein gemeiner Offizier ausfiel und sich so gut verteidigte, daß er, da seine Büchsenschützen besser waren, keinen Verlust dabei hatte.

Der Herr Marschall trieb hierbei die Bravade noch weiter und ließ einige Kanonenschüsse auf die Stadt tun,

so daß die Königin, welche herbeigeeilt war und sich auf der Mauer aufhielt, um dem Scharmützel zuzusehen und einen Zeitvertreib davon zu haben, beinahe getroffen wurde: eine Kugel schlug ganz nahe bei ihr ein. Dies brachte sie sehr auf, sowohl weil der Herr Marschall so wenig Respekt für sie bezeigte, daß er kam, um ihr in ihrem eigenen Platz zu trotzen, als weil er von dem König Befehl hatte, dem Ort, wo die Königin von Navarra sich aufhalte, sich mit Kriegsoperationen nie auf fünf Meilen in der Runde zu nähern; da er dies hier nicht befolgte, so faßte sie einen solchen Groll und Haß gegen den Marschall, daß sie stark darauf bedacht war, es ihn empfinden zu lassen und sich dafür zu rächen. Anderthalb Jahre darauf kam sie an den Hof, wo der Marschall ebenfalls war, den der König aus Guyenne zu sich zurückberufen hatte, aus Furcht, es möchten sonst neue Unruhen entstehen, denn der König von Navarra hatte gedroht, loszubrechen, wenn er ihn nicht von da wegnähme. Die Königin von Navarra, noch erbittert auf den Marschall, begegnete ihm nicht mit Achtung, wie andere es taten, sondern verachtete ihn sehr und sprach überall schlecht von ihm und erzählte von dem Schimpf, den er ihr zugefügt hatte. Der Herr Marschall fürchtete endlich die Wut und den Haß der Tochter und Schwester der Könige, seiner Gebieter, und da er das Naturell unserer Fürstin kannte, so bemühte er sich um ihre Verzeihung und Gnade, entschuldigte sich sehr wegen des Vorgefallenen und demütigte sich. Mit ihrer gewöhnlichen Großmut nahm sie dies denn an, vergaß das Vergangene und nahm ihn wieder in Gnade und Freundschaft auf.

Ein Kavalier, der nachher nach Hof kam und die gute Behandlung bemerkte, die der Marschall von der Königin erhielt, wunderte sich sehr darüber, und da er die Ehre hatte, daß ihm die Königin bisweilen gerne zuhörte, so sagte er ihr: er wundere sich sehr über diese Veränderung und gute Behandlung, und er hätte es nach der zugefügten Beleidigung und Beschimpfung nie gedacht. Sie aber gab

ihm zur Antwort: „Da der Marschall seinen Fehler erkannt, seine Entschuldigung deswegen gemacht und auf eine untertänige Art ihre Gnade gesucht habe, so habe sie ihm solche angedeihen lassen, was freilich nicht geschehen wäre, wenn er sein übermütiges Betragen fortgesetzt hätte." So ist also diese gute Fürstin nicht leicht zur Rache geneigt und glich hierin nicht der Königin Anna, die sich an dem Marschall von Gié so heftig rächte, wie ich es an anderer Stelle erzählt habe.

Ich könnte eine Menge ähnlicher Beispiele ihrer Güte anführen, daß sie zur Verzeihung und Versöhnung geneigt war. Eines ihrer Hoffräuleins, welche zu Chenonceaux starb, hatte sich ihr Mißfallen in einem hohen Grade zugezogen, ohne daß sie sie darum mißhandelt hätte. Da sie nun sehr krank wurde, besuchte sie sie, sprach ihr, als sie den Geist aufgeben wollte, trostreich zu und sagte dann: „Dies arme Mädchen leidet viel, sie hat aber auch viel Böses getan. Gott verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihe." Dies war ihre ganze Rache und Verfolgung, und so war denn diese große Königin vermöge ihrer Großmut sehr gelind in ihrer Rache und war voller Güte.

Der große König Alphons von Neapel, ein feiner Kenner und Liebhaber der Damenschönheit, pflegte denn auch zu sagen: Schönheit sei ein Zeichen von Güte und von guten sanften Sitten, so wie schöne Blüte schöne Frucht verkündet; daher ist es denn keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn unsere Königin nicht mit so großer Schönheit, sondern häßlich gebildet gewesen wäre, sie als Folge der vielen starken Anlässe, die man ihr dazu gab, sehr bösartig geworden sein würde.

Die hochselige Königin Isabella von Castilien, eine einsichtsvolle, tugendhafte und christgläubige Fürstin, pflegte zu sagen: „Que el Fruto de la Clemencia en una Reyna de gran Beldad, y de Animo grande, y codiciosa de verdadera honra, fin duda es mas dulce que qualquiera Vengança, aunque fea emprendida con justo titulo." Das heißt: „Die Frucht der Gnade einer sehr

schönen, großmütigen und ehrliebenden Königin sei süßer als jede Rache, wenn sie auch noch so begründet und rechtmäßig sei."

Unsere Königin beobachtete diese Regel heilig und getreu, um sich den Befehlen Gottes gemäß zu betragen, welchen sie jederzeit geliebt, gefürchtet und andächtig angebetet hat. Jetzt, da die Welt sie im Stich gelassen hat und sie verfolgt, hat sie ihre einzige Zuflucht zu Gott genommen und hält gewöhnlich alle Tage — und sehr andächtig — Gottesdienst, wie ich von denen gehört habe, die sie in ihren bedrängten Umständen gesehen haben; sie unterläßt nie, sich Messe lesen zu lassen, geht oft zum heiligen Abendmahl und liest fleißig in der heiligen Schrift, welche ihr Ruhe und Trost gewährt.

Sie ist eifrig bemüht, sich alle guten Bücher, die Religion oder auch weltliche Dinge betreffen, anzuschaffen, und hat sie einmal eines zu lesen angefangen, so läßt sie, es sei so groß und lang es wolle, nicht ab und hört nicht auf, bis sie es durchgelesen hat, worüber sie oft Essen und Schlaf versäumt. Sie selbst schreibt sowohl in Prosa als in Versen, und es läßt sich gar nicht anders erwarten, als daß ihre Aufsätze sehr schön, gelehrt und unterhaltend seien, denn sie besitzt ganz das Talent dazu, und würde man diese Schriften herausgeben, so würde die Welt sehr viel Nutzen und Vergnügen daraus schöpfen.

Sie macht oft sehr schöne Verse und Stanzen, die sie von kleinen musikalischen Kindern, die sie um sich hat, singen läßt und oft auch selbst singt; denn sie hat eine sehr schöne und angenehme Stimme, die sie mit der Laute, worin sie sehr tüchtig ist, begleitet. So vertreibt sie sich denn ihre Zeit und bringt ihre unglücklichen Tage hin, ohne jemand zu beleidigen, in einem ruhigen Leben, das sie als das beste Teil erwählt hat.

Mir hat sie die Ehre erzeigt, mir in ihrem Unglück oft zu schreiben, nachdem ich mir die Freiheit genommen hatte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; denn da sie Tochter und Schwester meiner Könige war, hielt

ich das für meine Schuldigkeit und war froh und glücklich, wenn ich hörte, daß sie sich wohl befand. Im ersten Brief schreibt sie mir folgendes:

„Aus Ihrem Andenken an mich, das mir weniger neu als angenehm war, erkenne ich, daß Sie die Zuneigung, die Sie jederzeit gegen unser Haus bewiesen, noch selbst gegen den kleinen Rest, der aus dessen jämmerlichem Schiffbruch noch übrig ist, fortsetzen. Und wie auch unsere Lage sein mag, wir werden doch jederzeit uns geneigt fühlen, Ihnen zu dienen, denn ich schätze mich glücklich, daß das Schicksal nicht vermocht hat, meinen Namen aus dem Andenken meiner ältesten Freunde, wie Sie es sind, zu tilgen. Ich habe gehört, daß Sie, so wie ich, ebenfalls das ruhige Leben erwählt haben; glücklich, meines Erachtens, wer sich darin zu erhalten vermag, wie ich durch Gottes Gnade seit fünf Jahren von mir sagen kann, da ich mich in eine Arche des Heils geflüchtet habe, wo die Stürme jetziger Zeitläufte mir, Gott Lob! nicht schaden können. Bin ich hierbei noch einigermaßen imstande, meinen Freunden, besonders Ihnen, zu dienen, so werden Sie mich dazu jederzeit geneigt und vollkommen bereitwillig finden."

Das war doch schön geschrieben, und hieraus wird man auch den Gemütszustand und die Entschlossenheit dieser schönen Fürstin erkennen. Dies ist eine Frucht davon, daß sie aus einem so edeln, ja dem größten Hause der Welt abstammt, woher sie von so viel braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvater, Ahnen und Vorfahren diesen großen Mut geerbt hat. Wie hart ist es, daß sie, als das einzige Überbleibsel aus einem so großen Schiffbruch, wie sie sich nennt, dennoch von ihrem Volk nicht so anerkannt und verehrt wird, wie es ihr gebührte; daher glaube ich denn auch, daß die französische Nation durch ihre jetzigen Trübsale und Bedrängnisse, die sie in diesem Krieg der Ligue duldet, bloß dafür so hart zu büßen hat. — — —

Dies letztere ist gegenwärtig weggefallen, denn durch

die Tapferkeit, Weisheit und vortreffliche Anlage und die Taten unseres Königs ist Frankreich gegenwärtig in einer so blühenden, ruhigen und vortrefflichen Verfassung, als es noch nie war, was in der Tat das größte Wunder ist, das man jemals gesehen hat, daß es sich nämlich aus einem so tiefen Abgrund von Elend und Verderben wieder emporzuarbeiten vermochte. Hierin zeigt sich deutlich, daß Gott unsern König liebt, welcher auch in der Tat lauter Güte und Barmherzigkeit ist.

Oh, wie sehr irrt jener, der heutzutage auf die Liebe des Volkes traut! Wie ganz anders erwiesen sich die Römer dankbar gegen die Nachkommenschaft des Cäsar Augustus, von dem sie so viele Wohltaten und Ehre empfangen hatten! Und das französische Volk, das seinen letzten Königen seit hundert Jahren, besonders Franz I. und Heinrich II., so viel zu verdanken hat, daß ohne sie Frankreich längst von seinen Feinden, die ihm auflauerten, besonders von dem gierigen und herrschsüchtigen Kaiser Karl, gänzlich zerrüttet sein würde, dies französische Volk, sage ich, erweist sich so undankbar gegen deren Tochter Margaretha, die einzige noch übrige Prinzessin des königlich französischen Hauses, daß leicht vorauszusehen ist, daß ein göttliches Strafgericht über sie ausbrechen muß; denn Gott ist nichts so verhaßt als der Undank, besonders gegen Könige und Königinnen, welche hienieden an Gottes Statt sind und sein Amt üben.

Und du, ungerechtes Schicksal, das du hierin deutlich zeigst, daß keine Person so sehr vom Himmel geliebt und von der Natur begünstigt ist, daß sie sich auch nur einen einzigen Tag deiner versichert halten könnte, dir macht es wenig Ehre, diejenige grausam zu beleidigen, die so ganz vollkommen ist an Schönheit, Sanftmut, Tugend, Großmut und Güte.

— — — Dies alles schrieb ich zur Zeit, als die Kriege der Ligue am stärksten wüteten. Dächte ich nicht noch bei einer andern Gelegenheit auf diese große Königin zu kommen, so würde ich die ihr hier gewidmete Abhand-

lung noch so weit als möglich verlängern. Denn bei einem so vortrefflichen Gegenstand hat man nicht zu befürchten, durch Weitläufigkeit Langeweile zu machen.

Indessen leben Sie, beste Fürstin, leben Sie dem Geschicke zum Trotz und Verdruß! Sie werden nie anders als unsterblich sein, auf Erden wie im Himmel, wo Ihre vortrefflichen Tugenden Sie über alle erheben werden. Hätte die öffentliche Stimme oder der allgemeine Ruf Ihr Lob und Ihre Verdienste bereits bis unter die Sterne erhoben, oder wäre mir die Gabe eines angenehmen Vortrags verliehen, so würde ich noch weiter fortfahren, denn war je auf Erden eine Person in himmlischer Gestalt, so sind Sie's!

DAS ZEITALTER HEINRICHS IV.; SEINE PERSÖNLICHKEIT UND SEINE LIEBSCHAFTEN

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Überlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügt sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten den Thron und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum erstenmal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verrieten bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine römischen Beherrscher sich unterwürfig

machte. Bald fanden sie den Weg über die Savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröte der Kultur erschien, schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Zivilisierung entgegen. Die neuen Meinungen (in Dingen der Religion) erscheinen und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wütender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europas die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, eine so mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großenteils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtenteils politische Umstände, welche den untereinander im Kampf begriffenen Religionen zu Hilfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luther und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Österreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Teil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen. Wenn sie in diesem Königreich

jetzt darniederliegt, und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Mutlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gärung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der kalvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Zensuren der Sorbonne im Jahre 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz I. kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Untertanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es tat keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England getan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, diente zu nichts als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten bei ihrer Verteidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegensetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer

Seite; Unwissenheit, Pedanterie waren der Anteil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese letztern von der allgemeinen Verderbnis entwerfen ließ, ohne sich von der Notwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter bloßgestellt und die Dogmen der neuen Kirche in jede Anmut des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edlen Simplizität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Teils nicht dazu gemacht, etwas anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Teil des Publikums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität, als der bloße blinde Vorteil der großen Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wut der Verfolgung nötigte endlich den unterdrückten Teil, an der Königin Margaretha von Navarra (1492—1549, Verfasserin des „Heptamerone"), der Schwester Franz I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Zirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und

des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht, manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eignen protestantischen Untertanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüten. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtsschreiber de Thou, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer, noch schrecklicher seine Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese auf die Spur der Flüchtigen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verraten. Über siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volkes aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht

hatte, ward der vernehmliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet und das lachende Land in eine traurige Wildnis verwandelt.

Der Unwille, den diese ebenso unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf Kalvin mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixiert, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der strengeren und einfacheren Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten Luther selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war und je mehr sie es der lutherischen an Entfernung vom Papsttum zuvortat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Kalvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmut dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüter zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei

als sein Vater, nahm jetzt alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hilfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Kalvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewalttätigen Maßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktierte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Mut der Partei auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofes, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunigst den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformierte Partei in Frankreich stand jetzt 1559 am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa in Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen.

Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten in diesen Zurüstungen von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause der Medici in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Szepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände danach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Konnetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Minister und Günstling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmütiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindlig machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Mut den Wankelmut seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Finanzier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der

keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Krieges erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmannes und Höflings, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts schienen den Konnetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anspruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Wert die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorencys äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und bei dem Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichten ihm bei dem leichtsinnigen schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphieren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie er-

werben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Mut war das Glück Karl V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine Bewunderung lebte in aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabener Natur, königlichem Anstand und offner gefälliger Miene hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüter sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußeren Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmütig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu sein, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hindernis geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegnen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringeren Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der ebenso mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach, als der Herzog im Panzer-

hemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Über den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, teilte sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königinmutter Katharina für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem geteilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Überlegenheit ihres Verstandes über das Gemüt ihres schwachen Sohnes; ein verborgner, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln, keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben, keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Sogleich unterließ man nichts, was den Konnetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharina und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Konnetable alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen konnte. Kaum war Heinrich tot, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigte. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des

Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen, der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Anteil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung, sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Konnetable abwesend leitete, um sich über die Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königinmutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister des Schauplatzes.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem kleinen Teil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit größeren, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Teil an dem Raube des Staates zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüter schwierig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende

Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Teil die verdientesten Offiziere der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkünden, daß jeder, wes Standes er auch sei, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens innerhalb 24 Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am allerwenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuts in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweggetragen.

Bei den Fortschritten, welche der Kalvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich getan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Minister ergreifen würden. Aus Überzeugung sowohl als Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hilfe zu stützen, zugleich von der Notwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche

der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wut erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüten, die ein großer Teil ihrer Feinde längst im stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsrats Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räte, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Kalvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformierte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit dem Glaubensinteresse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hilfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Kalvinisten, aufs äußerste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzuteilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen und ihre geteilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an sah der Kalvinist in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens und in jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholik in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche, und in jedem, der gegen sie auf-

stand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben und die ganze hintergangene Nation in den Privatstreit einiger gefährlicher Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalvinisten stellten sich die Prinzen von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riß sich der wollüstige Prinz von Condé aus dem Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden, aber das Übermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatze zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Mut, der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen, der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Namen zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Grenze der Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser letzteren tot oder lebendig zu bemächtigen. Soweit war es gekommen, daß man die

Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sei, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für ratsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmannes aus Perigord, den sein verwegner, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Mut, seine unermüdete Tätigkeit, seine Verbindungen im Staat und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Kalvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hindernis erhob, konnte sich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verschwörung mitteilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beste getroffen und

alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im Jahre 1560 seine Edelleute. Ähnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Guisen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister Granvella zustande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtsschreiber de Thou aufbewahrt hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die übrigen zu einer tätigen Teilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen und mit arglistiger Kunst alle Übel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte sein, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der Verdientesten und Edelsten, von des Königs Person und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung zu kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen

konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," schloß der Redner mit dem heftigen Übergang, „so schwöre ich, so beteure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken noch zu reden noch zu tun; aber ich beteure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer verteidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigen Entschließungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konföderierten in Brüssel entdecken läßt. Dort wie hier ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu verteidigen scheinen will, währenddessen man kein Bedenken trägt, eins seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicherzustellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkrieges überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man voneinander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nötige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimnis des Entwurfes litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nötig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten be-

stimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marschieren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkt des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe, und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt ihrer Zitadelle wegen gegen einen unvermuteten Überfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstrich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verräterei eines Mitverschwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimnis bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs heftigste gegen die Minister zu reden und die

Sache der Reformierten aufs lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkte auch so viel auf die Mehrheit des Staatsrats, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformierten mit Ausnahme ihrer Prediger und aller, die sich in gewalttätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Notmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschworenen aufzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Anführer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Toren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hilfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk sich der Tore bemächtigen würden. Indem dies von außen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Teilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder tot, versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verräterischerweise mitgeteilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunigst Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf den Weg nach Amboise begriffen sei, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge

wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt, von den Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Tore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu geraten.

Unter diesen nachteiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den anderen, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, oder nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher, und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: „Haupt der Rebellen" am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen, und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier wie im ganzen Königreich floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße ge-

bunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre förmliche Verurteilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von allen, und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst, und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend, und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er tat dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtsein einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte", schloß er, „jemand verwegen genug sein, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges, und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, daß er lügt." — „Und ich," nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampf zu sekundieren." Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendigt, welche die Geschichte kennt, ebenso merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung geteilt; der Privatvorteil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformierten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke ferne von ihnen gewesen sei, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegenteil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Teil der Nation anders davon geurteilt und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin geopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Anteil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüter erinnerte die Minister nachdrücklicher als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sei, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalvinisten im Königreich auf eine Zeitlang wenigstens gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken, auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reiches eine Beratschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistrats-

personen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz unbegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Teil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Verteidigungsstand zu setzen und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intrigen des Prinzen von Condé kein Ziel setzen können. In der Dauphiné, der Provence und anderen Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Kalvinisten in Bewegung, und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen, verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machenschaften des Prinzen Licht gaben, gerieten in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen,

welche Condé gegen ihn schmiedete, und willens war, auf dem Reichstag zu Orleans zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichtag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach den langen Beratschlagungen blieb es endlich bei dem letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nötig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüter. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Teil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge auf die Versammlung mit, und das Heiligtum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verrats und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen ihm unaufhörlich vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüte seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend, war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Tor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst, und ließen einen finsteren Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch

ehe sie Orleans erreicht hatten und machte sie eine Zeit lang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten. Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. Oktober 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigsten Absichten entgegengesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finsterer Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man den Prinzen bezichtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte getan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Verteidigung zu erkennen. Frucht-

los blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräter an einem dünnen Haare über seinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben, ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinett des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beisein vollstrecken zu lassen.

Entschlossener gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurteil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Teile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darniederliegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig, und erweckte den Mut seiner Freunde; bald erfuhr der Verurteilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängnis. Mit bewundernswürdigem Gleichmut und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von lauernden, feindselig gesinnten Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen getan wurde. „Kein Vergleich", erwiderte er, „als mit der Degenspitze." Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen, und bei

so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, daß man Anstand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten, und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königin, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen ließ, und zu viel war es wohl von seinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügnerische Gewebe zu durchreißen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzigmal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmütigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zunichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr ihn auch die Guisen hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimnis bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab ich denn gegen mein Volk verbrochen," fragte er seine Oheime voll Erstaunen, „daß es so sehr gegen mich wütet? Ich will seine Beschwerden vernehmen, und ihm Recht verschaffen. Mir däucht," fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint seid. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt." Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben und das Zepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann diese finstere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der

Schwelle des Blutgerüstes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Teil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung. Verräterei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei; von Verrohung der Gefühle, und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmeren Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in macchiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Untertanen! — Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls IX., um über ein Menschenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Aber bevor dieser Heinrich den Schauplatz der Ereignisse zu betreten berufen war, spielte dort sein Vater, Anton von Navarra, eine nicht unbeträchtliche, wenn auch minder ruhmreiche Rolle, jener König von Navarra, der „merkwürdiger ist durch seinen Sohn als durch eigene Taten," und der durch nichts „als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. verrät". Sein Charakter trägt das trübe Signum der Unentschlossenheit; so schwankt er zwischen den Parteien, zwischen den Glaubensbekenntnissen, zwischen Laster und Tugend und sieht seinen kleinen Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarreichen erzittern. Immer ist er das Werkzeug und das Spiel fremder Leidenschaften, „verfolgt mit stets betrogener Hoffnung ein trügerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte". Als er bei Spanien, das seinem Hause einen Teil des Erblandes entrissen hatte und vorenthielt, weder durch Güte noch durch ohnmächtige Drohung Gerechtigkeit zu finden vermochte und Frankreich ihm keine Hilfe gegen seinen Feind zu leihen bereit war, widmete er sich im Unmut seines Herzens ganz der protestantischen Sache, in der Hoffnung, hierdurch seinen Zweck vielleicht zu erreichen. Doch Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte. Von der Partei der Reformierten, die unter Condés Führung stand, ließ er sich mittels vager Versprechungen durch die Guisen zur Partei der Katholiken ablocken. So verfolgte er heute, was er gestern angebetet hatte, um den kargen Lohn, den ihm Spanien durch die Insel Sardinien als Entschädigung für die geraubten Landteile von Navarra zahlte. Selbst die Königin Katharina wurde von ihm verlassen, denn es bleibt zu beachten, daß es zwischen den beiden Religionsparteien noch eine dritte gab: der König-

liche Hof, der, wie es in seine Politik paßte, bald sich um einen friedlichen Ausgleich zwischen den gegnerischen Führern bemühte, bald ihren Haß gegeneinander schürte. Eine von solchen Bestrebungen geleitete Politik mußte die Nation immer mehr und mehr auflösen und die Anarchie herbeiführen. Nur soweit ihr Arm reichte, vermochte die eigentliche Herrscherin Frankreich, die Königinmutter Katharina, ihr tyrannisches Regiment auszuüben. Darüber hinaus aber regierten unbekümmert und unbeschränkt die Heerhaufen der zu Macht und Ansehen gelangten Führer der beiden Religionsparteien und führten ohne einheitlichen, groß angelegten Plan auf eigene Faust ihren Krieg, während das Glück heute auf dieser, morgen auf jener Seite war. Die Soldateska plünderte, sengte und brannte in den eigenen Provinzen wie in Feindesland. Allerdings bestand auch der Kern der Truppen, soweit sie katholisch waren, aus spanischen Hilfsvölkern und soweit sie protestantisch waren, aus deutschen Söldnern. Der Geist der Zwietracht durchdrang immer tiefer das Land und vertiefte den Abgrund zwischen den Bekennern der beiden Religionen. Ganz Frankreich war vom Bürgerkrieg entflammt. Während die Katholiken schon lange Unterstützung bei Philipp II. von Spanien gefunden hatten, der in den Niederlanden sein Bekehrungswerk zur Ausführung brachte, erhielten die Protestanten Verstärkungen aus Deutschland und der Schweiz, und ein Vertrag des Prinzen von Condé mit der Königin Elisabeth von England sicherte ihnen außerdem noch deren Hilfe, erlaubte ihr „das große Interesse der Religion doch nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen". Mit diesem „Glaubenseifer" verband Elisabeth andere politische Zwecke; sie wollte die Niederlande gegen die Unterdrückung durch Philipp II. in Schutz nehmen, um die Spanier nicht in so bedrohlicher Nähe der englischen Küsten mächtig werden zu lassen, und durch den Verlust von Calais vom Boden Frankreichs verdrängt, hoffte sie, an einer andern

Stelle in diesem Nachbarlande wieder festen Fuß fassen zu können. Condé lieh diesen Absichten willig seine Hand; „so löschte ein wütender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten (allerdings auch bei den Katholiken) aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Briten wich auf Augenblicke dem glühenderen Sektenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen."

Unentschieden gingen die Kämpfe hin und her. Anton von Navarra starb an einer bei der Belagerung von Rouen empfangenen Wunde im Jahre 1562. Heinrich von Guise wurde vor Orleans durch einen Meuchelmörder, Johann Poltrot de Mêre, mit vergifteten Kugeln verwundet und starb, und diese Tat des Fanatismus eröffnete eine Reihe weiterer Grausamkeiten. An der Spitze der Hugenotten, deren Hauptmacht in Orleans eingeschlossen worden war, stand der Admiral Coligny, ein erfinderischer, an Hilfsmitteln unerschöpflicher Geist. Waffenruhen unterbrechen von Zeit zu Zeit die kriegerischen Handlungen und durch Verträge versucht Katharina die Parteien zu versöhnen, durch Verträge, die mancherlei Vorteile versprechen, die dann aber in der Wirklichkeit doch ganz anders aussehen und neue Unzufriedenheit hervorrufen. Eine dauernde Ruhe jedenfalls gab es in den Jahren von 1560 bis 1581, solange die Hugenottenkämpfe währten, nicht.

Einen schweren Schlag erlitten die Protestanten durch den Tod des ruhmreichen Prinzen von Condé, der am 13. März 1569, als er eben die Winterquartiere verlassen hatte, um sich mit neu zusammengestellten deutschen Hilfsstreitkräften zu vereinigen und neue Feindseligkeiten zu eröffnen, in einem Treffen bei Jarnac an der Grenze von Limousin schwer verwundet und dann durch einen Pistolenschuß von rückwärts niedergestreckt wurde. So blieb der Partei der Reformierten nur ein Führer: Coligny, — mehr ein Name als ein Oberhaupt. Der an Unterordnung nicht gewöhnte Adel duldete an seiner

Spitze keinen Führer, der nur seinesgleichen war. In diesem Augenblick betrat der junge Bourbone Heinrich von Navarra, der spätere Heinrich IV., den politischen Schauplatz.

Da das Haus Valois unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. sich zum Untergange neigte und, falls diesen kein Erbe entsprossen sollte, das protestantische Haus Navarra zur Thronfolge bestimmt war, schmiedete der bitterste Feind des reformierten Glaubens, der spanische Philipp, ein Komplott gegen den jungen Navarra, denn er konnte es nicht dulden, daß der herrlichste aller christlichen Throne eines Tages von einem Ketzer in Besitz genommen werden sollte, jener Thron, auf den er selbst durch seine Heirat mit Elisabeth von Valois Ansprüche zu haben glaubte. Der junge Heinrich mit seiner Mutter sollten aus ihren Staaten entführt und in spanische Hände ausgeliefert werden. Aber rechtzeitig erfuhr die Mutter, Johanna von Albret, von diesem Plan, an dem auch der berüchtigte Herzog Alba und der Kardinal von Lothringen beteiligt waren. Mit ihrem sechzehnjährigen Sohne und dem um einige Jahre jüngeren Sohne des ermordeten Prinzen von Condé erschien sie im Lager der durch die Nachricht vom Tode ihres Führers bestürzten Protestanten. Beide Knaben an den Händen führend, trat sie vor die Truppen und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: „Die gute Sache," hob sie an, „hat in dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfere Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns weilte; er gibt ihm heldenmütige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürsten; hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb ich beide. Mögen sie ihrer Ahnherren wert sein durch ihre künftigen Taten! Möge der Anblick dieser heiligen Pfänder

euch Einigkeit lehren und euch begeistern zum Kampf für die Religion!" Folgen drei Jahre wechselvollen Kampfes, bis es der hinterhältigen Politik der Königinmutter Katharina gefällt, dem jungen Heinrich die Hand der jüngsten Tochter Heinrichs II., Margaretha von Valois, durch ihre Puppe auf dem Thron, durch Karl IX. anzubieten. Ist es ihre Absicht, durch diesen Akt die feindlichen Häuser Valois und Bourbon friedlich zu verbinden und den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken oder die Hugenotten ihres stärksten Führers zu berauben, oder ihren Argwohn einzuschläfern und sie um so gewisser in die Schlinge zu locken? Der Antrag war zu schmeichelhaft, um ihn ohne Beleidigung zurückzuweisen. Zwischen dem katholischen Hofe und den Hugenotten kam es zu einer Art Friedensschluß, der in der Hauptstadt Paris durch feierliche Zeremonien der Versöhnung und prächtige Feste dokumentiert wurde. Man darf wohl annehmen, daß Karl IX. von wahrhaftigem Versöhnungswillen beseelt war. Wenn sich damit sein späteres Handeln nicht recht vereinbaren läßt, so erklärt dies sich wohl daraus, daß Katharina ihn sich zur Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne gefügig machte und er ihr, in der Befürchtung, sie möge ihn im Weigerungsfalle stürzen und an seine Stelle den jüngeren Bruder (Herzog von Anjou) erheben, gehorsam war.

Im August 1572 waren die feierlichen Vorbereitungen zum Beilager Heinrichs mit Margaretha beendet, die Führer der Hugenotten hatten sich in Paris versammelt und man wähnte sich im tiefsten Frieden. Die Häupter der katholischen Partei hatten den Hof verlassen, als Protest gegen diese Anerkennung der Reformierten, die nicht nach ihrem Sinne war, aber durch einen Eilboten der Königinmutter Katharina wurden sie insgeheim zurückgerufen. Colignys mächtige Persönlichkeit hatte starken Einfluß auf den jungen König Karl gewonnen, und er fing an, ihn der Leitung der Mutter zu entziehen. Vielleicht war es dies, was diese um ihr Ansehen bedachte

Fürstin zu einer furchtbaren Tat der Entschlossenheit drängte. Vier Tage nach der Hochzeit Heinrichs mit Margaretha wurde der Admiral Coligny, als er eben vom Louvre in sein Haus zurückkehrte, durch zwei Schüsse aus einem Fenster verwundet. Dies war das blutige Vorspiel zur Bartholomäusnacht. Über diese finden sich hier Einzelheiten in den Anmerkungen zu den Lebenserinnerungen Margarethas.

Nicht lange überlebte Karl IX. diesen blutigen Tag. Sein Bruder, Heinrich III., verließ den ihm übertragenen Thron von Polen und kehrte nach Frankreich zurück, wo er die zwei herrschenden Parteien in neue Kämpfe verwickelt fand. Heinrich III., statt durch das Gewicht seiner königlichen Macht die beiden Gegner mit ihren Führern Heinrich von Navarra und Herzog von Guise zu unterdrücken, machte sie kühner durch seine Schwachheit. Er glaubte, etwas Entscheidendes zu unternehmen, indem er sich als Haupt der Ligue erklärte, während er in Wirklichkeit nichts als ihr Sklave war. Der Herzog von Guise bediente sich seiner, um sich selbst den Weg zum Throne zu ebnen, denn die Pläne dieses Fürsten waren sehr kühn, und in Heinrich von Navarra lebte ihm nicht nur ein Glaubensgegner, sondern auch ein Nebenbuhler um den Königsthron. Heinrich von Navarras Ziele waren edler; denn ihm lag an der Wiederherstellung des königlichen Ansehens ebensosehr wie am Siege seines Glaubens, tat er doch, was er für Heinrich III. tat zugleich für sich selbst: Frankreich endlich aus dem Elend des Bürgerkriegs und der Barbarei reißen. Die Armee, welche Heinrich III. gegen seinen königlichen Schwager sandte, wurde bei Coutras geschlagen, und obwohl Sieger, bat Heinrich von Navarra doch um Frieden, um sich mit dem Könige aussöhnen zu können. Furcht vor dem Herzog von Guise und der Ligue aber ließen den König dieses Angebot ausschlagen. Waffenerfolge und die Schwäche des Königs machten den Herzog immer mächtiger. Er trotzte dem Befehl des Königs, der einen Gewaltstreich

von ihm befürchtete, und kam nach Paris. Es ist dies der berüchtigte „Tag der Barrikaden", an welchem das Volk die Wache des Königs vertrieb und der Monarch selbst sich genötigt sah, seine Hauptstadt zu verlassen. Guise zwang den König sogar, die Landstände des Reiches in Blois zu versammeln, und stand im Begriff, mit Einwilligung der Volksvertreter und unter dem Schein der ehrwürdigsten Formalitäten an der königlichen Gewalt teilzunehmen. In dieser höchsten Bedrängnis faßte Heinrich III. den Entschluß, sich von diesem gefährlichen Feinde zu befreien, und ließ ihn im Schlosse zu Blois mitsamt seinem Bruder, dem Kardinal, dessen Ehrgeiz noch weiter ging als der des Herzogs, umbringen. Die ihrer Anführer beraubte Partei sann auf Rache; das Volk sah in Heinrich III. den Mörder der Religionsverteidiger und nicht den König, der Strafe an schuldigen Untertanen übt. Paris verschloß ihm seine Tore, und von allen Seiten bedrängt, sah er sich gezwungen, die Versöhnung mit Navarra zu suchen. Die beiden vereinigten Könige schlugen nun vor Paris ihr Lager auf.

Schon stand das belagerte Paris dicht vorm Fall, als Heinrich III. zu Saint-Cloud von einem Dominikanermönch ermordet wurde, weil er ihm nicht gottesfürchtig genug erschien. Damit war dem Hugenotten Heinrich von Navarra der Weg zum Throne frei gemacht. Er fand ein Reich vor, das schon lange keine eigentliche Monarchie mehr war, in dem die Großen sich eigennützig der Gewalt bemächtigt und sie nach ihrem Gutdünken ausübten, und in dem selbst die Bürger sich freie Kommunen schufen. Das Volk war durch Predigten und Flugschriften fanatisiert, und auch die Royalisten, die Anhänger Heinrichs III., wollten sich lieber den Liguisten zu Paris ergeben, als dem hugenottischen Heinrich Gefolgschaft leisten. So blieb Heinrich von Navarra denn nichts anderes übrig, als sich mit seinen Getreuen zurückzuziehen und die Belagerung von Paris aufzuheben, statt dort als König seinen Einzug zu halten. Zu einer Vereinigung der Royalisten mit den

Liguisten aber kam es nicht; trennend stand die Tat des Königsmordes zwischen ihnen. Wäre in den Großen Frankreichs die Vaterlandsliebe größer gewesen als der Parteigeist, so hätten sie nun dem Lande den Frieden und das langersehnte Glück geben können. War doch die große Schürerin der Zwietracht, Katharina von Medici, ihrem letzten Sohne im Tode vorausgegangen. Aber auf Spanien gestützt und ihm willig Sklavendienste leistend, widersetzte sich die Ligue dem rechtmäßigen Könige und machte ihm die Krone streitig. Der Herzog von Mayenne, ein Bruder des ermordeten Heinrich von Guise, übte die Staatsgewalt aus unter der Autorität des Königs von Spanien. Man hoffte, Heinrich von Navarra, der für seine Rechte focht, mit Hilfe Spaniens bald gefangen nehmen und in Ketten legen zu können. Am 14. März 1590 kam es in der Ebene von Ivry zu einer entscheidenden Schlacht. Es schien, als sollte Heinrich der Übermacht seiner Feinde erliegen, aber seine persönliche Tapferkeit wandte das Geschick des Tages zu seinen Gunsten. Von allen Seiten bedrängt und zum Weichen gezwungen, rief er aus, wer nicht länger mit ihm gegen den Feind kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen, und er stürzte sich ins wildeste Getümmel. Dies Wort entflammte seine Scharen, und sie folgten ihm, und die Schlacht endete mit dem vollkommenen Siege Heinrichs IV. Aber alle Versuche, Paris in seine Hand zu bringen, schlugen fehl.

Heinrich erkannte, daß es kein anderes Mittel gebe, dem Lande endlich Ruhe zu bringen und vom Throne Besitz zu ergreifen, als die Erfüllung jenes Versprechens, das er kurz nach dem Tode Heinrichs III. gab: sein Übertritt zur katholischen Lehre, nicht durch Zwang, sondern durch Überzeugung. Schon einmal hatte er, 1572, unter dem Druck der Verhältnisse und um sich Leben und Freiheit zu erhalten, den reformierten Glauben abgeschworen, doch bereits 1576 gegen diesen erzwungenen Akt protestiert. Nun aber gab er am 25. Juni 1593

in der Kirche zu St. Denis zu Füßen des Erzbischofs von Bourges die feierliche Erklärung ab, daß er in der römischen, apostolischen, katholischen Kirche leben und sterben, dieselbe schützen und verteidigen wolle. So eindrucksvoll auch dieser Religionswechsel Heinrichs IV. war, die Ligue beschloß, keinen Frieden mit ihm zu schließen und den Krieg fortzusetzen. Die Ligue aber war dem Verfall überliefert und Heinrich war mächtiger denn je. Die Krone Frankreichs, um die er hart und zäh gekämpft, wurde ihm am 27. Februar 1594 in Chartres aufs Haupt gesetzt. Am 22. März desselben Jahres konnte er seinen feierlichen Einzug in Paris halten, wo er unter dem Jubel des Volkes und unter den Klängen des Ambrosianischen Lobgesangs in der Kirche Notre Dame zu dem Throne geführt wurde, auf dem er die Messe anhörte. In diesem Augenblick mag er sich des Wortes erinnert haben, das er einst ausgesprochen haben soll: „Paris ist wohl eine Messe wert!" Es mag ihm wie ein Traum erschienen sein, daß ihm nun so leicht und mühelos zugefallen war, was er durch ein Leben voll Kampf nicht hatte erreichen können. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen Rom und Paris kam es schließlich auch zu einer Aussöhnung zwischen Heinrich und dem Papst, und damit traten auch alle diejenigen auf Heinrichs Seite, die bisher in dieser Uneinigkeit mit dem Oberhaupte der Kirche ein Hindernis für seine Anerkennung als König gesehen hatten.

Nachdem Heinrich durch einen Friedensabschluß mit Spanien sich Ruhe für die Durchführung notwendiger Reformen geschaffen hatte, ging er mit Eifer daran, das Elend, welches die Bürgerkriege über das Land gebracht hatten, wieder gut zu machen. In Maximilian von Béthune, Herzog von Sully, der auch sein Leben und seine Schicksale geschildert hat, fand Heinrich einen Ratgeber und Staatsmann von größtem Weitblick und äußerster Sparsamkeit. Während die Staatsführung unermeßliche Summen verschlang — um 30 Millionen Einkünfte in

die Staatskasse zu bringen, trieben die Finanzbeamten von den Untertanen 140 Millionen ein —, während die Großen des Landes sich zum Teil ihre Treue für den König nicht billig bezahlen ließen, lebte Heinrich selbst sehr sparsam, ja, er stand im Rufe, geizig zu sein. Er klagte seinem Freunde und Getreuen Sully, daß er bis auf Rock und Hemd abgerissen sei, seinen eigenen Herd ohne Feuer sehe und froh sei, hier und da Gastfreundschaft genießen zu können. Vergebens kämpfte Heinrich auch gegen die angeborene Verschwendungssucht und Prachtliebe seiner Gattin Margaretha, an die er noch nach geschiedener Ehe beträchtliche Summen abführen mußte. Trotz aller Schwierigkeiten, die zerrütteten Finanzen des Reiches zu ordnen, siegte doch Sullys ökonomisches Talent, so daß bei Heinrichs Tode 15 Millionen im Staatsschatz der Bastille lagen, die zu vergeuden die Regentin Maria von Medici, Heinrichs IV. Witwe, sich beeilte, nachdem der strenge Wächter Sully aus seinem Amte entfernt war.

Nicht ungestört verlief die Regierungszeit des vierten Heinrich. Wiederholt hatte er Empörungen zu unterdrücken, Verschwörungen, in die ihm nahestehende Persönlichkeiten verwickelt waren, niederzuringen. Aber das Land erholte sich von den Folgen der jahrzehntelangen Kämpfe zwischen den Herrschern und den Magnaten und den Intrigenspielen des Hofes. Es gelang Heinrich, die Anhänger der beiden Bekenntnisse in vollen Gehorsam unter sich zu vereinigen. Von seinem Volke geliebt und verehrt, glaubte er an das Walten eines guten Sternes über sich und sah sich noch zu Großem berufen. Er dachte an Unternehmungen von universaler Bedeutung. Er plante, sich zum Protektor und Helfer der Protestanten in Deutschland zu machen, denn der Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen den Religionsparteien bedrohte sie. Da wollte Heinrich, ein katholischer Fürst, eingreifen; denn immer wieder sprach er es aus, daß dies für ihn keine Sache der Religion, sondern des Staates sei, und

auch für ihn galt es, daß der König wie der Staat über den Religionen stehen müsse, eine Meinung, die man ihm in Rom und den römisch gesinnten Kreisen nie verzieh. In der Überwältigung der protestantischen Fürsten am Niederrhein sah er einen Gewaltakt der mit dem katholischen Prinzip verbundenen spanischen Macht, die sein eingeschworener Feind war, und er wollte sich durch keine Rücksicht der Religion hindern lassen, dem entgegenzutreten.

Kühn und entschlossen, mit der Leidenschaft des geborenen Kriegers, stand er im Begriff, an diese Unternehmung zu gehen, in der er seinen welthistorischen Beruf erblickte. Da, an der Schwelle neuer Taten, erfüllte sich sein grausames Geschick. Einst hatte ihm geträumt, ein wütender Hirsch stoße ihm sein Geweih in den Leib; nun ward der Traum Wirklichkeit: ein verruchter Mörder stieß ihn mit dem Messer nieder.

Die Krönung der Königin, jener Maria von Medici, die bereits 1600 seine Gattin wurde, war vollzogen, die Abreise des Königs zur Armee festgesetzt, als er am 14. Mai 1610 noch einmal durch die Straßen von Paris fuhr. In einer engen Gasse, wo sein Wagen durch ein paar Karren aufgehalten war, stieg ein Mensch namens Ravaillac auf eines der Räder und stieß dem König seinen Mordstahl ins Herz. Das Motiv dieser Untat war nach Ravaillacs Bekenntnis der Umstand, daß er glaubte, ein gutes Werk zu tun, wenn er einen König tötete, der dem Papste den Krieg ankündigen wollte. Er behauptete, Gesichter und Offenbarungen gehabt zu haben, und er habe Gott einen Dienst tun wollen. Ravaillac war zweifellos ein vom Fanatismus und seinen Predigern verführter Mensch, der seine Namensunterschrift auf dem Protokoll des Verhörs mit folgenden Versen begleitete: „In meinem Herzen soll allein / Jesus allzeit Sieger sein!" Wenn nicht eine Kreatur der Ligue und des spanischen Königs, war er doch ein von Wut und Aberglauben beseelter ehemaliger Mönch. Papst Paul V. sanktionierte diesen Meu-

chelmord mit den Worten: „Der Herr der Heerscharen hat ihm die Hand geführt!" Und der spanische Kardinal von Toledo rief bei der Nachricht von Heinrichs Tode aus: „Wenn Gott für uns ist, wer kann dann gegen uns sein?!" Das Volk von Paris aber hätte den Mörder zerrissen, wenn ihn nicht die Justiz in Verwahr genommen hätte, um ihn einem furchtbaren Martertode entgegenzuführen.

* * *

Zwei Dinge waren es, die Heinrich zeitlebens geliebt und denen seine Leidenschaft gegolten: das Schwert und das Weib. Dem ersten hatte er stets mit aller Treue und Freundschaft gedient; dem andern hatte er niemals eine übergroße Macht in seinem Leben und in seinen Entschlüssen eingeräumt, und hier war ihm die Treue fremd. Die Chronisten, welche die Namen seiner vielen Mätressen und Geliebten aufgezeichnet haben, nennen ihn gern einen ausschweifenden Wollüstling; aber auch er, wie Margaretha von Valois, seine erste Frau, war ein Kind seiner Zeit und folgte in seinen Liebschaften den Trieben einer starken Vitalität. Aubigne sagt in seiner „Confession catholique du sieur de Sancy", daß ihm das Testament eines gascognischen Edelmannes namens Salbœuf zu Augen gekommen sei, und fügt hinzu: „Als dieser Edelmann auf dem Sterbebette lag, diktierte er ein Testament, in dem er zuerst Gott und dann seinen Herrn, den König, um Vergebung bat, weil er den schändlichen Wollüsten und Liebeleien dieses Fürsten behilflich war, zuerst mit Katharina von Luc zu Agen, die später ebenso wie das Kind, das sie Heinrich schenkte, vor Mangel umkam; dann mit dem Fräulein von Montagu, welche der Ritter von Monluc durch den genannten Salbœuf den Armen Heinrichs überlieferte, was ihm viele Mühe kostete, denn sie liebte einerseits diesen Ritter so sehr, daß sie ihm bis Rom nachfolgte, und verabscheute anderseits

den König, weil er sich bei Arnoldine, der Hure des Jägermeisters La Prosse, eine ansteckende Krankheit zugezogen hatte. Auch hatte Salbœuf dem König in seiner Liebschaft mit der kleinen Tignonville beigestanden, die erst nach ihrer Vermählung zu erobern gewesen war. Ferner begleitete er ihn des nachts zur Hure Goliaths, wobei er einmal statt des Königs eine Tracht Prügel bekam. Es folgten die Liebschaften mit dem Fräulein von Rebours, mit der Dayel, der Fousseuse, mit Florette, der Tochter des Gärtners von Nerac, mit Martine, der Gattin eines Arztes, mit der Sponde, mit Esther Imbert, welche ebenso wie der Sohn, den sie Heinrich gebar, und ihr Vater in Not und Armut umkamen. Salbœuf erzählte auch den Vorfall mit der Maroquin und das Abenteuer Bilbauds. Hierauf folgten die Liebschaften mit einer Bäckerin von Saint-Jean, mit der Frau von Petonville, mit der Bavaresse, mit dem Fräulein von Duras, mit der Tochter des Schloßvogtes, mit der Bäckerin Picotin zu Pau, mit der Gräfin von Saint-Maigrin, mit der Amme von Castel-Jaloux, welche ihn mit einem Messer angriff, weil er von einem Taler fünfzehn Sous für die Kupplerin abzog, und mit den zwei Schwestern Epsée. Alle diese Hurereien sind in diesem Testament erwähnt."

Die Liste der Frauen, die in den Armen Heinrichs geruht haben, ist damit noch lange nicht geschlossen. Sully ist in diesem Punkte sehr verschwiegen und beschränkt sich in seinen Memoiren auf die Nennung weniger Namen, denn er wollte den Namen Heinrichs, seines großen, verehrten Königs, möglichst fleckenlos erhalten. Bassompierre in seinen Memoiren bereichert die Liste der mit ihrer Gunst freigebigen Damen um eine beträchtliche Zahl; andere ergänzen dies Register auf mehr als fünfzig, darunter klangvolle Namen aus den höchsten Häusern des Landes. Aber in keinem Falle räumte Heinrich der Dame seines Herzens irgendwelche politischen Einflüsse ein, mit Ausnahme der Gabrielle d'Estrées. Im übrigen ließ er die Machtsphäre seiner Geliebten nicht über die vier

Wände seines Schlafzimmers hinausreichen und ihre Domäne blieb das Reich der Wollust. Das schmeichelhafte Bild, das Voltaire in seiner „Henriade" von Gabrielle d'Estrées entwirft, wird allerdings durch die Feder des Historikers (Bassompierre in seinen Nouvelles Memoires) stark verändert. Nichtsdestoweniger bleibt der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit unangetastet. Dreux du Radier schreibt: „Ihrem Porträt nach zu urteilen hatte Gabrielle den schönsten Kopf, den es gibt; weiche blonde Haare, strahlende blaue Augen, die ebenso sanft als feurig waren, einen Teint, dessen Lilien über die Rosen den Sieg davontrugen, wenn er nicht durch ein lebhaftes Gefühl überflammt war, eine wohlgeformte Nase, einen Mund, auf dem sich Frohsinn und Liebe paarten und der zwei Reihen der weißesten Zähne zeigte, jenen Umriß des Gesichts, den die Maler zum Muster zu nehmen pflegen, ein kleines, wohlgerundetes Ohr, einen Busen, dessen Schönheit alle übrigen Reize vergessen machte; Wuchs, Arme, Hände, Füße, alles entsprach diesem Kopfe und bildete ein Ganzes, das man nicht ungestraft bewundern konnte." Aber Gabrielle war nicht allein schön, sie besaß auch ein Gemüt, das Heinrichs Sorgen, Freuden und Leiden mit ihm teilte, das ein Verständnis ihm entgegenbrachte, dessen ein durch die Mühen und Feindseligkeiten des Lebens bestürmter und ermüdeter Mensch bedarf. Da die Ehe des Königs mit Margaretha von jedermann als nichtig betrachtet wurde, so erregte es keinen Anstoß, daß Heinrich sich auch öffentlich stets mit Gabrielle zeigte und hinter ihm, ganz in Grün gekleidet und von Fackelträgern umgeben, in prächtigem Palankin in Paris einzog. Trotzdem blieb die merkwürdigste Frauengestalt neben Heinrich Margaretha, die im Juli 1605 nach Paris zurückkehrte. Königin Maria, ihre Nachfolgerin in der Ehe, hatte bei ihrem Empfang nicht viel Umstände machen wollen, aber Heinrich IV. bedeutete ihr, daß sie als Königin lebe, habe sie seiner früheren Gemahlin zu verdanken, und sie ahne nicht, welch große Dame diese sei.

Am 27. Juli 1605 begegneten sich die beiden Königinnen im Louvre; sie bezeigten einander alle möglichen Höflichkeiten; nebeneinander stiegen sie die Stufen zum Throne empor. Die Umgebung bemerkte, daß Maria ganz blaß war und beinahe zitterte; Margaretha aber zeigte ein sicheres Selbstbewußtsein und benahm sich ganz als Dame von Welt. Es schien, daß der Adel es bedauerte, nicht sie als Gattin des Herrschers auf dem Throne zu sehen, die doch, wenn nicht das salische Gesetz sie daran gehindert hätte, Königin von Frankreich gewesen wäre.

ANMERKUNGEN

1) Katharina von Medici nahm ihre Tochter mit auf der Reise durch die südlichen Provinzen des Königreiches. Die scheinbare Ursache dieser Reise war das Verlangen, ihre Tochter Elisabeth, Königin von Spanien, wiederzusehen; die bald darauf folgenden Kriege entdeckten aber die wahren Beweggründe davon; das enge Bündnis zwischen dem Hofe und den Guisen, gegen die Colignys und die Montmorencys, welches damals befestigt ward, die langen geheimen Unterredungen der Königinmutter mit dem Herzog von Alba, in welchen sie jene entsetzlichen Projekte entwarfen, die sechs Jahre nachher ausgeführt wurden, beweisen wohl zur Genüge, daß es mehr Politik als mütterliche Zärtlichkeit war, die sie zur Reise bewog.

Auf dieser Reise sah Margarethe zum ersten Male den Prinzen von Navarra und den Herzog von Guise; beide zeichneten sich sehr vorteilhaft vor allen andern Prinzen und Herren aus; beide huldigten schon damals der jungen Prinzessin Margaretha, deren aufblühende Schönheit die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich zog. Ihre Mutter war entzückt über das Lob, das ihrer Schönheit zuteil ward; mit Freuden sah sie ihre Tochter den Haufen der schönen Frauen vermehren, den sie, um ihre politischen Absichten zu unterstützen, um sich zu versammeln wußte.

Des Prinzen von Navarra erwähnte eine der Magistratspersonen zu Bordeaux in drei verschiedenen Briefen, die Herr von Gomberville bekannt gemacht, und die wir hier mitteilen.

„Wir haben hier den Prinzen von Béarn; eine schöne Kreatur! Er ist dreizehn Jahre alt und besitzt alle Eigenschaften eines achtzehn- oder neunzehnjährigen Jünglings. Er ist angenehm, artig und gefällig gegen jedermann; man sollte glauben, er wisse noch gar nicht, wer er sei. Da ich ihn aber sehr oft bemerke, so versichere ich Ihnen, daß er es recht wohl weiß. Es drängt sich alles zu ihm, und er ist immer von Menschen umgeben, weil er jedem verbindlich zu begegnen versteht; dabei ist sein Anstand so edel, als es einem so großen Prinzen zukommt. Er führt jede Unterhaltung wie ein gebildeter Mann. Was er sagt, ist immer das Rechte, und wird etwas, das den Hof betrifft, gesprochen, so sieht man wohl, wie er von allem aufs beste unterrichtet ist; er sagt durchaus nichts, als was auf der Stelle, auf der er

steht, gesagt werden muß. Mein ganzes Leben durch werde ich diese neue Religion hassen, weil sie uns eine so würdige Person entführt. Ohne diese Erbsünde wäre er sicher der erste nächst dem Könige, und man würde ihn sicher in kurzer Zeit an der Spitze der Armeen sehen."

„Der Prinz von Béarn erhält mit jedem Tage neue Verehrer, er schmeichelt sich auf eine unglaubliche Weise in alle Herzen ein. Alle Männer achten und verehren, und alle Frauen lieben ihn; obgleich er rotes Haar hat, finden sie ihn dennoch schön. Er sieht auch wirklich gut aus; er hat eine sehr regelmäßige Nase, sehr sanfte Augen, eine braune, aber frische Gesichtsfarbe, und seine ganze Gestalt ist von einer so ungewöhnlichen Lebhaftigkeit beseelt, daß wohl ein besonderer Unstern walten müßte, wenn er sich nicht sehr gut mit allen Damen stehen sollte."

„Wir haben den lustigsten Karneval von der Welt. Der Prinz von Béarn hat unsere Damen dahin vermocht, sich zu maskieren, und alle nach der Reihe müssen Bälle geben. Er spielt gern und liebt die Fröhlichkeit. Fehlt es ihm an Geld, so weiß er sehr geschickt welches aufzutreiben, und zwar auf eine neue, wohlgefällige Art; er sendet nämlich denen, die er für seine Freunde hält, eine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Verschreibung, mit der Bitte, ihm diese oder die darin bestimmte Summe zurückzuschicken. Urteilen Sie selbst, ob er irgendwo zurückgewiesen wird? Man rechnet es sich sehr zur Ehre, eine solche Verschreibung von ihm zu besitzen; man gibt ihm mit Freuden Geld, weil zwei Astrologen hier die Versicherung gegeben haben, dieser Prinz würde einst der größte Monarch in Europa."

2) Die Liebe des Herzogs von Guise zu Margaretha war Schuld, daß sie mit ihrem Bruder, dem Herzog von Anjou, zerfiel. Der Herzog von Guise hielt sich ihrer nicht unwert; er stammte mütterlicherseits von königlichem Geblüt und vereinigte mit allen Tugenden eines Helden die größte Liebenswürdigkeit des Geistes und des Körpers. In seinem zwanzigsten Jahre kommandierte er die Arrieregarde der katholischen Armee zu Jarnac und hatte Poitiers gegen den erfahrenen Admiral Coligny mit außerordentlicher Tapferkeit und vieler Klugheit verteidigt. Von seinen Ahnen hatte er den Mut, die Ehrbegierde und die Menschenfreundlichkeit geerbt, die Aufmerksamkeit des ganzen Hofs Karls IX. war auf ihn gerichtet, und Karl selber bezeigte ihm die größte Achtung. So große Vorzüge waren wohl fähig, der jungen Prinzessin Liebe einzuflößen; ihre Feinde behaupteten, sie habe ihm nicht widerstehen können, und er hätte nicht Ursache gehabt, sich über zu große Strenge bei ihr zu beklagen. Der Herzog von Anjou, als er von ihrer Neigung, die sie nicht genug zu verbergen wußte, Nachricht bekam, ward ganz wütend darüber; von der Zeit an nährte er den Haß und den Neid, der in der Folge

den Abgrund zu den Füßen des Herzogs von Guise öffnete, in welchen beide sich hineinstürzten. Eine heimliche Ahnung bezeichnete ihm diesen Helden als den gefährlichsten unter seinen Mitbewerbern, in seinen Augen war es also ein unverzeihliches Verbrechen, diesen Mann zu lieben, und er war von diesem Augenblick an der unversöhnliche Feind seiner Schwester. Auch diese Entzweiung ist in den Libellen der Zeit entsetzlich vergiftet worden. Man ging so weit, in der Unzufriedenheit des Herzogs von Anjou einen Ausdruck des Zorns bemerkt haben zu wollen, der nur dem beleidigten Geliebten natürlich ist. Wie dem auch sei, Margaretha hatte vielen Verdruß und Leiden davon; sie selber gesteht in ihren Memoiren nichts über diese Liebe; entgehen kann es indessen nicht, daß der Herzog von Guise ihr nicht mißfiel. Ungeachtet sie aber diese unglückliche Neigung so zu verbergen wußte, so hatte der Herzog von Anjou doch nicht unrecht, ihrer geheimen Verbindung mit dem Guisen zu mißtrauen. Eine Frau hat kein Geheimnis für den Mann, den sie liebt. Karl IX. ward endlich selbst von dieser genauen laut gewordenen Verbindung unterrichtet.

3) Sebastian, König von Portugal, ließ durch Gesandte bei Karl IX. um seine Schwester Margaretha anhalten. Dieser aber hatte während der Friedensunterhandlungen von 1570 den Protestanten und der Königin von Navarra die Verbindung von Margarethe mit dem jungen Prinzen von Navarra angetragen, weil er wichtige Vorteile von dieser Verbindung voraussah. Papst Pius V. erfuhr einiges von diesem Projekt auf Margaretha und schickte einen Legaten an den französischen Hof, der sich für den Antrag des Sebastian von Portugal interessieren sollte. Karl IX. gab diesem Legaten unbestimmte Antworten, der Kardinal von Lothringen sagte ihm aber nach einiger Zeit, er dürfe keine befriedigende Antwort vom Hofe erwarten, weil Margaretha schon mit dem Herzog von Guise versprochen sei.

Der Legat hinterbrachte auf der Stelle der Königinmutter und dem Könige die Worte und Projekte der Guisen. Karl IX., der über alle Beschreibung argwöhnend und gegen die allerkleinste Beleidigung aufs äußerste empfindlich war, beschloß diese Verbindung auf jede Weise zu zerstören, sowohl weil sie ein Hindernis für seine politischen Absichten war, als weil er sie als eine Verunehrung seines Hauses ansah; in seinem Ungestüm überschritt er alle Grenzen der Mäßigung; sein unehelicher Bruder Heinrich von Angoulême, Großprior von Frankreich, ward sogleich zu ihm gerufen. „Von diesen beiden Degen," rief er ihm zu, „ist der eine bestimmt, dich zu ermorden, wenn du mit dem andern, morgen auf der Jagd, nicht den Herzog von Guise ermordest!" Dann redete er mit ihm ab, daß er sichere und entschlossene Leute mit sich nehmen und unter dem Vorwand eines Streites den Herzog auf der Jagd ermorden sollte. Der Großprior versuchte wirklich, diesen Meuchelmord zu verüben, aber sein Mangel

an Mut verhinderte die Ausführung, und als ihm der König seine Feigheit in harten Worten vorwarf, beschloß er, diesem zu willfahren, es koste was es wolle; der Herzog von Guise wußte dies aber zu verhindern. Er war von d'Entragues, dem Vertrauten des Königs, insgeheim benachrichtigt, daß man nach seinem Leben trachte, und er vermied daher alle Jagdpartien. Da er aber fürchten mußte, den Argwohn und die Wut des Königs nicht besänftigen zu können, wenn er nicht eine andere Verbindung schlöße, so vermählte er sich mit Katharina von Cleve, Witwe Antons von Croy, Fürsten von Porcien. Ihr zugunsten ward die Grafschaft Porcien oder Porcian zum Fürstentum erhoben. Diese Vermählung ward in aller Geschwindigkeit und Stille, ohne alle Festlichkeit vollzogen, woraus der Hof auf die Genauigkeit des Verhältnisses mit Margaretha schloß, da er ein so entscheidendes Mittel anwenden mußte, es zu endigen. Doch soll es einem treuen Berichte zufolge, zu dieser Zeit noch nicht völlig geendigt worden sein, der Herzog blieb ihr Anbeter bis zu ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Navarra. Es ist vielleicht hier ein schicklicher Ort, etwas über den Charakter Karls IX. zu sagen. Die Historiker waren stets zu sehr bemüht, das abscheuliche Blutbad, das unter seinem Namen angerichtet worden ist, der mit so großem Recht verhaßten Katharina von Medici allein zuzuschreiben, diese scheinen aber den Charakter Karls IX. nicht genug studiert zu haben. Im Anfange seiner Regierung gab er einen schwachen Schimmer von Hoffnung, er war aber von Natur hart, ungestüm und blutdürstig. Bis auf seine Ergötzlichkeiten trug alles das Gepräge seines wilden Gemüts; er wollte einst einen Herrn des Hofes, mit dem er gespielt hatte, umbringen, dieser hatte noch eben Zeit, sich in ein Kabinett zu retten und die Türe hinter sich zu verschließen. Die beabsichtigte Ermordung des Herzogs von Guise kann uns zur Bestätigung dieses Gemäldes dienen. Nach diesen Beispielen darf man wohl voraussetzen, daß Karl IX. niemand brauchte, als sich selbst zu dem Plan, eine Million seiner Untertanen in einer Nacht zu ermorden.

4) Margaretha erzählt die Vermählung des Herzogs von Guise nicht ganz ebenso; sie schreibt es sich selber zu, sie zustande gebracht zu haben, aber ihre Memoiren weichen von allen andern der Zeit ab; überhaupt wußte sie manche Stelle ihres Lebens sehr geschickt zu umgehen.

Unter dem nichtigen Vorwande, die Prinzessin Margaretha sei noch zu jung, wurden die portugiesischen Gesandten zurückgeschickt. Kaiser Maximilian II. hielt nachmals für Rudolf, König von Ungarn, um sie an. Aber ihr unglücklicher Stern widersetzte sich dieser Verbindung, durch welche sie glücklich und zufrieden geworden wäre; sie war unwiderruflich dem Prinzen von Navarra bestimmt; Karl IX. schlug jedes andere Gesuch um sie eigensinnig und unerbittlich ab, weil jene Verbindung in seine politischen Absichten paßte und Mar-

garetha mußte ihre Unzufriedenheit und ihren Schmerz in sich verschließen.

Pibrac hat die Bemerkung gemacht, daß die Gemahlinnen der Könige von Navarra nie glücklich und ruhig und nie mit ihren Gemahlen in Einigkeit gelebt haben. So war Ludwig Hutin, König von Frankreich und Navarra, und Margaretha von Burgund, die er wegen ihrer Ausschweifungen einsperren und hernach erdrosseln ließ. Philipp der Lange, König von Frankreich und Navarra, und Johanna von Burgund, die genötigt war, sich durch einen Eid von den beschimpfenden Beschuldigungen zu reinigen. Karl der Schöne, König von Frankreich und Navarra und Blanka von Burgund, die er wegen ihrer schlechten Aufführung verstieß und einsperrte. Heinrich d'Albret, König von Navarra und Margaretha von Valois, Schwester Franz I., die von ihrem Gemahl übel behandelt ward, und noch mehr hätte leiden müssen, wenn er nicht ihren Bruder, den König, gefürchtet hätte. Endlich Anton von Bourbon, König von Navarra und Vater Heinrichs IV., der ganz getrennt von seiner Gattin, Johanna d'Albret, lebte. Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrich IV. beschließt und vollendet diese traurige Reihe.

5) Die Königin von Navarra war nach den Schwierigkeiten, die ihr einige Minister machten, sehr in Zweifel geraten; sie schrieb an mehrere verständige und gelehrte Protestanten sowohl in Frankreich, als auch auswärts, und bat sie dringend, ihr zu sagen, ob diese Vermählung sich mit dem Frieden der Kirche und ihres Gewissens vertrüge. Die Antworten, welche sie erhielt, waren ebensoviel Zeugnisse der verschiedenen Meinung eines jeden. Die, welche nichts gründlich untersuchten und nur den augenblicklichen Frieden vor Augen hatten, waren für diese Verbindung und baten die Königin, sie zu beschleunigen. Andere aber, die mehr in den Geist des Hofes eindrangen, hegten gerechten Argwohn. Sie beschworen Johanna d'Albret, sich an die Verdrießlichkeiten zu erinnern, welche der König, ihr verstorbener Gemahl, am französischen Hofe erlitten hatte; daß sie diese nicht vergessen möchte, daß Katharina von Medici niemals verzeihe, und nicht aufhöre, den König mit den tödlichsten Feinden der Protestanten zu umgeben. Sie unterstützten von beiden Seiten diese Meinung mit vielen Gründen, sowohl theologischen, als politischen, und Johanna d'Albret ward nur noch unentschlossener durch diese Verschiedenheit der Meinungen. Ihr Kanzler Francourt, aber, der Admiral, der Marschall von Cossé und die anderen Häupter der Partei machten durch ihr wiederholtes Anliegen, daß sie sich auf die andere Seite des Hofes neigte, und die Briefe des Königs und der Königinmutter befestigten ihren Entschluß. Der Hof bezeigte ihr das größte Zutrauen und überließ es völlig ihr allein, alles zu bestimmen und zu ordnen. Ihr Schicksal wollte es so, daß sie ihrem Unglück freiwillig entgegengehen sollte. Sie suchte ihre Zweifel,

ihre Furcht, ihre Kenntnis der italienischen List zu vergessen, reiste zum Leidwesen aller Einwohner von La Rochelle ab und begab sich mit einem großen Gefolge nach Blois, wo sich der französische Hof befand. Die Liebkosungen, mit denen sie dort empfangen ward, sind nicht zu beschreiben. Karl IX. studierte recht darauf, ihr alle nur erdenklichen Beweise der Freundschaft zu geben. Er nannte sie seine liebe Tante, seine gute Tante, sein alles, seine Vielgeliebte; und nachdem er von ihr ging, sagte er zur Königinmutter: „Nun, spiele ich meine Rolle nicht gut?" „Recht gut," erwiderte diese, „aber das Ende muß erst alles krönen!"

Bald aber begegnete man der Königin von Navarra nicht mehr so freundlich und zuvorkommend als es anfangs geschehen war; Katharina war nun sowohl der Häupter der Protestanten, als der Begierde des Prinzen von Navarra, sich mit Margaretha zu vermählen, sicher geworden, sie tat sich also weniger Gewalt an und ließ die Königin von Navarra die kränkendsten Demütigungen erfahren. Diese erklärte sich gegen ihren Sohn darüber in folgendem Briefe, worin sie ihm abzuraten scheint, Bearn zu verlassen. Laboureur sagt: „In diesem Briefe stehen sehr sonderbare Dinge, das unsittliche Leben am Hofe betreffend, welche sichtbar die Absicht Gottes rechtfertigen, das Haus der Valois im Feuer des Bürgerkrieges zu zerstören, und durch ein und dasselbe Mittel das Reich wieder herzustellen und zu vereinigen usw."

„Mein Sohn, ich bin hier in großen Nöten und dermaßen aufs äußerste gebracht, daß ich viel leiden müßte, wenn ich mich nicht vorgesehen hätte. Ich sende Dir den Boten in großer Eile, wodurch ich verhindern werde, Dir, wie das vorige Mal, einen weitläufigen Bericht zu erstatten; ich kann ihm nur kurze Memoiren und Zettel mitgeben, das Ausführliche mag er Euch mündlich sagen. Ich hätte Euch wohl Richardieren schicken können, er ist aber zu ermüdet, auch könnte er wohl diesem Boten, welchen ich wegen verschiedener Dinge besonders sende, bald folgen dürfen, da die Sachen sich so wenden und sich verhalten. Ich muß jetzt ganz anders unterhandeln als ich erst hoffen durfte nach den Versprechen, die ich erhielt. Man läßt mich weder mit dem Könige noch mit der Prinzessin sprechen, sondern mit der Königinmutter allein, und diese begegnet mir sehr zweideutig und sehr spitz, so wie der Bote es Euch auch mündlich erzählen wird. Monsieur Herzog von Anjou begegnet mir sehr zutraulich, aber immer halb scherzhaft, halb verstellt, wie Ihr ihn schon kennt. Die Prinzessin sehe ich nie, außer bei der Königin, von welcher sie sich nicht entfernt; sie geht nicht eher in ihr Zimmer als zu einer für mich sehr unbequemen Stunde, und selbst dann rührt Frau von Curton sich nicht von ihrer Seite, so daß ich ihr gar nichts sagen kann, was diese nicht hören soll. Euren Brief habe

ich ihr noch nicht zeigen können, aber es soll gewiß bald geschehen. Ich sagte ihr davon, sie ist sehr zurückhaltend und antwortet mir immer in allgemeinen Ausdrücken des Gehorsams und der Achtung gegen mich und Euch, als Eure künftige Gemahlin. Da ich nun sehe, mein Sohn, daß nichts vorwärts rückt und daß man mich dahin bringen will, die Sachen zu übereilen, anstatt sie ordentlich zu führen, so habe ich schon dreimal mit der Königin davon gesprochen; aber diese verspottet mich nur und sagt, wenn ich den Rücken wende, den Leuten ganz anderes wieder als ich ihr sagte; so daß meine Freunde mich hernach darüber tadeln, und doch kann ich die Königin keiner Unwahrheit zeihen; denn wenn ich zu ihr spreche: ‚Gnädige Frau, es heißt, ich habe Euch diese oder jene Worte gesagt', so leugnet sie es geradezu ab, obgleich sie recht wohl weiß, daß es durch sie herkommt, lacht mir gerade ins Gesicht und behandelt mich auf eine Weise, daß ich wahrlich so viel Geduld brauche als Griseldis. Sage ich ihr meine Ursachen, warum ich glaube, sehr entfernt von den schönen Hoffnungen zu sein, die sie mir gegeben, und denke dann auf eine gute Art mit ihr zu unterhandeln, so leugnet sie alles ab. Der Überbringer wird Euch die Memoiren solcher Unterredungen geben, aus denen ihr meine ganze Lage beurteilen könnt. Geh ich dann von ihr, so finde ich einen Schwarm Hugenotten, die mehr in der Absicht zu spionieren als mir beizustehen, mich von den Anführern und von Leuten unterhalten, denen ich hernach wieder viele Reden führen muß, welchem ich doch wieder ohne Streit nicht ausweichen kann. Andere sind mir wieder auf eine andere Art hinderlich, die ich mir aber, so gut ich kann, vom Halse schaffe; das sind nämlich die Hermaphroditen der Religion. Ich kann nicht sagen, daß ich ohne Ratgeber bin, denn jeder erteilt mir einen anderen. Da die Königin nun sieht, wie sehr ich schwanke, so behauptet sie, sich nicht mit mir vergleichen zu können, und verlangt, daß einige von den Euren sich versammeln und Mittel finden sollen. Sie hat mir die genannt, die von beiden Seiten dazu ernannt werden sollen. Es geschieht alles nur durch die Königin, und darum, mein Sohn, schicke ich Euch in Eile diesen besonderen Boten. Ich bitte Euch, sendet mir meinen Kanzler, denn ich habe hier keinen Menschen, der so viel wüßte und bewerkstelligen könnte als dieser. Ich muß sonst alles verlassen, denn bisher bin ich nur durch Versprechen herumgeführt worden, daß die Königin sich mit mir vergleichen würde. Aber sie tut nichts als spotten, will von der Messe nichts ablassen, von der sie niemals so als jetzt gesprochen hat. Von der anderen Seite verlangt der König, daß ich an ihn schreiben soll. Sie haben mir erlaubt, daß ich mir Geistliche kommen lassen darf, um mir Rats bei ihnen zu holen. Ich habe nach den Herren von Espina, von Merlin und nach einigen anderen

geschickt, die ich befragen will. Euch bitte ich, zu bemerken, daß man Euch hier durchaus haben will; überlegt Euch das; wenn der König darauf bestände, das wäre mir sehr unlieb. Sollte Herr von Francourt Schwierigkeiten machen, herzukommen, wie ich ihn darum ersucht habe, so bitte ich Euch, mein Sohn, ihn dazu zu überreden und es ihm zu befehlen. Gewiß, Ihr würdet mich bedauern, wenn Ihr meine Not kenntet! Es begegnen mir harte Dinge hier; anstatt ernsthaft mit mir zu unterhandeln, so wie das Geschäft es eigentlich verdient, höre ich nichts als Spöttereien und leere Worte; da ich mir nun zum Gesetz gemacht habe, mich nicht aufbringen zu lassen, so habe ich viel Geduld nötig, auch ist meine Geduld ein wahres Wunder; ich werde ihrer immer mehr bedürfen, das weiß ich gar wohl; wenn ich nur nicht erkranke, denn ich fühle mich gar nicht wohl! Euer Brief ist ganz nach meinem Wunsch; sobald es möglich ist, werde ich ihn der Prinzessin zeigen; was ihr Porträt betrifft, so will ich es von Paris holen lassen. Sie ist schön, anmutig und sehr verständig, aber in der verderbtesten, verruchtesten Gesellschaft auferzogen, die jedem etwas mitteilt, der hineingerät. Eure Muhme, die Marquise von Conti, ist so durch diese Gesellschaft verändert, daß sie nicht einmal mehr den Schein unserer Religion hat, ausgenommen, daß sie keine Messe hört; diese Abgötterei ausgenommen, ist ihre übrige Lebensart ganz wie die der Papisten. Die Prinzessin, meine Schwester (Margaretha von Bourbon, Herzogin von Nevers), macht es noch ärger; dies schreibe ich Euch im Vertrauen! — Der Überbringer wird Euch erzählen von des Königs Ausgelassenheit; es ist zum Erbarmen! Ich wollte um keinen Preis, daß Ihr hier bleiben müßtet, darum wünsche ich es sehr, Euch vermählt zu sehen, und daß Ihr Euch mit Eurer Frau aus dieser Verderbnis zurückzieht, die ich noch größer finde als ich sie vermutete. Hier werben die Männer nicht um die Frauen, sondern die Frauen werben um die Männer; wäret Ihr hier, so könntet Ihr ohne die besondere Gnade Gottes gar nicht davon loskommen. Ich sende Euch einen Strauß, ihn auf das Ohr zu stecken, weil Ihr verkauft werden sollt, und Knöpfe zu einer Mütze. Die Männer tragen jetzt viele Edelsteine. Für hunderttausend Taler sind schon für Euch angeschafft, und es sollen täglich mehr gekauft werden. Man sagt, die Königin ginge mit Monsieur nach Paris. Wenn ich noch hier bleibe, so gehe ich nach dem Vendômois. Ich bitte Euch, mein Sohn, sendet mir den Boten gleich zurück, und in Eurem Briefe an mich setzt: daß Ihr nicht an die Prinzessin schreiben dürft, aus Besorgnis, sie zu erzürnen, weil Ihr nicht wißt, wie sie Euren ersten Brief aufgenommen hat.

Ich bleibe bei meiner Meinung, daß Ihr wieder zurück nach dem Béarn müßt. Mein Sohn, Ihr habt aus meinem vorigen Briefe wohl schließen können, daß man im Sinne hat, Euch zu trennen von

Gott und Eurer Mutter. Dieser Brief enthält nicht das Gegenteil und Ihr könnt wohl denken, wie besorgt ich um Euch bin. Ich bitte Euch, betet zu Gott, denn Ihr habt seinen Beistand jederzeit und besonders jetzt, recht sehr nötig; so wie ich für Euch zu ihm bete. Er gebe Euch, mein Sohn, alles, was Euer Herz wünscht.

Blois, den 8. März. Eure gute beste Freundin Johanna.

N. S. Mein Sohn, seit ich diesen Brief geschrieben, habe ich der Prinzessin gesagt, was in Eurem Briefe steht, denn ihr den Brief selber zu geben, fand ich nicht tunlich. Darauf sagte sie: man wisse ja wohl, daß, eh' noch von irgend etwas die Rede war, sie stets dem Glauben, in welchem sie geboren sei, sehr angehängt habe. Darauf antwortete ich ihr, daß diejenigen, die diese Sache zuerst betrieben, nichts davon erwähnt hätten, sondern im Gegenteil mir die Sache wegen der Religion als etwas Leichtes vorstellten, als etwas, wozu sie selber Neigung habe; ich würde sonst gar nicht so weit gegangen sein, ich bäte sie also sehr, es zu überlegen. Ehemals hat sie nie weder so hart noch bestimmt geantwortet; ich glaube, sie sagt nichts, als was man für gut findet, sie sagen zu lassen; so wie auch alles, was man von ihrem Verlangen zu unserer Religion behauptete, nur geschah, um uns zu betrügen. Ich verliere keine Gelegenheit, etwas aus ihr hervorzulocken, was mich befriedigen könnte. Auf den Abend fragte ich sie, ob sie Euch nichts zu bestellen habe; sie schwieg aber ganz still, und als ich in sie drang, sagte sie: sie dürfe ohne Erlaubnis Euch nichts bestellen lassen; sonst ward mir aufgetragen, sie Euch zu empfehlen, und daß Ihr herkommen müßtet; ich aber sage Euch das Gegenteil."

Ungeachtet ihrer Ahnungen und ihres Widerwillens, konnte die Königin von Navarra dennoch nicht der List des Hofes entgehen, und der Heiratskontrakt ward zu Blois, den 11. April unterzeichnet. Karl IX. verspricht seiner Schwester darin dreimalhunderttausend Taler; die Königinmutter zweimalhunderttausend, die Herzoge von Anjou und von Alencon jeder fünfundzwanzigtausend. Das Witwengehalt ward auf vierzigtausend Livres jährlicher Renten bestimmt, nebst dem Schloß Vendôme mit den Möbeln zur Wohnung. Johanna d'Albret verschrieb ihrem Sohn darin den Nießbrauch und die Nutzung der oberen und niederen Grafschaft Armagnac und überließ ihm zwölftausend Livres von ihrem Witwengehalt, die sie von der Grafschaft Harle hatte. Der Kardinal von Bourbon gab auch, aus Freundschaft für seinen Neffen, den Prinzen von Navarra, alle Rechte auf, die ihm als Bourbon zukamen und ernannte ihn zum ältesten rechtmäßigen Erben des Hauses.

Margaretha zeigte sich nach und nach etwas geneigter gegen den Prinzen von Navarra; es sei, daß die Bitten seiner Mutter sie bewegt oder daß die Heftigkeit des Königs sie erschreckt hatte, oder auch,

daß sie befürchtete, den Lärm wegen des Herzogs von Guise wieder aufs neue zu erregen, wenn sie länger sich weigerte. Johanna d'Albret reiste sogleich nach Paris, um Anstalten zur Vermählung zu treffen und den kostbarsten Schmuck und die schönsten Kleinodien zu kaufen. Sie wohnte in Paris im Hause des Bischofs von Chartres, Johann Gaillard, der sich öffentlich für den Protestantismus erklärt hatte. Sie war kaum angelangt, so durchlief sie alle Läden, kaufte Kleinodien und tausend Kleinigkeiten, mit denen der französische Hof sich gern schmückte.

Diese Beschäftigung konnte aber ihren inneren Gram nicht zerstreuen. In dem Briefe an ihren Sohn ist es sichtbar, wie gepreßt ihr Herz war; hätte sie einen Schritt zurücktun können, so wäre diese Verbindung gewiß nie zustande gekommen. Sie sah die traurigen Folgen voraus, und erhielt täglich die erschreckendsten Winke. Diese wiederholt heftigen Erschütterungen rissen sie mitten in ihrer Laufbahn dahin. Sie starb am 9. Juni in ihrem 44. Jahre. Ihre gleichzeitigen Geschichtsschreiber verbreiteten vielerlei Volksgerüchte über die Ursache ihres Todes; es hieß, sie wäre durch den Geruch von einem Paar wohlriechenden Handschuhen vergiftet worden, die sie von dem Italiener René, einem Anhänger der Königinmutter, gekauft hatte. Der einzige d'Aubigné gibt diese Sage für Gewißheit aus, und stützt sich einzig nur auf die Weigerung der Ärzte, ihr Gehirn zu untersuchen, als auf Befehl des Königs ihr Leichnam geöffnet wurde. Man darf d'Aubignés Aussage verwerfen, wegen seiner Parteilichkeit für den Protestantismus. Außerdem gibt es keine Gründe, warum Johanna d'Albret nicht eines natürliches Todes gestorben sei. Ihre Sorgen und der vielfache Verdruß waren genug Ursachen des Todes.

Keine Fürstin verdiente mehr beweint zu werden, als diese! Sie zeigte in ihrem sehr unruhevollen Leben einen unerschrockenen Geist und unüberwindlichen Mut. Sie war ihrer Religion sehr ergeben und sparte weder Mühe noch Reichtümer, um sie zu unterstützen. Nach Biscajen, welches zu dem Königreich Navarra gehörte, schickte sie Prediger, welche die baskische Landessprache redeten, um das Volk zu unterrichten und ließ die Genfer Gebetbücher in diese Sprache übersetzen. „Eine sehr geistreiche Fürstin!" sagt Mathieu von ihr, „sehr kunstreich in allen schönen Erfindungen; sie liebte die Dichtkunst, machte selbst gute Verse, besaß ein starkes Gedächtnis, konnte die Psalmen auswendig hersagen und wußte jedesmal genau die Zahl des Verses. Ihre Prediger erteilten ihr die Erlaubnis, während der Predigt ihre Stickerei zu verfertigen, damit sie nicht einschlafe; und ihr Gedächtnis war so stark, daß sie hernach die ganze Predigt, Wort für Wort, auswendig wußte."

Nach dem Tode des Prinzen Condé sah sie ohne Erschrecken ihre Partei beinah völlig niedergeworfen, die ganze Macht des

Königs gegen sich gewendet und den Haß der Katholiken gegen ihren Sohn entflammt. Ungeachtet aller dieser Gefahren sah man sie mutig ihr Land verlassen, ins Lager eilen, ihre Güter, ja ihren Sohn preisgegeben, um die Sache der Protestanten zu verteidigen, ihre Häupter anzufeuern und zu unterstützen, und endlich sich ihrer Länder und ihres kostbarsten Eigentums zu entäußern. Sie erklärte in ihrem Testamente ihren Sohn zum einzigen rechtmäßigen Erben, empfahl ihm, Gott zu fürchten, dem Könige zu dienen, seinen Vetter, den Prinzen von Condé, zu lieben, dem Rat des Admirals Coligny zu folgen, seinen Glauben nie zu verlassen, und auf keine Weise zuzugeben, daß seine Schwester Katharina an einen Mann von einer anderen Religion vermählt würde. Dann starb sie ruhig, von ihren Geistlichen umgeben. „Sie war", sagte d'Aubigné, „bloß dem Geschlechte nach eine Frau; ihr Geist war der eines Mannes; ihr Verstand mächtig in großen Dingen und ihr Herz unüberwindlich im Unglück."

Wegen der Trauer um die Königin Johanna ward die Vermählung noch aufgeschoben; diese Zeit benutzte der geheime Rat, die Maschine ins Werk zu setzen. Man schmeichelte dem Admiral, den man mit den anderen Häuptern der Protestanten fangen wollte, mit dem Generalgouvernement, das er in dem flandrischen Kriege zu haben wünschte, und schrieb ihm Briefe über Briefe, so daß er sich gegen die Wünsche und den Willen seiner Freunde, wie von seinem Schicksal gezogen, überreden ließ, Chatillon zu verlassen und an den Hof zu gehen. Als er zu Pferde steigen wollte, kam eine Bäuerin aus Chatillon eiligst gelaufen, warf sich zu seinen Füßen und umfaßte sie: „Ach, mein guter Herr," rief sie, „wo geht Ihr hin, in Euer Verderben? Wir sehen Euch nie wieder, wenn Ihr nach Paris geht, denn dort müßt Ihr sterben, sowohl Ihr, als alle, die mit Euch sind. Wenn Ihr nicht Mitleid habt mit Euch selber, so habt Mitleid mit Eurer Gemahlin, mit Euren Kindern und mit den vielen guten Leuten, die mit Euch gehen und Euretwegen sterben werden." Als er sie zurückstieß und sie wahnwitzig nannte, wandte sie sich zur Frau von Coligny und beschwor sie, ihren Mann abzuhalten, daß er nicht nach Paris reise, denn sie könne versichern, daß er nie wieder zu den Seinigen kehren und schuld an dem Tod von mehr als Zehntausend sein würde. L'Etoile hat dieses von einem gehört, der dabei war.

Der Admiral und die Fürsten, welche nach ihm kamen, wurden sehr wohl am Hofe aufgenommen. Die Trauerkleider, in welchen sie ihren Einzug hielten, wurden von vielen für eine traurige Vorbedeutung gehalten. Um sie in ihrem Zutrauen einzuschläfern, ließ der König im ganzen Reiche die Bestätigung des Friedens bekanntmachen; bei allen Gelegenheiten gab er ihnen mehr als sie verlangten und sagte dann zu seinen Günstlingen: „Ich locke die Vögel wie der

Falkner." Man sprach sogar ganz laut bei Hofe davon, daß die Livreen am Hochzeitstage rot sein würden und daß mehr Blut als Wein dabei vergossen werden sollte. Der Kardinal von Bourbon fand irgend etwas nicht recht bestimmt in dem päpstlichen Breve von Gregorius XIII.; er schickte es noch einmal zurück, um es gehörig ändern zu lassen. Der König, ganz ungeduldig über diesen Aufschub, sagte zu dem Admiral in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, der aber seinen Grimm verriet: „Der alte Scheinheilige mit seinen Heucheleien bringt meine dicke Schwester Margot um viel Zeit." Der Eifer des Königs und seine Eile hätten den dunkeln Gerüchten über jene blutigen Absichten mehr Gewicht geben müssen, aber er diente im Gegenteil vielmehr, sie zu zerstreuen und die Protestanten dergestalt zu blenden, daß sie alle Winke verachteten, die sie von allen Seiten erhielten, sowohl über die Gefahr, in welcher sie in Paris wären, als über die Truppen, welche die Guisen zusammenzogen und endlich bestimmt über den entsetzlichen Ausgang der Hochzeitsfeste. „Das sind Träume, Wahnwitziger," sagte dann der Admiral, „ich bin ganz fest entschlossen, die Katastrophe abzuwarten; lieber will ich mich durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als einen vierten Bürgerkrieg veranlassen!"

5a) Der König von Frankreich, der König von Navarra, die Herzöge von Anjou und von Alençon und der Prinz von Condé trugen Uniformen, Kleider von blaßgelbem Atlas, mit Perlen und Edelsteinen reich gestickt. Es ward bemerkt, daß, den Bräutigam ausgenommen, alle Protestanten sehr einfach gekleidet waren, die katholischen Herren sich aber in der größten Pracht zeigten.

5b) Sie wurden von dem Kardinal von Bourbon nach einem Formular, worüber beide Parteien übereingekommen waren, getraut am Sonntag, den 17. August. Als Margaretha gefragt wurde, ob sie den König von Navarra zum Gemahl haben wollte, antwortete sie nicht; der Kardinal stieß sie von hinten an den Kopf, um sie ein Zeichen der Einwilligung geben zu lassen in Ermanglung der Sprache. D'Avila sagt: Der König selber habe sie an den Kopf gestoßen; darin kommen alle Historiker überein, die Prinzessin Margaretha als ein trauerndes Opfer der despotischen Gewalt zu schildern; denn ihr Bruder hatte ihr nur die Wahl zwischen dieser Heirat und dem Kloster gelassen. Dem Herzog von Guise, der sich etwas auf die Fußspitze erhob, um Margaretha in jenem Moment recht in die Augen zu sehen, warf der König einen so entsetzlich drohenden Blick zu, daß er vor Schmerz und Entsetzen beinah ohnmächtig ward. Die Prinzessin hörte dann die Messe, während der König von Navarra und die Protestanten in der Kirche und dem Kloster Notre Dame umhergingen. Nach diesen Zeremonien führte Heinrich von Damville, Bruder des Herzogs von Montmorency, den Bräutigam zurück, der seine Braut in Gegenwart des Königs und der Königin-

mutter umarmte und sich einige Zeit mit ihr unterredete. Von da ging man in die bischöfliche Abtei, wo eine vortreffliche Mahlzeit bereitet war, während die Herolde goldne Denkmünzen mit silberner Einfassung unter dem Volke auswarfen. Auf diesen Denkmünzen befanden sich auf der einen Seite die Anfangsbuchstaben der Namen des Brautpaares: H. und M. mit der Umschrift, die zugleich die Namen umschlang: constricta discordia hoc vinclo. Dieses Band fesselt die Zwietracht. Auf der Rückseite eine weibliche Figur in sittsamem Gewande, welche einer flammenden Glut eine Schlange entgegenhält, die sich in den Schwanz beißt, mit der Umschrift: aeterna quae munda, welches bedeutet, daß der Frieden, den diese Verbindung stiftete, ewig dauern solle; und da die Schlangen mit ihrem Gifte das Feuer löschen, so war sie ein doppeltes Symbol des künftigen Friedens. Andere hatten ein Lamm mit dem Kreuze, mit den Worten: vobis annuntio pacem — ich verkünde euch den Frieden. Nach dem Mittagessen ging der Hof nach dem Louvre zurück, wo der König die Cour abnahm und die Stände der Stadt aufs glänzendste bewirten ließ. Dann eröffnete er den Ball, den er aber bald wieder unterbrach wegen des Balletts, in dem er eine der vorzüglichsten Rollen hatte. Man sah nämlich drei große Wagen in der Form von silbernen Felsen hereinkommen, auf jedem derselben saßen fünf Musiker mit verschiedenen Instrumenten; zwei stellten sich auf beide Seiten des Saals, auf dem dritten, der in der Mitte blieb, stand der berühmte Sänger Le Roy. Dann kamen drei Wagen mit Nischen, die von vier silbernen Säulen getragen wurden. In jeder war eine Meernymphe. Hierauf kamen noch vier Wagen, welche Seetiere vorstellten, gleichfalls von Silber, mit einem Löwenkopf und einem Fischschwanz; auf diesem saßen Gottheiten auf vergoldeten Muscheln und in Goldstoff gekleidet; zuletzt kam ein vergoldetes Seepferd, das den Neptun mit seinem Dreizack auf einer goldenen Muschel trug. Dieser Neptun war der König von Frankreich; auf dem ersten Wagen befanden sich der König von Navarra und die Prinzen von Geblüt. Alle diesen Maschinen bewegten sich in dem großen Saal des Louvre, und wenn sie stillstanden, sangen die Musiker vortreffliche Verse, die eigens von den Hofpoeten dazu gedichtet waren. Einen großen Teil der Nacht brachte man damit zu, dieses Schauspiel zu bewundern, dann ging man auseinander. Der Admiral schrieb, als er nach Hause gegangen war, Briefe an seine Gemahlin, die noch vorhanden sind, die ein ewiges Zeugnis seiner Liebe zur Einigkeit und zum Frieden bleiben, die er bei diesen Festlichkeiten fühlte, wie auch Karl IX. und seine Manifeste ihn verleumdet haben.

Den Tag darauf gab der König von Navarra in dem Hotel d'Anjou ein herrliches Mahl, der Ball im Louvre dauerte hernach bis tief in die Nacht. Die Feste am Mittwoch übertrafen alles an Pracht,

was bis dahin gesehen worden war. In einem Saal des Palastes Bourbon, nah am Louvre, ward ein Paradies oder eine Maschinerie, den Himmel vorstellend, erbaut; den Eingang zu diesem Himmel verteidigte der König und seine beiden Brüder in völliger Rüstung; auf der anderen Seite war die Hölle, in welcher eine große Anzahl von Teufeln und kleinen Teufelchen ein großes Rad mit kleinen Glöckchen, unter seltsamen Gebärden und Sprüngen, mit vielem Lärm unaufhörlich herumdrehten. Ein Fluß mit dem Nachen des Charon trennte Hölle und Paradies. Weiter zurück hinter diesem sah man die Elysäischen Gefilde, wie einen schönen grünen Garten mit Bäumen und Blumen, den ein Sternenhimmel umgab, nämlich ein Rad mit den zwölf Zeichen des Zodiakus, den sieben Planeten und eine Menge kleiner Sterne von Kristall, welche alle durch die in dem Himmel herumverteilten Lichter erleuchtet waren. Die Bewegung des Rades drehte zugleich das Paradies umher, worin zwölf Nymphen in einfachem Gewande sichtbar wurden.

Mehrere irrende Ritter, vom Könige von Navarra angeführt, nahten sich, um die Nymphen aus dem Paradiese zu entführen, sie wurden aber von den drei Rittern, die es bewachten, zurückgetrieben. Nachdem sie einige Lanzen gebrochen und eine Zeitlang mit dem Degen herumgefochten hatten, wurden sie von den Hütern des Paradieses in den Tartarus gestürzt und sogleich von den Teufeln in Fesseln gelegt. Dann kamen Merkur und Kupido von einem Hahn getragen vom Himmel herab und begrüßten mit Gesängen die Wächter des Paradieses wegen ihres Sieges. Darauf gingen die Ritter hin, holten die Nymphen und tanzten mit ihnen um einen Springbrunnen, der mitten im Saale stand, wohl eine Stunde lang, worauf sie sich von dem einstimmigen Bitten aller bewegen ließen, die gefangenen Ritter zu befreien. Sie holten sie heraus und brachen einige Lanzen mit ihnen. Der ganze Saal war voller Funken und Blitze, die von dem Stoß ihrer Waffen hervorsprangen. Alles das verschwand aber, indem auf einmal ein Feuerwerk am Springbrunnen angezündet ward, mit schrecklichem Getöse, mit Feuerströmen, die in wenigen Minuten die ganze Maschinerie zerstörten, und so endigte das großartige Schauspiel.

Niemals hatte man den König und die Königinmutter fröhlicher gesehen, sie vergaßen ganz den Schlaf bei diesen Festen und Ergötzlichkeiten. Aber die Musik war nur die Ouvertüre zu dem darauffolgenden Trauerspiel. Durch diese Feste suchte man die Protestanten zu zerstreuen, damit sie auf die Winke, die ihnen aus ganz Frankreich gegeben wurden, nicht achten sollten; bei dem Admiral gelang es ihnen auch völlig. Einige seiner Vertrauten aber waren nicht so ruhig als er; sie machten ihn auf die Anspielung in den Festen vom Mittwoch aufmerksam; dieser Himmel, der vergeblich vom König von Navarra und den Häuptern der Partei angegriffen

wurde, ihre Gefangennehmung in der Hölle, das Feuer, mit welchem das Schauspiel endigte, alles hatte ihnen Verdacht eingeflößt, und sie suchten ihn dem Admiral mitzuteilen. Am Donnerstag morgen ging Langoiran zu ihm und nahm von ihm Abschied. Da er ihn um die Ursache dieser eiligen Abreise fragte, sagte Langoiran die prophetischen Worte: „Ich gehe, weil man Euch hier so gar wohl aufnimmt und bewirtet, ich mag mich lieber mit den Toren retten, als mit denen, die sich weise dünken, umkommen." Er nahm den Geschichtsschreiber d'Aubigné mit fort, der sich wegen eines Duells entfernen mußte; so ward uns in d'Aubigné eine glaubwürdige Feder der damaligen Begebenheiten erhalten, obgleich er oft parteiisch für seine Religion ist. Diesen Fliehenden folgte der Marschall von Montmorency und wenige andere nach. Am Mittwoch schon bat der Hauptmann Blosset, ein Burgunder, der dadurch bekannt war, daß er die Festung Vecelay so brav gegen die Katholiken verteidigt hatte, den Admiral um die Erlaubnis, nach seiner Provinz zurückgehen zu dürfen. „Warum?" fragte dieser. „Weil man uns hier nicht gewogen ist." „Wie meint Ihr das?" fragte der Admiral; „glaubt sicher, der König ist uns gut!" „Er ist uns gar zu gut," sagte Blosset, „eben darum habe ich gar große Lust nach Hause zu gehen. Dächtet Ihr ebenso, so wäre das für Euch und für uns sehr gut." — Er ließ sich nicht zurückhalten und ging.

Den Donnerstag endigten die Festlichkeiten mit einem Turnier, das vor dem Louvre gehalten ward. Der König, seine beiden Brüder, die Herzöge von Guise und von Aumale erschienen als Amazonen gekleidet von der einen Seite; von der anderen der König von Navarra und sein Gefolge in türkischer Kleidung von Brokat und einem Turban; sie begegneten sich und kämpften Lanze gegen Lanze. Von beiden Seiten waren Bühnen errichtet, auf denen die Königinmutter die Königin, Gemahlin Karls IX., die Königin Margaretha von Navarra, ihre Schwester, die Herzogin von Lothringen und viele andere Damen saßen und dem Turniere zusahen.

Nun wurden die festlichen Kränze gegen Trauerzypressen vertauscht und die Ausführung des entsetzlichen Vorsatzes begann. Das erste Opfer ward der brave Gaspard von Coligny; er focht und kommandierte die Armee unter Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX.; er war der Wiederhersteller der Disziplin bei den Armeen, keiner im Rat kam ihm an Weisheit gleich, noch weniger auf dem Schlachtfelde jemand an Tapferkeit. Maurevert, der den Guisen angehörte, schoß nach ihm aus einem Fenster, den Freitag Morgen, als er, einige Depeschen lesend, zu Fuß vom Louvre hinunter ging. Die Wunde ward gleich für tödlich erklärt. Der Hof hatte geglaubt, der Anblick des verwundeten Chefs würde die Protestanten zur Rache an den Guisen, den Urhebern des Mordes, auffordern, und so würde Karl IX. seine Feinde sich untereinander selbst aufreiben sehen.

Coligny faßte demungeachtet keinen Argwohn gegen den König; auf den Tod verwundet, verteidigte er doch, gegen die von seiner Partei, denen dieser Schlag die Augen vollends geöffnet hatte, noch immer die Aufrichtigkeit und die Treue Karls IX. Man drang vergeblich in ihn, sich aus Paris tragen zu lassen; er verwarf ihren Rat und Argwohn und beschäftigte sich mit nichts als mit dem Heil seiner Seele. Der König tat sehr erschrocken wegen dieses Mordes. Als man ihm die Nachricht davon brachte, spielte er gerade Federball; er warf wie im Schrecken das Rakett nieder, zerbrach es und rief mit einem Fluch: „Werde ich niemals Ruhe erlangen?" Der König von Navarra und sein Vetter, der Prinz von Condé, kamen sogleich zu ihm, beklagten sich und forderten Urlaub, die Stadt verlassen zu dürfen, weil ihr Leben hier nicht sicher sei. Der König war aber so voller Zorn und Ärger (er rief, er selbst wäre durch diesen Streich verwundet) und die Königinmutter schien so wahrhaft bekümmert, daß jene unmöglich auf ihren Forderungen bestehen konnten. Weit weniger noch, da der König eine Kommission ernannte, das Verbrechen zu untersuchen; da er selber, von seinem ganzen Hof umgeben, den Admiral besuchte, und indem er ihn mit Schwüren und Versicherungen zu beruhigen suchte, sagte er: „Ihr werdet vielleicht geheilt von Eurer Wunde, ich selbst aber empfinde eine tödliche Betrübnis; eher aber will ich Verzicht tun auf das Heil meiner Seele, als nicht eine denkwürdige Rache ausüben!"

Den Samstag früh hielt man den Admiral für weniger gefährdet. Der König von Frankreich sandte seine Edelleute sehr oft, sich nach ihm zu erkundigen; der König von Navarra verließ ihn gar nicht, und auch Margaretha besuchte ihn. Das beste Vernehmen schien zwischen dem Hof und den Protestanten zu herrschen, als man des abends zu Coligny kam und ihm sagte: man nähme in allen Quartieren eine allgemeine Bewegung wahr, eine große Anzahl Bewaffneter würden in den Häusern der Katholiken, und Lastträger, mit Waffen aller Art beladen, in dem Louvre bemerkt; nebst noch tausend Zurüstungen zum Krieg und zum Kampf. Aber Teligny, der Schwiegersohn des Admirals, der unglücklicherweise von seiner eigenen Redlichkeit auf die der anderen schloß, schalt sie feige Memmen, verwarf ihre Meinung als gar nicht begründet und war überzeugt, die nach dem Louvre getragenen Waffen wären zum Angriff einer Festung bestimmt, die in dem Schloßhof zur Belustigung des Königs und des Hofes erbaut wäre.

6) Die Königinmutter ging mit ihren geheimen Räten, dem Könige, der Königin, seiner Gemahlin, den Herzogen von Anjou, von Nevers, dem Bastard von Angoulème, dem Kanzler Birague, dem Marschall von Tavannes und dem Grafen von Retz in dem Garten der Tuilerien spazieren. Da ward der letzte Entschluß zum Blutbad gefaßt, das Verderben der Protestanten beschworen! Die einzige Rücksicht, die

ihnen von einiger Bedeutung schien, war die auf den König von Navarra und den Prinzen von Condé. Der Rat war einstimmig der Meinung, das Leben des Königs von Navarra zu schonen; die soeben geschlossene Verbindung, sagten sie, und die königliche Würde erfordern es. Überdies würde die allgemeine Metzelung schon an sich sehr verabscheut werden, weit mehr noch, wenn man den König, den nahen Verwandten Seiner Majestät, den Gemahl seiner Schwester, in dem Palast unter den Augen seines Schwagers, des Königs, und gleichsam in den Armen seiner Gemahlin ermorden wollte. Alles, was man tun würde, um die Schuld auf die Guisen allein zu wälzen, würde nicht hinreichen, den König jemals von dieser schrecklichen Untat zu reinigen! Mehr Schwierigkeiten gab es, den Prinzen Condé zu retten; er hatte noch den ganzen Haß gegen sich, den der Hof gegen seinen Vater gehegt; indessen retteten ihn doch noch sein Rang, seine Würden und der Herzog von Nevers, der ihn beschützte und sich für seine Treue und Unterwürfigkeit verbürgte. Die ältern Verbindungen, welche den Herzog von Nevers und den Prinzen Condé vereinigten, wurden durch dessen Vermählung mit Maria von Cleve, Schwester der Gemahlin des Herzogs von Nevers, erneuert und befestigt. Er ward also von der Liste der Schlachtopfer ausgestrichen, sowie auch sein Vetter, der König von Navarra. Man schaudert, wenn man sieht, wie das Leben des besten Fürsten, Heinrichs IV., und das Glück, das Frankreich unter seiner Regierung genoß, von einem so geringen Umstand abhing!

Alles war bald bereit; die Guisen mit ihren Gendarmen umgaben den Louvre und erwarteten das Zeichen, das eine Glocke eine Stunde vor Tagesanbruch geben sollte. Katharina glaubte einige Ungewißheit bei dem Könige wahrzunehmen und ging noch nach Mitternacht zu ihm in sein Zimmer, von ihren geheimen Räten begleitet; sie suchte ihn in seinen Vorsätzen zu stärken, stellte ihm vor, wie er durch diese Ungewißheit eine Gelegenheit vorübergehen ließe, seine Feinde zu verderben, die Gott ihm selber in seine Hände gegeben. „Und," setzte sie hinzu, „ist es nicht besser, diese faulen Glieder zu zerstören, als den Schoß der Kirche, die Braut des Herrn?" — Wer erkennt an dieser Sprache dieselbe wieder, die, als man den üblen Ausgang einer Schlacht gegen die Protestanten fürchtete, sich mit dem größten Leichtsinn tröstete und sagte: „Nun, wenn sie siegen, so gehen wir zur Predigt, anstatt Messe zu hören!" — Ihre Vorwürfe der Lauigkeit und Feigherzigkeit setzten Karl IX. in Wut. Er gibt den Mordbefehl — und sogleich wurde vom nächsten Turm beim Louvre Sturm geläutet! Dies geschah Sonntag, den 24. August, am Tage des hl. Barthélemy.

7) Auf dieses Signal liefen die Soldaten nach dem Louvre, wo die Metzelei ihren Anfang nehmen sollte. Einige protestantische Edelleute drangen mit hinein, um den Grund dieser Unruhen zu erfragen;

sie erhalten die Antwort, es wären Anstalten zu einem Turnier, und als sie weiter vor in den Palast eindringen wollten, um mehr zu erfahren, wurden sie von den Wachen und den Schweizern niedergestoßen. Sogleich ging der Herzog von Guise nach dem Hause des Admirals, wirft die Türen ein und macht einen Teil seiner Leute nieder. Das Geräusch der Wachen unterrichtete den heldenmütigen Coligny von seinem Schicksal und daß seine letzte Stunde gekommen sei; er stand mit großer Anstrengung auf, kleidete sich an und schickte alle zurück, die ihm Hilfe anboten. „Meine Freunde," sagte er, „menschliche Hilfe kann ich forthin nicht mehr brauchen; ich nehme aus Gottes Hand willig meinen Tod, ihr aber eilt, euch zu retten!" Dann kniete er bei seinem Bette nieder; die Mörder drangen ein, einer von ihnen, Besme genannt, fragte ihn, ob er der Admiral sei. „Junger Mensch," sagte er, „billig solltest du meine grauen Haare ehren; um vieles wirst du aber mein Leben nicht abkürzen!" In demselben Moment erhielt er auch den Todesstreich und starb mit den Worten: „Stürb' ich doch durch den Arm eines Ritters, und nicht durch einen Troßbuben!"

Der Herzog von Guise hatte die Grausamkeit, mit seinem Schnupftuch das Blut ihm vom Gesicht zu waschen, um es recht zu erkennen. Der wütende, blutdürstige Pöbel warf sich auf seinen entseelten Körper und schleifte ihn durch den Kot, so wie er es sich selbst prophezeit hatte.

Karl IX. hatte in dem Tumulte seinem Schwager geraten, daß er zu seiner Sicherheit, um den Anschlägen der Guisen zu entgehen, alle die von seiner Partei, auf die er das größte Vertrauen setzte, zusammenzurufen und sie die Nacht bei sich im Louvre zubringen zu lassen. Der König von Navarra folgte unvorsichtigerweise diesem Rat und schloß so seine treuesten Freunde und Anhänger mitten unter den Meuchelmördern ein.

Als der König von Navarra das Schlafzimmer seiner Gemahlin verließ, kam eine starke Wache ihm entgegen; ihm und dem Prinzen Condé ward befohlen, ihr zu folgen, und man nahm ihnen ihre Degen. Sie gehorchten, und man führte sie zum König. In dem Vorsaal mußten sie mit ansehen, wie man ihre Edelleute und treuesten Diener ermordete. Karl IX., die Augen rot ver Zorn und ganz außer sich selbst, erklärte ihnen: Alles, was sie sähen, geschähe auf seinen Befehl, weil er kein anderes Mittel finden könnte, den Bürgerkrieg zu endigen; er würde nie vergessen, welches Übel sie in seinem Reiche durch die Partei gestiftet hätten, von welcher sie selber sich als Anführer erklärt; er versicherte sie seines ganzen Hasses, er nehme jedoch mehr auf ihre nahe Verbindung und Verwandtschaft Rücksicht, als auf sein Gefühl, darum wolle er ihnen verzeihen, wenn sie sich bekehren und zur katholischen Kirche zurückkehren wollten; „denn," fügte er hinzu, „ich bin entschlossen, nur eine Religion in

meinen Staaten zu dulden und euch wie die übrigen Protestanten zu behandeln, wofern ihr nicht jenen Irrlehren abschwört."

Der König von Navarra beschwor ihn demütig, sich seines Versprechens zu erinnern und des Bandes, welches sie vereinigte; übrigens versicherte er ihm, er sei bereit, ihm jede Genugtuung zu geben, wenn Seine Majestät nur auch in Betracht ziehen möchten, wie hart es ihm sein müßte, die Religion seiner Väter zu verlassen. — Der Prinz Condé antwortete ihm mit mehr Festigkeit; der König geriet aufs äußerste in Wut gegen ihn, schimpfte ihn einen Trotzigen, einen Aufrührer, Rebellen, Sohn eines Rebellen und erklärte ihm, er würde ihm den Kopf abhauen lassen, wenn er in drei Tagen seinen Entschluß nicht geändert hätte.

7a) In diesem Augenblicke wahrscheinlich bat Margaretha den König um Gnade für ihrem Gemahl, für dessen Leben sie fürchtete, denn sie wußte nichts von dem Beschluß im geheimen Rat in betreff seiner, und der Zorn und die Wut ihres Bruders Karl erschreckten sie. Sie sah, wie dieser kaltblütig die Ermordung der Edelleute des Königs von Navarra mit ansah, die im Hof des Louvre hingerichtet wurden; wie er ganz ruhig die Vorwürfe wegen seiner Grausamkeit und seiner Verräterei mit anhörte, die ihm Piles, der brave Verteidiger von St. Jean d'Angely, machte in dem Augenblicke, da er schändlich ermordet wurde; sie hörte ihn aus dem Fenster des Louvre auf die armen Schlachtopfer schießen, die sich durch Schwimmen über die Seine zu erretten dachten; sie zitterte also gewiß nicht ohne Ursache für das Leben ihres Gemahls. Brantôme versichert, von einer großen Fürstin gehört zu haben, sie sei ihrem Bruder zu Füßen gefallen und habe ihn beschworen, ihren Gemahl zu verschonen, und der König habe es ihr nur mit Mühe bewilligt, obgleich sie seine geliebte Schwester war. Der Autor des Lebens der Katharina von Medici, ein eifriger Protestant, versichert: Der König von Navarra verdanke einzig seine Rettung seiner Gemahlin, der Schwester Karls IX. Sie selber sagt nichts davon in ihren Memoiren; da sie diese aber während des Lebens ihres Gemahls geschrieben, so hat sie wohl aus Zartgefühl vermieden, davon zu sprechen, um ihm nicht eine Art Vorwurf zu machen.

Das Gemetzel dauerte noch sechs Tage mit einer höllischen Blutgier fort; fünfhundert Edelleute wurden ermordet und mehr als viertausend Personen jeden Geschlechts und Alters, von dem Kinde im Mutterleibe bis zum achtzigjährigen Greis. Nicht Rang noch Wissenschaft, ja selber die Religion wurde in diesen unseligen Tagen nicht verschont. Peter Ramus, ein berühmter Mathematiker, und ein guter Katholik, starb durch einen seiner Neider, der den Tumult benutzte, ihn zu ermorden. Denis Lambin, ein gelehrter Kommentator, auch gut katholisch, starb vor Schrecken, da er Ramus ermordet sah; Perrot, ein geschickter Rechtsgelehrter, ward ermordet; auch der be-

rühmte Musiker Claude Gondinel zu Lyon; der unglückliche Francourt, Kanzler von Johanna d'Albret, der allein sie dazu bewog, in diese Verbindung zu willigen.

Die Provinzen folgten fast alle dem Beispiel der Hauptstadt, und während des ganzen Dezembermonats waren die Bürger Frankreichs in zwei Parteien geteilt; in Henker und in Hingerichtete! Einige Gouverneure in den Provinzen versagten diesem entsetzlichen Befehl den Gehorsam; ihre Namen wurden schon tausendmal genannt und verdienen immer wieder genannt zu werden und zu der späteren Nachwelt zu gelangen. Es waren die Grafen von Tendes von der Provence und von Charni in Burgund, die Herren von St. Huran in Auvergne, Tannegui le Veneur zu Rouen, von Gordes in der Dauphiné, von Mandelot zu Lyon, von Ordez zu Bayonne und von Strozzi in Guyenne; laßt uns zuletzt noch den Scharfrichter von Lyon nennen, der zu den Mördern sagte, als sie ihn zum Morden aufhetzen wollten: „Meine Hände arbeiten nur für Recht und Gericht!"

Am Sonntag und Montag war das Wetter schön und heiter in Paris; der König stand am Fenster und sagte: „Ich glaube, das Wetter freut sich über die Hinrichtung der Hugenotten!"

Am Barthélemy-Tage war auf dem Gottesacker der Innocens ein Weißdorn aufgeblüht; dies wurde für ein Wunder gehalten und trug nicht wenig dazu bei, die Einbildung des Volkes zu erhitzen und seine Wut zu erhöhen. Karl IX., seine Brüder, die drei Königinnen und alle Damen des Hofes gingen noch denselben Abend hin, das Wunder zu sehen. Auf dem Rückweg besahen sie die Körper der Erschlagenen; unter andern wollte die Königinmutter den Leichnam des Prinzen von Soubise sehen, der mit seiner Frau im Prozeß wegen Unvermögens war.

Wer kann alle die Gotteslästerungen erzählen, die diese Ungeheuer, diese eingefleischten Teufel in der Wut und während der Mordgreuel ausstießen! Das Stürmen, das unaufhörliche Schießen, das entsetzliche Schreien der zu Tode gemarterten und das Geheul der Mörder, die aus den Fenstern geworfenen Körper, welche man unter sonderbarem Zischen und Pfeifen durch die Straßen schleifte, das Einschlagen der Türen und Fenster mit Steinen und das Plündern von mehr als sechshundert Häusern . . . es ist ein ewig dauerndes Bild des Entsetzens und des Elends.

Der ganze Hof war damit beschäftigt, den Prinzen von Navarra und den Prinzen Condé zu bekehren; durch sie, die Häupter der Partei, glaubte man alsdann die eigensinnigsten mitzuziehen. Zuerst hatte der König es mit sanftern Mittel versucht; er gab ihnen zu verstehen, es wäre schon genug, wenn sie nur bei den Dankfesten zugegen sein wollten, die in allen Kirchen wegen dieses Siegs gehalten wurden. Ihr Oheim, der Kardinal von Bourbon, wandte alle Kräfte

an, sie zu bewegen, daß sie dieser Gefahr ausweichen sollten. Der König von Navarra zeigte auch den Geistlichen, die ihn überzeugen sollten, einige Nachgiebigkeit; der Prinz Condé aber blieb unbeweglich; er wollte durchaus nichts anhören und stieß alle zurück, die an seiner Bekehrung arbeiten wollten. Nach drei Wochen glaubte Karl IX., die Frucht seiner Mordtaten verloren zu haben, wenn er diese beiden Pfeiler des Protestantismus nicht beugte; er blieb sanft gegen den König von Navarra, dessen geschmeidigen Geist er kannte; seinen Vetter aber beschloß er, mit der äußersten Strenge zu behandeln. Er forderte seine Waffen, ließ seine Leibwache kommen und schwor darauf, den Rest der verruchten Sekte auszurotten und mit dem Prinzen Condé anzufangen. Die Königin Elisabeth, seine Gemahlin, fiel ihm zu Füßen und beschwor ihn, nicht zu rasch zu strafen, sondern erst die Räte zusammen zu berufen. Ihre Tränen rührten den König, er ließ sich entwaffnen, schickte die Leibwache fort und ließ den Prinzen Condé vor sich kommen, rief ihm aber mit einem erschrecklichen Blick die drei Worte entgegen: „Messe, Tod oder Bastille!" Jeder andere wäre von diesen Worten und dem begleitenden Blick und Ton erschrocken; der Prinz Condé aber sagte mit der größten Ruhe: „Meine Pflicht erlaubt mir nicht, das erste zu erwählen, Ew. Majestät kommt es zu, zwischen den beiden andern zu entscheiden, ich aber bete zur göttlichen Vorsehung, Euch in dieser Wahl zu erleuchten." Karl IX., von dieser Seelenruhe betroffen, schickte ihn wieder zurück. Ein Geistlicher, der zur katholischen Religion übergegangen war, erhielt den Befehl, den Prinzen Condé, seine Gemahlin, den König von Navarra und die Prinzessin Katharina, seine Schwester, zu bekehren. Seine Lehren, mehr aber noch die Langeweile ihrer gezwungenen Einschränkung, besiegten sie; sie ergaben sich bald einer nach dem andern, hörten Messe lesen und schrieben dem Papst unterwürfige Briefe.

Da Katharina es nun dahin gebracht hatte, ihren Schwiegersohn zu ihrem Glauben zurückgeführt zu sehen, gab sie ihm einen Kanzler und Diener, welche sie selber wählte, an Stelle seiner alten, die ermordet waren. Dann mußte er in seinen Ländern ein Edikt bekannt machen lassen, nach welchem er jede Religion außer der römisch-katholischen untersagte. Sein Schicksal war durch seine Glaubensänderung wenig gebessert, er blieb immer genau bewacht, der geringste Einwohner von Paris genoß mehr Freiheit als er. L'Etoile erzählt: „Ich sah den König von Navarra mit dem Herzog von Guise Ball spielen; er ward schlecht behandelt, und bei jeder Gelegenheit ward der kleine gefangene König empfindlich geneckt mit Sticheleien und Redensarten, wie der geringste Hoflakei; jedem ehrlichen Menschen, der dabei war, tat es leid!" Diese Bewegung dauerte, bis er entfloh. Er gestand nachmals: Katharina von Medici sei die einzige Frau, die er aufrichtig gehaßt habe.

7b) Katharina von Medici hatte von ihren Wahrsagern gehört, alle ihre Kinder würden auf den Thron kommen. Bei den beiden ältesten Söhnen Franz II. und Karl IX. war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Margaretha war Königin; nun fehlten also noch die Herzöge von Anjou und von Alençon; da nun der König von Polen starb, ergriff sie die Gelegenheit, den Herzog von Anjou zum Könige von Polen wählen zu lassen. Die Geschicklichkeit ihres Geschäftsträgers Montluc, Bischof von Valence, mehrere politische Rücksichten, aber mehr als alles das Gold der Königinmutter machten, daß die Unterhandlung gelang, und Heinrich, Herzog von Anjou, wurde gewählt, obgleich man anfangs nicht für ihn geneigt war, denn sowohl die Katholiken als die deutschen Protestanten, waren wegen seines Eifers bei der St. Barthélemy gegen ihn.

8) Die Protestanten versuchten noch einmal, den König von Navarra und den Herzog von Alençon zu entführen. Zweihundert Edelleute erschienen bei St. Germain mit Truppen. Der König von Navarra, der Vicomte von Turenne, der Herzog von Phoré und von la Nocle drangen deswegen in den Herzog von Alençon, aber er konnte sich aus Mangel an Festigkeit zu nichts entschließen; einmal waren es ihm zuviel Reiter, die durch ihr Geräusch sie verraten würden, und dann waren es wieder nicht genug zur sicheren Begleitung. Während seiner Unentschlossenheit ward der ganze Plan im Schlosse entdeckt; Margaretha hört davon und verrät ihn der Königinmutter, diese bringt sogleich den ganzen Hof in Alarm, schreit, man wolle den König entführen und töten, und läßt sogleich alle Zimmer im Schlosse durchsuchen. Um zwei Uhr in der Nacht ward der König eiligst in einer Sänfte nach Paris getragen, und der ganze Hof folgte mit der größten Hast. Den König von Navarra und den Herzog von Alençon brachte die Königinmutter in ihrem eigenen Wagen nach Vincennes, wo sie zwar nicht wie Gefangene behandelt, aber doch sehr genau bewacht wurden. Die Marschälle von Montmorency und von Cossé wurden in ein Gefängnis geworfen, La Môle und Coconas, die Günstlinge des Herzogs von Alençon in Haft genommen und inquiriert. Karl IX. schob alles auf La Môle, was der Herzog von Alençon verbrach. Während der Belagerung von La Rochelle schrieb er ihm zweimal und befahl ihm, La Môle aufzuhängen, da der Herzog aber nicht gehorchte, entschloß er sich selber, ihn umzubringen. Er wußte, daß La Môle oft eine Dame im Louvre auf ihrem Zimmer besuchte; er stellte sich also auf den Gang, durch den dieser gehen mußte, wenn er von dem Zimmer des Herzogs, seines Herrn, nach dem der Dame wollte, nahm den Herzog von Guise und noch sechs andere Edelleute mit, denen er Stricke gab, mit dem Befehl, den damit zu erwürgen, den er ihnen zeigen würde, er selber nahm ein Licht, um ihnen zu leuchten. La Môle nahm aber gerade den Abend

einen andern Weg zu seiner Dame, ohne jedoch von dieser königlichen Mordpartie etwas zu wissen.

Das Pariser Volk war erschrocken, da es den Hof in solcher Bestürzung von St. Germain ankommen sah und erbot sich selber dazu, die Marschälle zu bewachen. Diese Gelegenheit ließ die schlaue Katharina nicht entschlüpfen, alle die vom Hofe zu entfernen, oder doch sicher zu bewachen, die durch ihren Einfluß oder durch Intrige verhindern könnten, daß sie die Regentschaft nicht erhalten hätte, zu der sie nun durch den nahen Tod Karls IX. die Aussicht hatte. Sie suchte also den König zu überreden, die Gefangenen hätten eine Verschwörung gegen sein Leben und seine Krone gemacht; dann ließ sie, um das Volk in seiner Stimmung zu erhalten, das Blut der sogenannten Verbrecher fließen. La Môle und Coconas wurden auf die Folter gebracht; der erste zeigte mehr Standhaftigkeit als von seiner großen Jugend zu erwarten war. Er gestand zwar, daß er willens gewesen sei, den Prinzen auf ihrer Flucht zu folgen, aber ohne irgend eine andere Absicht, als ihnen die Freiheit zu verschaffen; die Verschwörung gegen den Staat und den König leugnete er standhaft. Coconas aber war erschrocken, als er die Folterwerkzeuge erblickte und gestand die Verschwörung in des Königs Gegenwart; er hoffte, durch dieses Geständnis der Folter und dem Tode zu entgehen. Katharina aber überließ sie der ganzen Strenge der ihr zugetanen Richter, und beide jungen Männer wurden auf dem Grève-Platz enthauptet. Die letzten Worte des La Môle geben eine Idee von dem Gemisch von Religion und Galanterie der damaligen Zeit. Auf dem Gerüste rief er: „Gott und du, heilige Jungfrau, erbarme dich meiner Seele und erhalte mich in der Gunst der Königin von Navarra und der Damen." Beim Entkleiden fand man ein Hemd von Notre-Dame de Chartres, das er als Reliquie beständig auf dem bloßen Leibe trug. Wahrscheinlich um den jungen La Môle zu retten, war Margaretha so tätig für die Errettung der Prinzen. Sie verwandte all ihr Genie und ihren ganzen Geist auf das Manifest für ihren Gemahl, welches immer als ein Meisterwerk in seiner Art bekannt war. Heinrich erhält sich darin mit einer heldenmütigen Festigkeit in seinem Rang und seiner königlichen Würde, mehr in dem Ton des Anklägers als des Angeklagten, indem er seine ganze Verteidigung auf die Beschimpfungen stützt, welche die Prinzen von Geblüt und besonders er von den Guisen, unterstützt von der Königinmutter, erfahren haben. Diese erschrak wirklich über den Mut des Königs von Navarra und begnügte sich damit, ihn bis zum Tode des Königs in Vincennes eingesperrt zu halten.

9) Nach Karls IX. Tode bemächtigte Katharina sich der Regentschaft. Sie ließ sogleich den König von Navarra und den Herzog von Alençon, von nun an Herzog von Anjou genannt, vom Schlosse zu Vincennes nach dem Louvre bringen; hier ließ sie ihnen Zimmer

dicht neben dem ihrigen einräumen, in denen vorher die Fenster mit dichten Gittern versehen wurden. Mit ihrer Macht verband sie noch List, benutzte die Jugend und die Neigung des Königs von Navarra für die Frauen, um ihn in den Banden der Liebe zu fesseln. Ihre Politik hatte immer darin bestanden, eine große Anzahl schöner Frauen in ihrem Gefolge zu haben; auf ihren Befehl mußten diese, nichts weniger als strenge Schönheiten, jeden in ihr Netz fangen, den sie an ihrem Hofe festhalten und dessen Geheimnisse sie erfahren wollte. Frau von Sauve rührte das Herz des Königs von Navarra und zu gleicher Zeit den Herzog von Anjou; bald vergaßen sie über dieser Leidenschaft, daß sie eigentlich Gefangene waren und unternahmen nichts für ihre Freiheit.

Der König von Polen entfloh aus Krakau und eilte nach Frankreich, wohin alle seine Wünsche ihn zogen. Er vermied auf dieser Rückreise den Kurfürsten von der Pfalz, der ihm auf der Hinreise seinen Abscheu gegen die Greuel der St. Barthélemy sehr deutlich zu erkennen gab; die Art, wie er ihn empfing und behandelte, verdient hier, beschrieben zu werden. Zweitausend Mann zu Pferde im stärksten Galopp empfingen ihn an der Grenze, umringten ihn wie Feinde und führten ihn wie einen Gefangenen nach dem Schloß des Kurfürsten. Dort fand er eine doppelte Wache an den Türen, Kanonen vor allen Zugängen gepflanzt, und er mußte durch zwei Reihen Soldaten mit geladenen Gewehren; der Vorhof des Schlosses still, kein Mensch ihm entgegen; nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, entschloß er sich, allein in die Zimmer zu gehen. Mitten im großen Vorsaal erblickte er den Rheingrafen und zwei Edelleute aus Paris, die sich aus der St. Barthélemy gerettet hatten; diese kamen ihm entgegen und entschuldigten den Kurfürsten, daß er nicht selber käme, ihn unten zu empfangen, weil das Podagra ihn auf seinem Zimmer festhielte. Er erwartete den König vor der Türe seines Zimmers, dieser gegenüber; und das erste, was ihm sogleich in die Augen fiel, war ein großes Gemälde, welches die St. Barthélemy so natürlich darstellte, daß man gleich auf den ersten Blick die Mörder und die Ermordeten erkennen mußte. Der Kurfürst fragte den König, der das Gemälde betrachtete, ob er diese Unglücklichen kenne. Und als Heinrich sagte, er kenne sie, erwiderte der Kurfürst mit einem zornentflammten Blick und im schmerzlichsten Tone: „Die Ermordeten waren ehrliche Leute und gute Franzosen; aber die Mordenden sind lauter Verräter und Bösewichter." — Beim Abendessen war der König von lauter Edelleuten bedient, welche jener entsetzlichen Nacht entronnen waren; er sah nichts als drohende Gesichter, häufiges Hin- und Herrennen und ein beständiges Zischeln und In-die-Ohren-raunen, wie geheime Befehle; andere wieder, die ganz laut auf die Urheber der Pariser Bluthochzeit schimpften, die Herzoge von Nevers und Mayenne, Günstlinge des Königs von Polen, italienische Ver-

räter und lothringische Schlächter nannten. Um das Entsetzen Heinrichs auf das Höchste zu treiben, entstand in der Nacht ein Feuerlärm, wegen eines Schornsteines, der im Schloß brannte. Der Lärm, der Tumult war so entsetzlich, daß er in der Tat glaubte, nun für die St. Barthélemy büßen zu müssen. Das ehrwürdige Alter des Kurfürsten berechtigte ihn wohl, dem jungen König von Polen diese Warnung mit auf den Weg zu geben.

10) Auf der Reise nach Avignon ward auf der Rhone ein Teil des Gepäckes der Königin Margaretha verloren. Dies war damals keine unbedeutende Begebenheit. Die ungeheuren Verschwendungen des Königs und der Königinmutter hatten alle Hilfsquellen und alle königlichen Schätze erschöpft. Der Mangel war so groß bei Hof, daß die meisten Pagen des Königs ihre Mäntel auf der Reise versetzten, um sich etwas zu essen zu kaufen; hätte nicht ein Schatzmeister der Königinmutter fünftausend Livres geborgt, so wären alle ihre Damen und Hoffräulein davon gelaufen. Man sprach von nichts als dem Teufel Geld, das, wie es damals hieß, gestorben war, und dem sie eine Grabschrift in Versen setzten. Zu Avignon besuchte der König die büßenden Brüder; diese Andachtsübung ist nur in den mittäglichen Provinzen Frankreichs bekannt; sie bestand damals in Prozessionen, denen man in Säcke gekleidet und sich öffentlich geißelnd folgte. In diesem Aufzuge erschienen der König Heinrich III., der Kardinal von Lothringen und der König von Navarra, der aber, wie Heinrich III. bemerkte, nicht dazu paßte. Der Kardinal starb zu Avignon, und die Königinmutter ward durch seinen Tod von einem schrecklichen Gegner bei der Administration der Reichsgeschäfte befreit. Sie eilte, den König nach Lyon zurückzuführen, der sich auch willig wieder unter ihre Vormundschaft begab.

11) Der Hof ging wegen der zweifachen Zeremonie nach Rheims, nämlich wegen der Vermählung des Königs mit der Prinzessin Louise von Vaudemont und wegen der königlichen Krönung. Man wollte während beiden viele üble Vorbedeutungen wahrnehmen und man ahnte deshalb nichts Gutes von dieser Regierung. Erstlich konnte erst am Abend Messe gelesen werden, weil der König den Tag über mit seinem Anzuge, dem Haarkräuseln der Königin und mit dem Fälteln ihrer Halskrause beschäftigt war; zweitens fiel ihm die Krone wieder vom Kopfe, nachdem die Bischöfe sie ihm aufgesetzt hatten; und endlich wurde zuletzt das gebräuchliche Tedeum zu singen vergessen.

11a) Heinrich III. unterdessen lebte in seiner müßigen Weichlichkeit unbekümmert fort und glaubte seinen Bruder hinlänglich bewacht. Mézeray sagt: „Die Nächte brachte er mit Gastmahlen und Balletten zu, den Morgen mit der Anordnung seines Anzuges und mit Erfin-

dung neuer Moden und den Rest des Tages, mit seiner Gemahlin herumzufahren und alle kleinen Hunde wegzufangen, die er in den Bürgerhäusern oder in den Nonnenklöstern fand, um dann über die Klagen der Weiblein zu lachen, die mehr ihren Mops als ihre Kinder lieben."

Wahrscheinlich ist dies eine Anspielung von Mézeray auf Ludwig XIII., der diese Worte als ein Knabe sagte. Im Zimmer seiner Mutter, der Königin Maria von Medici, war er so ungeschickt, den kleinen Hund seiner Mutter zu treten; der Hund biß ihn in den Fuß; Maria von Medici, ohne auf die Wunde ihres Sohnes zu achten, schalt ihn in Gegenwart des Hofes, daß er den Hund getreten; darauf sagte Ludwig, als er den Fuß verbinden ließ: „Wahrscheinlich liebt meine Mutter ihren Hund mehr als mich!"

12) Der König von Navarra hatte Urlaub erhalten, bei Senlis zu jagen. Kaum war die Jagd vorüber, als zwei seiner Freunde im stärksten Galopp zu ihm gesprengt kamen und ihm berichteten: Der König argwöhne etwas anderes noch hinter dieser Jagdpartie, vielleicht wäre in diesem Augenblick schon der Befehl gegeben, ihn zu verhaften. Die Furcht bemeisterte sich seines Vertrauten und seines Gefolges; das unglückliche Ende von La Môle und Coconas schwebte ihnen noch vor Augen, außerdem waren sie auch noch überzeugt, es sei Katharinas Grundsatz, die Günstlinge der Prinzen aufzuopfern, wenn sie sich der Prinzen versichern wollte. Sie bereden also den König von Navarra, diese gute Gelegenheit zu benutzen, um sich aus den Händen des Königs zu retten und wieder in alle seine Rechte zu treten. Er entschließt sich auf der Stelle dazu, schickt St. Martin, der ihm zur Aufsicht gegeben war, nach Paris, unter dem Vorwand, den Argwohn des Königs durch Versicherungen der Unterwürfigkeit zu zerstreuen. Dann ging er noch in der Nacht, von seinen Anhängern begleitet, über die Seine nach Poissy und bis nach Saumur. Von Senlis bis Saumur hatte der König von Navarra das tiefste Stillschweigen beobachtet; als er aber bei Maille über die Loire ging, rief er tief seufzend: „Gelobt sei Gott, der mich befreit hat! Meine Mutter hat man zu Paris sterben lassen, den Admiral daselbst ermordet, so wie alle meine treuen Diener, und mit mir würde man es nicht besser gemacht haben, aber Gott hat mich beschützt; ich gehe nicht wieder nach Paris, man müßte mich hinschleppen." Dann setzte er scherzend nach seiner Weise hinzu: „Zwei Dinge nur bereue ich, die ich in Paris zurücklassen mußte: Die Messe und meine Frau. Die erste will ich suchen zu entbehren; aber meine Frau will ich wieder haben, diese kann ich nicht entbehren." Er ging mit seinen treuen Protestanten in sein Land nach Nérac, um von dort aus die Bewegungen des französischen Hofs zu beobachten.

13) Bei einem der Feste, die auf diesen Frieden folgten, sah Dom Juan von Österreich zuerst die Königin Margaretha. Er war in der

Blüte der Jugend und schon wegen der Schlacht bei Lepanto und wegen der unzähligen Siege über die Türken berühmt. Er war auf der Reise von Mailand nach Flandern begriffen, wo er auf Befehl seines Bruders Philipps II. die Regierung antreten sollte. Philipp fürchtete irgend eine Falle vom Könige von Frankreich, obgleich dieser auf seiner Rückreise von Polen in Wien vom Kaiser sehr wohl war aufgenommen worden; Dom Juan durfte also auf seiner Durchreise in Paris nur incognito und in einer Verkleidung erscheinen. Er war einer der vorzüglichsten Fürsten seiner Zeit, von schöner Gestalt und von ausgezeichneten Geistesgaben. Er hätte wohl gewünscht, in vollem Glanz eines Kaisersohns an dem französischen Hof erscheinen zu können; mehr noch trug er Verlangen, mit der Königin Margaretha bekannt zu werden; aber der Befehl seines Bruders verhinderte ihn daran. Er mußte eine Verkleidung wählen. Er nahm die eines Mohren, um sicher unerkannt zu sein, ließ sich das Gesicht schwärzen und die Haare kraus machen und gab sich für den Sklaven des Octavio von Gonzaga, Bruder des Prinzen Amalfi, aus, der ihn auf dieser Reise begleitete. Denselben Abend, als er zu Paris ankam, war ein Ball im Louvre; die Königinmutter beschäftigte den Hof mit Festen und Ergötzlichkeiten, damit die Staatsgeschäfte ihr in Händen blieben. „Wo die Königinmutter hingeht," sagte Monluc, „folgt ihr ein Ball auf der Fersen nach." Dom Juan ging hin, als Mohr gekleidet, sah die schöne Königin von Navarra mit ihrem Bruder Heinrich III. tanzen. Er bewunderte die seltene Schönheit und erhob sie über alle Schönheiten Spaniens und Italiens. Er sagte zu Gonzaga, der ihn begleitete: „Aunque la hermosura desta Reyna sea mas divina que humana, es mas para perder y damnar los hombros que salvar los."

(„Obgleich die Schönheit dieser Königin mehr göttlich als menschlich ist, so wird sie die Menschen doch eher zur Verdammnis als zur Seligkeit verleiten.") Die Bewunderung, welche Margaretha bei Dom Juan erregte, blieb nicht ohne Vorteil für sie; die Wirkungen erfuhr sie nachmals auf ihrer Reise in Flandern.

14) Philipp II., der seinen Bruder Dom Juan zum Tode verurteilt hatte, fand unter den Papieren des jungen Helden eine Original-Handschrift der Ligue, oder eine Vereinigung zwischen ihm und dem Herzog von Guise, die für Frankreich und für Spanien gleich gefährlich war. Philipp II. benutzte zu seinem Vorteil, was ihn verderben sollte, und tat dem Herzog von Guise den Vorschlag in seinem eignen Namen. So war Dom Juan die indirekte Ursache jener berüchtigten Ligue, diese Quelle so vieler Übel! Die erste Idee dazu kam eigentlich vom Herzog von Lothringen; er hatte sie in Trient gefaßt; der Tod seines Bruders, der von Poltrot ermordet war, hatte die Ausführung verschoben, er nahm sie wieder vor, als sein Neffe Heinrich in dem Alter war, daran teilzunehmen; und der

Tod des Kardinals verhinderte den Herzog nicht, sie wirklich auszuführen.

Heinrich III. blieb ganz ruhig und müßig mitten unter den Unruhen. Statt die Zügellosigkeit des Hofes abzuschaffen, um seiner und um der Religion willen, stiftete er Brüderschaften und stellte sich selber öffentlich bei unanständigen Prozessionen zur Schau. Das Volk ließ sich davon nicht blenden, seine Andacht ward allgemein für eine Mummerei gehalten. Man verbreitete sogar folgende Schrift: „Heinrich, durch seiner Mutter Gnaden träger König von Frankreich und in der Einbildung von Polen; Aufseher des Louvre; Küster von St. Germain; Hansens Schwiegersohn; Halskrausenfältler und Haarkräusler seiner Frau; Krämer am Gerichtshof; Besichtiger der Badestuben; Guardian der vier Bettelmönchsorden und Protektor der Weißmäntel."

15) So entging die Königin von Navarra der größten Gefahr, die ihr jemals gedroht, allein durch ihren mutvollen Geist, der so von allen kleinlichen Rücksichten frei und so reich war an schnellen und glücklichen Einfällen. Welche Talente hätte diese Frau entwickeln können, wäre sie auf einer ihr würdigen Stelle erschienen! Ihr Schicksal hielt sie immer von den großen Geschäften entfernt und gab ihr nichts als die Intrigue. Es ist sicher sehr zu bewundern, daß eine Fürstin, in einem Alter von kaum 24 Jahren, die schönste Frau am französischen Hofe, die keine andere Beschäftigung hatte als Feste und Ergötzlichkeiten, daß diese auch einer recht tiefen Politik fähig ist. Sie ergründet die Menschen, die sie für ihren Bruder gewinnen will, macht Pläne zu seiner Unternehmung, setzt einer unvorhergesehenen Gefahr die bewunderungswürdigste Kühnheit entgegen und findet in der größten Verlegenheit das sicherste und verständigste Mittel.

16) Der Lebhaftigkeit, mit welcher Margaretha von ihrem Bruder und ihrer Liebe zu ihm spricht, sind die verhaßten Gerüchte zuzuschreiben, welche ihre Feinde über ihr Verhältnis verbreiteten. Dem Haß dieser Leute ist ebensowenig unbedingter Glauben beizumessen, als dem Lobe des Herzogs von Anjou, von welchem Margaretha überfließt. Der Widerspruch in den Anklagen gegen sie zeugt uns für den Ungrund derselben, denn so wie ein Teil alles, was Margaretha für ihren Bruder getan, einer unerlaubten Liebe zuschreibt, und in dieser allein den Grund zu ihrer Freude beim Wiedersehen findet, so fällten, nach des treuen Mézeray Bericht, sehr viele über diese Reise ein ganz entgegengesetztes Urteil. „Viele behaupteten laut, sie wäre unter dem Vorwand, für ihren Bruder zu arbeiten, bloß mit dem Vorteil des Herzogs von Guise beschäftigt gewesen, für den sie immer Anhänglichkeit behalten. Sie habe, behaupten sie, dem Dom Juan eine feste sichere Stütze zu verschaffen gesucht, damit der Herzog von Guise und die spa-

nische Regierung ihre Kräfte gemeinschaftlich zur Vertreibung der Protestanten aus Frankreich und aus den Niederlanden anwenden könnten, und alles das, setzten sie hinzu, um während der Unruhen eine anständige Entschuldigung zu finden, nicht zu ihrem Gemahl zu gehen, dessen Religion und mehr noch dessen Person sie haßte."

Man tut besser, diese weithergeholten Gründe nicht anzunehmen, natürlicher ist es, da die scharfsichtigen Hofleute den Zweck und die wahre Absicht ihrer Reise nach Spa so falsch beurteilten, ihrer simpeln naiven Erzählung zu trauen: Daß sie nämlich für ihren Bruder gearbeitet und daß ihre Zuneigung zu ihm auf reine schwesterliche Zuneigung gegründet war. Wenn ihre Verbindung mit Dom Juan von der Art war, wie jene annehmen, was hätte sie dann abgehalten, sich mit dem Spanier zu vereinigen und die Truppen des Herrn von Barlemont in Dinant einzulassen?

17) Über seine Figur ließ der Herzog von Anjou nicht mit sich scherzen. Bussy, sein erster Günstling, sein Freund, hat es mit dem Leben bezahlen müssen. Er spielte mit ihm und mit andern jungen Leuten aus seinem Gefolge ein Spiel, in welchem sich einer von dem andern muß verspotten lassen. Der Herzog verschonte Bussy hierbei nicht, da er an die Reihe kam, forderte er Bussy zu ähnlicher Freimütigkeit auf, der Günstling benutzte diese Erlaubnis und zog den Herzog mit seiner häßlichen Gestalt auf. Dies ging aber über den Scherz, und der Herzog vergab es ihm niemals. Er versöhnte sich mit seinem Bruder Heinrich III., und hinterbrachte diesem die Liebeshändel von Bussy und besonders die Zusammenkünfte, die ihm die Gemahlin des Grafen von Montsoreau verstattete. Der König benutzte das nach seiner Gewohnheit sogleich, um Bussy zu verderben, entdeckte dem Grafen Montsoreau das Verständnis seiner Gemahlin mit Bussy, der Graf lockte ihn zu sich ins Haus und ermordete ihn.

17a) Dieser Heinrich, sagt ein Geschichtsschreiber aus jener Zeit, kleidete sich wie ein Büßender, folgte den Prozessionen, geißelte sich zu gewissen Tagen, beobachtete das Stillschweigen wie ein Karthäuser, dann ging er auf einmal wieder bedeckt von reicher Stickerei und machte den Damen die Aufwartung, gab prächtige Feste und überließ sich der größten Ausgelassenheit und allen ersinnlichen Ausschweifungen.

17b) Der Geschichtsschreiber Dupleix, der aus dem Munde der Königin Margaretha selbst manchen besonderen Umstand zu erfahren Gelegenheit hatte, versichert, sie oft sagen gehört zu haben, sie könne die Tyrannei ihres Gemahls und des Königs nicht länger ertragen und habe ihr ganzes Herz und alle ihre Zuneigung dem Herzoge von Anjou geschenkt, für dessen Heil sie gern ihr Leben gebe.

18) Der eigentliche Zweck dieser Reise war für Katharina, die Macht der Protestanten, ihre Verbindungen und den Geist und die Leidenschaften ihrer Anführer auszukundschaften, um sie leichter zu entzweien und zu besiegen.

Zu Bordeaux hielt Margaretha ihren Einzug mit allem Pomp einer Monarchin. Sie trug ein Kleid mit orangefarbenem Grunde (orange war ihre Lieblingsfarbe), bedeckt mit Edelsteinen und reicher Stikkerei. Sie ritt einen weißen Zelter und ihre hohe Schönheit und königlicher Anstand wurden von dem zahlreichen Volke, das sich bei ihrem Einzuge versammelt hatte, laut bewundert. Die Stände huldigten ihr, und sie beantwortete die verschiedenen Anreden des Erzbischofs im Namen der Geistlichkeit, des Marschalls von Biron als Maire, im Namen der Munizipalität, dann noch eine als Generalleutnant des Königs, dem Präsidenten für seinen Stand und so jedem besonders mit einer Beredsamkeit, Zierlichkeit und Leichtigkeit, wodurch die Einwohner von Bordeaux an die Königinnen Margaretha und Johanna d'Albret erinnert wurden, denen sie an Kenntnissen gleich war und an Schönheit bei weitem überlegen.

Die Vereinigung von Margaretha mit ihrem Gemahl schien aufrichtig und herzlich, während die beiden Höfe zusammen waren, machten sie sich unaufhörlich Liebkosungen. Sie schienen die alten Zwistigkeiten während den Tänzen und Festlichkeiten vergessen zu wollen.

Während die Königinmutter den König von Navarra mit Tänzen und Turnieren ergötzte, suchte sie zwischen ihm und dem Vicomte von Turenne Zwietracht zu stiften. Sie schien einzig mit den Lustbarkeiten beschäftigt und hörte doch nicht auf, Anschläge gegen die Protestanten zu schmieden. Einen Beweis davon gab sie am zweiten Tage ihrer Ankunft zu Auch. Ein alter Edelmann namens Ussac kommandierte die Protestanten in La Réole, sein Alter und sein Gesicht voll Narben machten ihn ehrwürdig, und der König von Navarra hatte viel Zutrauen zu ihm. Während der Hof sich zu La Réole aufhielt, verliebte sich der alte Mann in eine der Hofdamen der Königinmutter. Seine Leidenschaft war bald kein Geheimnis mehr, und seine Dame und der Hof verspotteten ihn und lachten über seine ungeziemende Torheit. Er war böse, daß man ihn auslachte, besonders geriet er sehr in Zorn, da der König von Navarra und der Vicomte von Turenne ihn nicht verschonten. Aus Rache ergab er sich und seine Festung der Königinmutter. Der König von Navarra war auf dem Ball, als sein Kammerdiener ihm diese verdrießliche Nachricht brachte. Ohne sich irgend etwas merken zu lassen, ging er zu Rosni, nachmaligem Herzog von Sully, und zu vier oder fünf seiner übrigen Getreuen und sagte zu ihnen: „So geheim als möglich bestellt alle meine Freunde vor des Stadttor, in einer Stunde werde ich zu Pferde bei ihnen sein, mit dem Harnisch unter

dem Jagdkleide. Wer mich liebt und mir die Ehre gibt, der wird mir folgen!"

Sie gehorchten ihm so pünktlich, daß er sich mit Anbruch des Tages schon vor Florence (einer Stadt in der Grafschaft Armagnac) befand, die Einwohner wegen des Friedens unbewaffnet, mußten sich gleich ohne Widerstand ergeben. Die Königinmutter glaubte ihn noch ganz ruhig in Auch und war sehr überrascht, als sie den Morgen beim Erwachen die Nachricht erhielt. Sie rief lachend: „Das soll für Réole gelten, der König von Navarra will Wurst wider Wurst, aber ich habe doch die fetteste!"

Diese Feindseligkeiten machten eine Zeitlang die beiden Höfe kälter gegeneinander, und die Königinmutter ging nach Agen. Von dort sandte sie Deputierte an den König von Navarra, um eine Aussöhnung zustande zu bringen. Der König war sehr leicht dazu zu bereden, und sie vereinigten sich in Nérac, wo er sich mit seinem ganzen Hofe befand.

Der Kardinal von Bourbon, den die Ligue nachmals zum Könige machte unter dem Namen Karls X., ermahnte eines Tages den König von Navarra, doch recht ernst und aufrichtig die katholische Religion anzunehmen. Der König merkte in seiner Anrede einigen Sauerteig von der Ligue, die sich seit zwei Jahren bildete, und antwortete ihm scherzend: „Mein Oheim, hier behauptet man, Ihr würdet zu Paris zum Könige erwählt, ratet ihnen doch lieber, Euch zum Papst zu erwählen! Diese Rolle ziemt Euch weit besser, und erhebt Euch nicht allein über Eure Wahlherren, sondern auch über sämtliche Könige der Erde."

19) Der Frieden zwischen dem König von Navarra und Margaretha ward also wieder gebrochen, und ist von dieser Zeit an nie wieder recht zustande gekommen. Von hier an enthält das Leben der Margaretha nichts als wiederholte Beweise ihrer Uneinigkeiten, bis der König von Navarra endlich sich von ihr scheiden ließ und doch die Freiheit erhielt, eine andere Gemahlin zu wählen, von da an begegnete er Margaretha mehr gleichgültig, als feindlich.

20) Dieser augenblicklichen Versöhnung muß man die Gleichgültigkeit und den Unglauben zuschreiben, mit welchem der König von Navarra die gehässigen Gerüchte aufnahm, welche über Margaretha und den Vicomte von Turenne verbreitet worden. Philipp von Strozzi wollte die Schwester des Vicomte von Turenne heiraten, und bat deshalb bei Heinrich III. um Urlaub, an den Hof von Navarra reisen zu dürfen. Heinrich hatte aber diese reiche Partie für einen seiner Mignons bestimmt, jene Verbindung war ihm also verdrießlich, da er jedoch Strozzi den Urlaub nicht verweigern konnte, suchte er wenigstens den Vicomte und Margaretha, die er haßte, zu ärgern. Er gab also an Strozzi einen Brief für den König von Navarra, mit

dem Befehl, ihn ihm zu eigenen Händen zu übergeben. In diesem Briefe nun gab er ihm Nachricht von dem Verständnis der Margaretha mit dem Vicomte von Turenne. Er gab ihm den Rat, diesem Liebeshandel ein Ende zu machen, ohne sich über ihn etwas merken zu lassen. Der König von Navarra gab diesen Brief mit der größten Ruhe der Margaretha zu lesen und hernach dem Vicomte. Dieser Schritt des Königs von Frankreich hatte traurige Folgen, er hätte sie wohl voraussehen können! Margaretha war höchst aufgebracht, sie verschaffte sich eine glänzende Rache. Sie zündete einen neuen Krieg an! Man glaubte, die Unruhen durch die Zusammenkunft zu Nerac, gestillt, und Heinrich III. schien ganz unbesorgt wegen der Guyenne. Er und seine Mignons erlaubten sich Spöttereien über den König, seinen Schwager, dem er sehr verächtlich begegnete. Der Herzog von Guise war während der Abwesenheit des Königs von Navarra allein im Besitze der Gunst der Frau von Sauve geblieben, und machte sich auch über ihn wie über einen unglücklichen Liebhaber lustig. Margaretha hatte vor ihrer Abreise vom französischen Hof sich Leute bestellt, die ihr von allem dem sehr genau Nachricht gaben. Da sie nun entschlossen war, sich an ihrem Bruder zu rächen, konnte sie keine bessere Gelegenheit dazu finden, als die Protestanten wider ihn zu waffnen. Zu dem Ende erzählte sie der Fosseuse alle jene Berichte von Paris und die Spöttereien, die man sich über ihren Gemahl erlaube, die Fosseuse ermangelte dann nicht, es sogleich ihrem Geliebten zu hinterbringen. Sie war aber freilich noch zu jung zu einer solchen Intrige und vernachlässigte manche Gelegenheit, den König von Navarra gegen den französischen Hof aufzubringen, Margaretha suchte also ein Fräulein Xainctet, der er auch günstig war, auf ihre Seite zu bringen, hernach gewann sie die Geliebten der Staatsräte, die am meisten Einfluß im Staatsrat hatten. Nachdem alles zu ihrem Vorteile stimmte, ließ sie die Mine springen. In einem Moment stand das ganze südliche Frankreich im Kriegsfeuer, und die Völker wieder unter den kaum niedergelegten Waffen. Durch die Intrige der Königin von Navarra, bekam dieser Krieg den Namen des Kriegs der Verliebten; denn alle, die Anteil daran nahmen und die meisten im Staatsrat waren verliebt, und wurden durch ihre Geliebten zum Kriege verleitet. Hier erkannte man die Tochter der Katharina von Medici und ihre Lehren.

21) Margaretha hätte es sehr ungern gesehen, wenn man am französischen Hofe von ihren Intrigen gewußt und sich durch Gegenanstalten geschützt hätte. Sie schrieb also an Pibrac, die Protestanten wären mehr als je entfernt von allen Kriegsgedanken; das Wohlwollen ihres Gemahls sei ihr Bürge für den Frieden und die Ruhe, — und diese Briefe befahl sie ihm, dem König von Frankreich zu zeigen. Da diese friedfertigen Aussichten seiner Trägheit sehr angenehm waren,

merkte er die Falle nicht, machte sogar seiner Schwester ein Geschenk von fünfzigtausend Livres und schrieb ihr schmeichelhafte Briefe voller Versicherungen seiner Freundschaft.

Er fing an, einigen Verdacht zu schöpfen, als man ihm aus Toulouse und Guyenne schrieb, daß der Krieg wieder losbräche, daß die Leute seiner Schwester öffentlich Waffen trügen, bei den Plünderungen der Städte zugegen wären, und täglich sich mit den Katholiken schlügen. Er gab Pibrac Nachricht davon, trug ihm auf, es der Königin Margaretha zu berichten, und mit seinem ganzen Zorne zu drohen. Sie ließ aber, ohne im mindesten zu erschrecken, durch Pibrac alles ableugnen, und Heinrich schlummerte sorglos wieder ein. — Wie sehr wurde er durch die Nachricht aufgeschreckt, der König von Navarra habe Cahors belagert, erobert und geplündert. Cahors gehörte eigentlich mit zur Apanage der Königin Margaretha von Valois. Der König, ihr Bruder, hatte ihr zur Mitgift die Quercyschen und Agenschen Landvogteien gegeben. Die Rechtsgelehrten Frankreichs waren schon sehr erstaunt darüber, daß ihr Heiratsgut gegen den Gebrauch in Ländereien angewiesen wurde; denn eigentlich sollten die Töchter von Frankreich keine andere Mitgift erhalten, als Geld. Sie erstaunten aber noch weit mehr, als ihr Bruder, um ihre Lage ehrenvoller zu machen, durch Diplome ihr alle von der Krone unzertrennlichen Rechte überließ, sowie die Ernennung der Bischöfe und Äbte. Man hatte ihr sogar, wie schon erwähnt, einen besonderen Kanzler gegeben. Diese Teilung war den Einwohnern von Quercy zuwider; sie waren geschworene Feinde der Protestanten, hatten diese Feindschaft während des letzten Krieges hinlänglich gezeigt, sie waren also nichts weniger als geneigt, dem Könige von Navarra zu gehorsamen. Überdies hielten sich gerade zu Cahors mehrere von denen auf, die sich bei den Massakern nach der St. Barthélemy sehr tätig gezeigt; Margaretha hatte große Lust, diesen Ort, als zu ihrer Apanage gehörig, zu besitzen, sie arbeitete also unaufhörlich daran, den König, ihren Gemahl, zu dieser Belagerung zu überreden, und dieser brachte die andern Häupter der Protestanten auch bald dahin.

Da nun der Krieg nicht länger vor Heinrich III. verhehlt werden konnte, geriet er in heftigen Zorn; er bemächtigte sich der Güter der Revoltierten, besonders derer des Königs von Navarra; sie wurden in Sequestration in die Hände der Generaleinnehmer gegeben, um den Krieg damit zu bestreiten, und das Volk um so viel von seinen Abgaben zu erleichtern; dann gab er, um die Protestanten zu veruneinigen, ein Edikt, nach welchem er alle vorigen Edikte zugunsten der Protestanten bestätigte, unter der Bedingung, daß jeder ruhig bei sich zu Hause bleibe, und zuletzt errichtete er drei Armeen, und gab dem Marschall von Biron das Kommando der einen, die nach der Guyenne bestimmt war.

22) Gleich am Anfange dieses Krieges entging der König von Navarra einer sehr großen Gefahr, bloß durch einen Wink, den Margaretha ihm gab. Sie schrieb ihm, es läge ein Trupp Katholiken, die der Marschall von Biron gesendet, in der Gegend bei Mazéres im Hinterhalte, um ihn zu fangen, es sei tot oder lebend. Der König von Navarra erkannte die Größe dieser Gefahr und rettete sich sogleich, indem er durch die Garonne riet, nach Nérac, wo sich Margaretha befand. Dort war auch sie von einer Furcht beunruhigt, die aber nicht ebenso begründet war. Ihr Kanzler Pibrac hatte bei seiner Ankunft zu Paris, sowohl durch die öffentliche Sage, als durch Heinrich III. und die Königinmutter erfahren: „Die Königin Margaretha wird im Monat März von einer sehr großen Gefahr bedroht, vorzüglich zwischen dem 20. und dem 28. desselben Monats." Den Ursprung dieses Volksgerüchts fand Pibrac in der Weissagung des Astrologen Juntin. Er ließ ihn zu sich kommen und erfuhr von ihm, daß er allen Fürsten, von denen er die Stunde der Geburt wisse, die Nativität stelle, da er sich nun mit dem Schicksale der Königin Margaretha beschäftigt, habe er jene Gefahr gefunden. Pibrac war vernünftig genug, um seine Fürstin nicht mit einem solchen Volksgeschwätz zu beunruhigen.. Da er aber den König von Frankreich selbst und die Königinmutter dasselbe wiederholen hörte, fürchtete er eine Nachlässigkeit zu begehen, wenn er es der Königin von Navarra nicht mitteilte. Er schrieb es ihr also, suchte sie über dergleichen törichte Weissagungen zu beruhigen, riet ihr aber dennoch, indem er von seiner Treue und seinem Diensteifer sprach, sich auf einige Tage von Nérac zu entfernen, denn der Astrologe hatte hinzugefügt, sie werde von der Hand des Königs, ihres Gemahls, getötet werden, und sich nach Agen oder nach dem nahliegenden Port Sainte-Marie zu begeben. Die Königin tat es aber nicht, nicht etwa, als ob sie die Weissagung des Astrologen nicht gefürchtet hätte, sondern weil sie in ihrer Verblendung das Ganze für eine Erfindung von Pibrac ansah, sie von Nérac zu entfernen und sich nach Paris zu ziehen.

23) Der Krieg der Verliebten dauerte kein volles Jahr. Heinrich III., ein Feind aller Anstrengung und jeder Mühe, sparte kein Mittel zum Frieden, und nahm sehr gern die Vorschläge dazu von seinem Bruder an. Dieser suchte unter irgend einem honetten Vorwand die Niederlande wieder zu verlassen; er war des Kriegs in Flandern überdrüssig geworden, wo er sich mehr wie ein Abenteurer, als wie ein Held betragen, und alles, was Margaretha vorgearbeitet hatte, um ihn den Weg zu bahnen, hatte er wieder zerstört.

24) Ihre häuslichen Leiden machten ihr den Aufenthalt zu Nérac dennoch nie zuwider, und konnten sie nie bestimmen, nach Paris zurückzugehen, denn sie ließ noch in demselben Jahre das Haus dort verkaufen, das der König, ihr Bruder, ihr ehemals geschenkt hatte; es

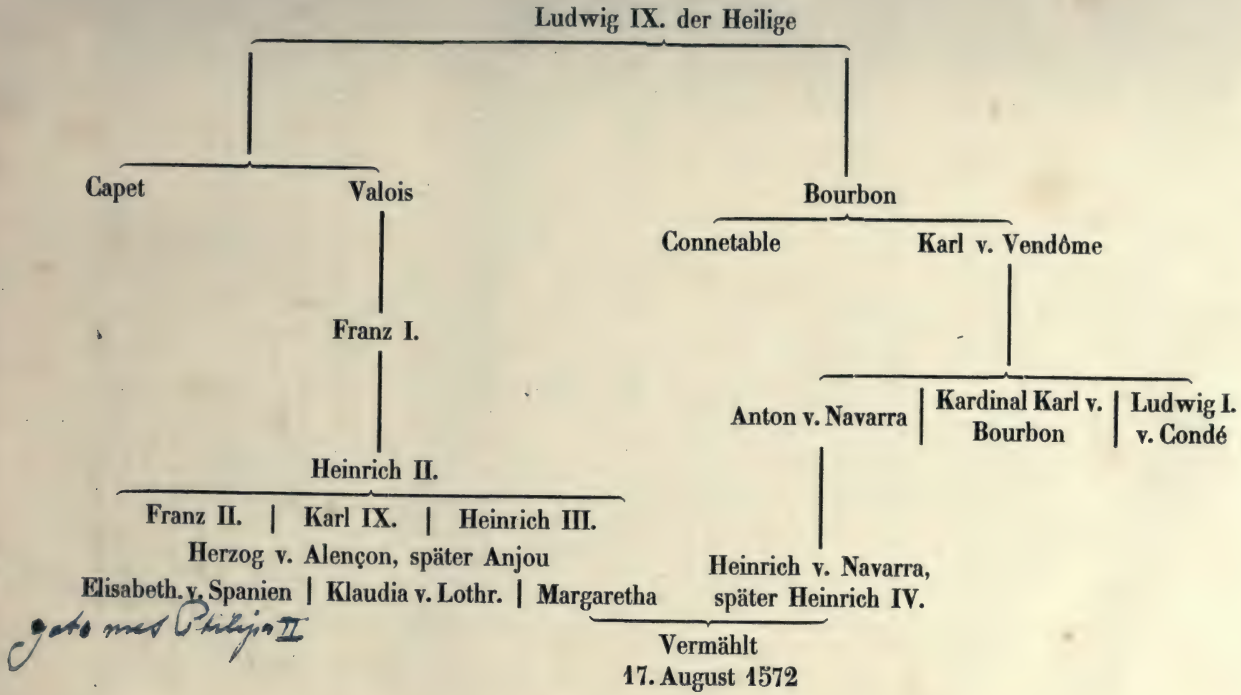
war wegen seiner Größe und wegen der Nähe des Louvres eines der ansehnlichsten in Paris. Sie zwang ihren Kanzler, ungeachtet seiner häufigen Gegenvorstellungen, es erst für sich zu kaufen, und es hernach mit Verlust an die Herzogin von Longueville zu verkaufen. Vielleicht wollte sie ihre beträchtlichen Schulden damit bezahlen, die sie sehr beunruhigten; sie war allein Pibrac an 35 000 Taler schuldig, ohne ihre anderen häufigen Verschwendungen zu erwähnen. Niemals gab es eine freigebigere Fürstin; sie schien in sich allein alle Prachtliebe und allen Aufwand des Hauses Valois zu vereinigen.

25) Außer den „Lebenserinnerungen" blieb uns nur noch „La Ruelle mal assortie", ein geistreicher erotischer Dialog, erhalten.

25 a) Nämlich der Maria Stuart, von der das vorhergehende Kapitel der Brantômeschen „Vie des dames illustres, françoises et étrangères" handelt.

26) Dem zur Zeit herrschenden König.

27) Die Herrschaft geht auf die weibliche Linie über. Kunkel so viel wie Spinnrocken.


Ludwig IX. der Heilige
Capet
Valois
Bourbon
Connetable
Karl v. Vendôme
Franz I.
Anton v. Navarra
Kardinal Karl v. Bourbon
Ludwig I. v. Condé
Heinrich II.
Franz II. | Karl IX. | Heinrich III.
Herzog v. Alençon, später Anjou
Elisabeth. v. Spanien | Klaudia v. Lothr. | Margaretha
Heinrich v. Navarra, später Heinrich IV.
Vermählt
17. August 1572

INHALT

Margaretha von Valois und ihre Zeit. Ein Überblick unter Benutzung zeitgenössischer und späterer Verfasser von Curt Moreck 5

Margaretha von Valois: Lebenserinnerungen, von ihr selbst geschrieben 21

Ergänzungen ihrer Memoiren, nach Mongez und andern französischen Quellen 152

Margaretha von Valois, Königin von Frankreich und Navarra. Von Brantôme 174

Das Zeitalter Heinrichs IV., seine Persönlichkeit und seine Liebschaften. (Unter Benutzung der Schilderungen von Sully, Perefixe, Brantôme, Mongez, Saint-Edme, Schiller und Ranke von C. Moreck) 223

Anmerkungen 267

Abstammungstabelle 302

Buchdruck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

FG 2

DC
122
.9
M2A215
1922

Marguérite de Valois
Margaretha von Valois
Lebenserinnerungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY